Johann Jakob Moser

Oskar Wächter

Digitized by Google

HARVARD LAW LIBRARY.

Received June 6, 1902.

GERMANY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Jakob Moser.

Dargestellt

von

Dr. Oskar Wächter.

BIBLIOTHECA
HORAETIANA.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1885.

Digitized by Google

Rec. June 6, 1902.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert, welches Moser beinahe ganz durchlebte, steht gegen unsere Zeit in vielen Beziehungen sehr zurück. Deutschland hatte eine durchaus unansehnliche Gestalt; das römische Reich, unter einem machtlosen Kaiser in eine Unzahl souveräner Territorien zersplittert, ließ in den Einzelstaaten die selbstsüchtigen und despotischen Bestrebungen ungehemmt zum Verderben der Gesamtheit wuchern. Das bürgerliche Leben zeigt ein gar spießbürgerliches Bild. Von den gewaltigen Erfindungen und Fortschritten des neunzehnten Jahrhunderts noch keine Spur. Die Wissenschaft mühte sich in fast mittelalterlichen Schranken unter einem gelehrten Wust, welcher befreiende und befruchtende Gedanken nicht aufkommen ließ. Im politischen, socialen und religiösen Leben kaum eine Ahnung von den Errungenschaften der Neuzeit.

Und doch hat eben das Dämmerlicht des achtzehnten Jahrhunderts für uns einen ganz besonderen Reiz. Die in jedem Betracht so beschränkten Verhältnisse bilden einen Hintergrund, auf welchem die bedeutende Persönlichkeit sich um so schärfer abheben muß, und den Boden, aus welchem eine charaktervolle Individualität viel eher sich entwickeln konnte als im breiten Strom unserer fortgeschrittenen Zeiten.

In der damals sehr bescheidenen Hauptstadt des kleinen Herzogtums Württemberg, aus einem hier seit Jahrhunderten im Staats- und Kirchendienst verdienten Geschlecht erwächst der Mann, welcher weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus zu wirken berufen war. Sein Absehen ist auf die staatsrechtliche Gestaltung von ganz Deutschland und das Völkerrecht

Digitized by Google

von Europa gerichtet; auf beiden Gebieten hat er unübertroffene Leistungen aufzuweisen. Aber auch um seine schwäbische Heimat, an welcher er mit ganzem Herzen hing, erwarb er sich hohe Verdienste.

Als neunzehnjähriger Professor und Schriftsteller, als Rat in der Landesregierung, als Leiter einer fernen nordischen Hochschule, wiederholt am kaiserlichen Hof zu Wien, häufig Berater vieler Reichsstände in Staatsangelegenheiten, in schriftstellerischer Zurückgezogenheit, dann wieder als Vorkämpfer seiner heimischen Landesvertretung gegen die Uebergriffe eines despotischen Regiments, welches ihm mit mehrjähriger Festungshaft lohnte — überall sehen wir den auf das öffentliche Wohl und das wirklich Brauchbare gerichteten klaren Kopf, den unermüdlichen Arbeiter, den schlagfertigen Kämpfer, den Mann des echten Fortschritts, dem es um humane Verbesserungen auf allen Gebieten zu thun ist; überall erprobt sich Moser als den „ehrlichen Mann", als umsichtigen, tüchtigen Bürger, als aufrichtigen Christen, als selbstlosen Patrioten, welcher sich willig dem gemeinen Besten aufopfert.

Er verschmäht es, sich im Geschmack seines Jahrhunderts mit einer unpraktischen Gelehrsamkeit zu schmücken; er schreibt als Deutscher in deutscher Sprache und meidet die Fremdworte; und wie sein Stil, so ist er selbst: in edler Einfalt, Offenheit, Klarheit und stets auf das Wesentliche, auf die praktische Wahrheit gerichtet.

Die merkwürdigsten Lebensschicksale und die mannigfaltigsten Berührungen mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit erproben ihn als den Mann, der überall zu Hause ist, überall lernen will, nie seine Ueberzeugung und die Wahrheit verleugnet, stets kampfbereit, aber, wo es sein Eigenes gilt, mild und selbstverleugnend, willig, seine ganze Barschaft hinzugeben, um menschliche Not zu lindern, unerbittlich streng gegen jede Schlechtigkeit, ungeblendet vom weltlichen Glanz, aber in liebevollem Verkehr mit den Armen und Niedrigen.

Aller geschraubten Vornehmthuerei und erkünstelten Manier, jedem Prunk abhold, geht er nüchtern und in schlichtester Art einher, ein gediegener Vertreter des deutschen Bürgertums in seiner ungeschminkten Kraft und tiefgegründeten Tüchtigkeit.

Digitized by Google

Ein auf dem Gebiet der Staatswissenschaften höchstberufener Beurteiler in der Mitte unseres Jahrhunderts*) bezeugt: „Eine wahrhaft ehrwürdige Gestalt ist Johann Jakob Moser. Wir haben unter den Deutschen wenig Männer, wenn überhaupt irgend einen, zu nennen, welchem in gleichem Grade und in solchem Vereine felsenfestester Pflichttreue, Unfähigkeit, irgend etwas für Unrecht Erachtetes zu begehen oder zu gestatten, ungeheuchelte, das ganze Leben durchdringende und aufrecht erhaltende Frömmigkeit und Demut, bis in das höchste Alter und durch alle Wechsel des Schicksals bewährte Herzenseinfalt und Harmlosigkeit, dabei aber unermüdetste Arbeitsamkeit, von andern unerreichte Kenntnis im Berufsfache, ausgezeichnete Anstelligkeit und Brauchbarkeit nachzurühmen wäre. Er war nicht bloß der Vater des deutschen Staatsrechts, der Gründer des positiven Völkerrechts, der fruchtbarste Schriftsteller seiner und vielleicht jeder Zeit, sondern er war auch der unbeugsame Märtyrer für die Verfassung seines Vaterlands, der abgesagte und tapfere Feind jeder Schlechtigkeit, der wahrhaft Edle, welcher in jedem Augenblick seiner Ehre alles zum Opfer zu bringen bereit war; endlich aber war er wieder ein Kind im Glauben, der Verfasser von Liedern und Gebeten, ja sogar der Mittelpunkt einer zu außerkirchlicher Erbauung sich vereinigenden Schar von Christen jeder bürgerlichen Stellung und Bildungsart. Er war ‚der Gerechte' im Sinn des Bürgers, des Rechtsgelehrten und des Christen. — Niemand hat wenigstens je die Ehrlichkeit, die Herzenseinfalt und die Gottesfurcht des Mannes bekrittelt. Und in der That, größere, lauterere, unwandelbarere Tugenden dieser Art hat es nie gegeben."

*) R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften. Erlangen 1856. Bd. II, S. 401—424.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
Vorwort		V
Einleitung		VII
I. Abschnitt:	Jugendjahre	1
II. „	Der neunzehnjährige Professor	6
III. „	Erste Reise nach Wien	8
IV. „	Heimreise. Heirat. Hoffnungen	12
V. „	Zweite Reise und Uebersiedlung nach Wien	14
VI. „	Rückkehr nach Stuttgart	20
VII. „	Erlebnisse als Regierungsrat	23
VIII. „	Abermals Professor	27
IX. „	Neue Aussichten. Reise nach Wetzlar	31
X. „	Wiederum Regierungsrat in Stuttgart	34
XI. „	Professur in Preußen	46
XII. „	Inneres Leben	53
XIII. „	Aufenthalt in Ebersdorf	71
XIV. „	Allerlei Aufgaben	82
XV. „	Homburg und Hanau	89
XVI. „	Rückkehr ins Vaterland	94
XVII. „	Gefangenschaft auf Hohentwiel	108
XVIII. „	Die letzten zwanzig Jahre	157
XIX. „	Häusliches Leben	164
XX. „	Gemütsart	172
XXI. „	Schriftstellerische Arbeit	190
XXII. „	Mosers Schriften	211
XXIII. „	Lebensende	254
Anhang:	Verzeichnis der Schriften	260

Digitized by Google

Vorwort.

Moser hat seine Lebensgeschichte kurz vor seinem Tode selbst beschrieben*), veranlaßt durch „die vielen und wunderbaren Abwechselungen der Schicksale“ in seinen etlich und achtzig Jahren, und dadurch, daß „so viele unrichtige oder doch mangelhafte Umstände von seiner Lebensgeschichte in die Welt hineingeschrieben worden“. Diese Aufzeichnungen sind in erster Linie der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt. Außerdem war es durch die Güte des Herrn Dr. Edmund Kübel mir vergönnt, ein auf Hohentwiel von Moser für seine Nachkommen abgefaßtes, sehr reichhaltiges Manuskript über seinen Lebenslauf zu benützen.

Weitere handschriftliche Materialien verdanke ich Herrn Hofrat G. Römer, welcher auch das in seinem Besitz befindliche vorzüglichste Originalbild von J. J. Moser für dieses Buch zu vervielfältigen gestattete.

Endlich hat mit dankenswerter Liberalität die königliche Archivdirektion Einsichtnahme der wichtigen Moserschen Akten gewährt.

Eine umfassende Biographie ist 1868 von August Schmid bearbeitet worden**). Eine Skizze gab 1869 Dr. H. Schulze***).

---

*) Lebensgeschichte Johann Jakob Mosers ꝛc., von ihm selbst beschrieben. 3. Auflage. 4 Teile. 1777 und 1783. Einzelnes früher in den „Schwäbischen Merkwürdigkeiten“ (1757), S. 172 fg.

**) Das Leben Johann Jakob Mosers. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von August Schmid, Pfarrer. Stuttgart 1868, S. G. Liesching. 598 Seiten.

***) Johann Jakob Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Dr. Hermann Schulze, Professor zu Berlin. Mit dem Bildnis Mosers. Leipzig 1869, Breitkopf und Härtel. 35 Seiten.

Digitized by Google

Am 30. September 1785 starb Moser zu Stuttgart. Das hundertjährige Andenken des trefflichen Mannes auch für weitere Kreise zu erneuern, durfte wohl zeitgemäß erscheinen. Nicht leicht mag ein deutscher Mann des vorigen Jahrhunderts so viele Seiten bieten, welche ihn würdig machen, Vorbild seines Volkes zu bleiben. Dem deutschen Reich war seine Hauptarbeit zugewandt; er trug in sich ein Ideal dieses Reiches, wie es erst unsere Tage verwirklicht sehen sollten; aber er hat unter den kümmerlichen Umständen des damaligen heiligen römischen Reichs für die Zukunft unentmutigt gearbeitet. Die deutsche Nation wird ihn allezeit zu ihren besten Männern zählen. Er war aber auch ein Mann von der ganzen Tiefe und Größe deutschen Gemüts, und eben hierin liegt zugleich seine Anziehungskraft für weitere Kreise.

Moser bemerkt in der dritten Auflage seiner Lebensbeschreibung: „Es haben nicht nur Gelehrte, sondern von Fürsten an bis auf das adelige und bürgerliche Frauenzimmer, ja sogar Bauern, Christen und Freigeister, kurz allerlei Arten von Leuten sich die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Lebensbeschreibung zu lesen: es ist also billig, daß auch jede Gattung darin etwas nach ihrem Geschmack finden möge"; er habe deshalb manche kleine Geschichte mit eingeflochten. Diese Anekdoten, namentlich soweit sie Moser selbst betreffen, konnten auch jetzt nicht wegbleiben. Einen andern Bestandteil, welcher dem modernen Geschmack nicht immer gemäß sein mag, bilden die „Religionssachen". Moser selbst aber sagt, er wollte lieber den Druck ganz unterlassen, als diese Stellen nicht mit eingerückt haben, und „daß eben diese Sachen bei manchen unstreitig Gelehrten, auch andern rechtschaffenen Personen von allerlei Stand und Gattungen einen besonderen oder auch den größten Wert der ganzen Schrift ausmachen". Sie durften mithin auch in der neuen Bearbeitung von Mosers Lebensgeschichte nicht unterdrückt werden.

Konnte die überreiche Fülle von Stoff nicht volle Verwertung finden, so wird doch die getroffene Auswahl hinreichen, ein treues Lebensbild zu geben.

Stuttgart, den 8. Mai 1885.

Dr. **Oskar Wächter.**

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Jugendjahre.

Moser stammt aus einem altwürttembergischen Geschlecht, welchem im Jahre 1573 Kaiser Maximilian II. den Adelstand mit dem Beisatz „von Filseck und Weilerburg“ erteilte. Davon hat aber Moser von seinem zweiunddreißigsten Jahre an keinen Gebrauch mehr gemacht, nachdem er, wie er in seinem Lebenslauf sagt, „die Ehre und Güter dieser Welt mit einem andern Auge anzusehen angefangen“. Seine Vorfahren, meist Beamte, zeichneten sich jederzeit durch eine unverbrüchliche Ehrlichkeit aus, so daß Moser als den Grundcharakter seiner Familie die Ehrlichkeit bezeichnet, nämlich „ein rechtschaffenes, aufrichtiges und gerades Bezeigen, ohne Falsch, ohne Nebenabsichten, ohne Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht, stetes Handeln nach bestem Wissen und Gewissen“.

Unter seinen Vorfahren mütterlicherseits steht der württembergische Reformator Johannes Brenz.

Sein Vater, Expeditionsrat zu Stuttgart, verehelicht mit einer Tochter des Dompredigers Misler zu Stade, starb 1717.

Am 18. Januar 1701 wurde Moser geboren; er bemerkt in seinen Aufzeichnungen, er sei gerade so alt wie das Königreich Preußen, da an jenem Tag der erste König von Preußen gekrönt worden; und in der That ist dieses Zusammentreffen von tiefer Bedeutung. Aus dem preußischen Königshause sollte — 170 Jahre später — der Gründer des neuen deutschen Reiches erwachsen. Mit dem kümmerlichen deutschen Reich seiner Zeit, dem heiligen römischen Reich und der Verfassung desselben, sollte Moser

Digitized by Google

in langer Arbeit, durch mehr als sechs Jahrzehnte, sich mühen, während er in freiem, großem, echt staatsmännischem Blick das Ideal eines deutschen Reiches in sich trug, welches eben dieses Königshaus, gleichfalls in mühseligem und hingebendem Ringen, zu verwirklichen sich berufen fühlte und in nie zuvor geahnter Größe und Trefflichkeit verwirklicht hat.

Als Schüler war er von unersättlichem Wissensdrang erfüllt, welchem indes eine richtige Leitung abging. So wurde er, wie er sagt, ein Bücherwurm. Da er einst von einem Buchhändler hörte, derselbe wolle seinen Ausschuß von alten Büchern als altes Papier erlassen, ließ der junge Moser seinem Vater keine Ruhe, bis er ihm den ganzen Vorrat, 1200 Bände, erkaufte. Sie waren meist theologischen und philosophischen Inhalts und wurden eifrig von ihm verschlungen. Später erkannte er, daß diese Vielleserei den eigentlichen Schulstudien hinderlich gewesen, tröstete sich aber damit, daß er wenigstens die Zeit nicht in schlechter Gesellschaft zugebracht habe. Auf dem Gymnasium wurden von dem Schüler lateinische Verse erfordert; einst brachte er deren tausend auf einmal, und der lateinischen Reden (namentlich zum Lob des Landlebens und des Ackerbaus) nach und nach so viele, daß der Rektor seinen Fleiß als überlästig rügte.

Von freien Stücken trieb er die griechische Sprache, bis er einst, weil er ein Wort mit einem unrichtigen Buchstaben geschrieben, von dem Präceptor mißhandelt und ihm dadurch diese Sprache verleidet wurde. Moser erzählt dies als zweiundachtzigjähriger Mann und bemerkt dabei: „Wie viele Liebe, Geduld und Weisheit wird von einem Lehrer erfordert! Wie hoch sollte man einen rechten Lehrer schätzen!"

Zugleich bedauert er, in seiner Jugend keine Anleitung zu guter Lebensart bekommen zu haben, ein Mangel, den er durch sein ganzes Leben als großen Nachteil empfunden; „daher diejenigen, welche hierin glücklicher gewesen, es als eine große Wohlthat ansehen, die Eltern aber diese Obliegenheit ja nicht versäumen sollten".

In demselben Jahre, in welchem sein Vater starb, bezog Moser, erst sechzehn Jahre alt, die Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Mit ungemeinem Eifer warf er sich auf

Digitized by Google

die Studien. Aber auch hier mangelte ihm eine sachgemäße Anleitung. Mein ganzes Studium, so berichtet er, war abermals lauter Unordnung. In der Philologie hatte ich nicht genug und in der Philosophie wenig gethan; dieses sollte ich nun nachholen. Die geschichtlichen Fächer wurden in wenig befriedigender Weise vorgetragen; der eine Professor las zehn Jahre, bis er ins neunte Jahrhundert kam; ein anderer, über Reichsgeschichte, brauchte ein ganzes Halbjahr von dem Anfang der deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen. Am römischen Recht fand ich keinen Geschmack. Mein ganzes Gemüt wurde auf das deutsche Staatsrecht gezogen, weil ich lauter brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten suchte und in dieser Wissenschaft zu finden glaubte. Aber von dem, was ich weiß, habe ich gar sehr wenig aus Kollegien, sondern fast alles durch eigenen Fleiß aus Büchern, Nachdenken und Erfahrung gelernt. — Ich suchte den Umgang mit andern fleißigen und gesetzten Studiosen; wir machten eine kleine gelehrte Gesellschaft, kamen wöchentlich etlichemal zusammen, teilten einander mit, was wir indessen Besonderes gelernt und bemerkt hatten und führten ein Protokoll darüber. Daneben setzte ich mich mit einem übertriebenen und der Gesundheit schädlichen Fleiß über die Bücher. Ich ließ mich alle Morgen um 2 Uhr durch den Nachtwächter wecken, und meine mutwilligen Kameraden zogen oft schon um 11 Uhr mein Glöcklein an, da ich dann (in der Meinung, der Wächter thue es) aufstand und manche Nacht fast gar nichts schlief. Dies hatte aber üble Folgen für meine Gesundheit, so daß ich auf des Arztes ernstlichen Befehl genötigt wurde, darin klüger zu handeln. — Hätte ich viel Geld gehabt, so wäre wohl auf der Universität aus meinen Studien nicht viel herausgekommen; da ich aber für Nebenausgaben (außer Tisch und Wohnung) mit 10 Gulden (17 Mark) ein halbes Jahr auskommen sollte und mich schämte, Schulden zu machen oder bei andern etwas zu genießen, ohne es ihnen wieder heimgeben zu können, so hielt mich dies von unnützen Ausgaben und Gesellschaften zurück. — Als ich Zutritt zu der Universitätsbibliothek (welche indes damals gar nichts von neuen oder für mich taugenden Schriften enthielt) bekam, legte ich mich stark auf die gelehrte Geschichte, sonderlich der Universität Tübingen;

Digitized by Google

wie ich denn, als ich erst siebzehn Jahre alt war, anfing, Schriften herauszugeben; die erste*) betraf die Tübinger Theologen, welche vor der Reformation gelebt hatten, und war für meine Umstände ein Meisterstück, so daß ich mir später nicht mehr getraut haben würde, sie zu schreiben. Zugleich unterhielt Moser einen gelehrten Briefwechsel mit namhaften Männern in Frankfurt, Jena und Lüneburg.

Aus dieser Studienzeit berichtet er noch einige Erlebnisse. Ich bekam ein hitziges Fieber, welches so heftig wurde, daß mir der Arzt sagte, ich sollte mich auf das Sterben gefaßt machen. Mir war sehr bange auf den Tod und die Ewigkeit; darüber geriet ich in einen viele Stunden lang anhaltenden, überaus starken Schweiß, mit welchem aber die Krankheit brach und, nach des Arztes Ausspruch, für dieses Mal mich die Todesfurcht von dem Tod befreite.

Einst ritt ich mit einem Freunde von Rottenburg nach Tübingen zurück und es wurde stockfinster. Als wir endlich die steinerne Neckarbrücke zu Tübingen erreichten, galoppierte ich voran, wußte aber nicht, daß der Schlagbaum am Ende der Brücke vorgezogen war; mein kleines Pferd kam unter dem Schlagbaum durch, ich aber rannte mit voller Macht mit der Brust gegen den Schlagbaum, so daß es kaum begreiflich war, daß ich mich dennoch auf dem Pferd erhalten und nicht auf der Stelle den allergrößten Schaden erlitten habe; doch ist es wahrscheinlich, daß mir dieser Stoß bei meiner ohnehin von Geburt aus schwachen Brust mein Leben lang nachgegangen ist.

Ein andermal brachte ihn ein Ritt in Gefahr, zu erfrieren. Den 7. Januar 1719 ritt ich von Tübingen nach Stuttgart in Gesellschaft des reitenden Tübinger Boten, des Stadtschreibers von Tübingen und eines Studierenden der Theologie. Es war eine außerordentlich grimmige Kälte, und als wir das eine halbe Stunde lange Thal zwischen Lustnau und Bebenhausen passierten, erstarrten wir und unsere Gesichter alle: der Bote machte ein trotziges und der Stadtschreiber ein ernsthaftes Gesicht, der andere Student weinte, und ich mußte über ihn lachen. Der Bote ritt

*) Anhang Ziffer XXVI, 1.

Digitized by Google

voran und sein Pferd blieb zu Bebenhausen vor dem Hause, wo er allemal abstieg, stehen, unsere Pferde thaten daher ein Gleiches; keiner von uns allen aber konnte sich bewegen oder etwas sprechen, viel weniger absteigen. Die Leute merkten es endlich, zogen uns von den Pferden, schleppten uns die Treppe hinauf, machten die warme Stube auf, ließen uns aber nicht hinein, sondern nur die warme Luft aus der Stube an uns gehen, daß wir nach und nach erwarmen sollten. Nun hätten wir, da wir einander ansahen, alle gern gelacht; aber unsere Gesichter waren so gefroren, daß es unmöglich war, auch nur eine Miene zu verändern, welches, da innerlich ein Trieb zum Lachen da war, uns empfindliche Schmerzen in den gefrorenen Teilen des Kopfes verursachte. Wir tauten endlich wieder auf, nahmen etwas Branntwein und machten uns weiter. Eine Stunde davon mußten wir aber Kälte halber wieder einkehren, und das neugebackene Roggenbrot, welches ich zu Bebenhausen mitgenommen und in die Hosentasche am Leib gesteckt hatte, war steinhart gefroren. Als ich endlich nach Stuttgart zu meiner Mutter kam, konnte ich nur eine Silbe nach der andern aussprechen. Sie sagte: „Mein Gott! was ist dir? Hast du einen Schlagfluß bekommen?" Ich sagte: „Nein! — ich — bin — so — er—fro—ren!" u. s. w.

Als Probe seines weichen Herzens berichtet Moser: Gegen alle Gewohnheit der Studenten hatte ich schon auf der Universität mit den Pferden, die ich ritt, so viel Mitleiden, daß ich sie alle Berge hinauf, damit es ihnen nicht zu sauer geschehen sollte, an der Hand führte und sie immer nach etlichen Stunden wieder fütterte, so daß mir einige Pferdeverleiher keine Pferde mehr geben wollten, weil ich sie dadurch verderbe.

Nicht nur in Bibliotheken, auch bei den Professoren suchte er Bücher der verschiedensten Art habhaft zu werden und lernte aus denselben weit mehr, als aus den geistlosen Kollegien der damaligen Lehrer. Er hatte von Jugend auf Interesse für alle Arten von Büchern gehabt und sich eine ungemeine Kenntnis derselben angeeignet. Als Beleg dafür, daß auch ökonomisch die Bücherkenntnis nicht unnütz sei, erzählt er: Ich traf in einem Stuttgarter Buchladen unter alten gebundenen Büchern ein zu Kaiser Karl V. Zeiten gedrucktes Buch (Pasquillorum Tomi duo

Digitized by Google

in 8°) an. Der Buchhändler bot es mir für 12 Kreuzer (34 Pfennige); ich sagte ihm aber, er solle es aufheben, er könnte vielleicht einen Dukaten (10 Mark) daraus lösen. Bald hernach zahlte ich ihm einen Dukaten dafür und bekam 12 Dukaten für das Buch, konnte aber dem Käufer zeigen, daß, wenn in den holländischen Auktionen ein Exemplar zu haben sei, es allemal wenigstens mit 500 Gulden (857 Mark) bezahlt werde.

Zweiter Abschnitt.

Der neunzehnjährige Professor.

Moser hatte sich vorgesetzt, mit neunzehn Jahren Professor zu werden, teils, wie er sagt, aus Ehrbegierde, teils weil er hoffte, es werde ihm dabei nicht an Brot fehlen und er mithin seiner mit sieben Kindern beladenen Mutter nicht mehr beschwerlich sein dürfen. Er meldete sich also, obwohl er sich in der Rechtswissenschaft noch schwach fühlte, zum Examen. In diesem selbst machte „Freimütigkeit und eine List", daß es gut ging; er führte eine ihm bekannte paradoxe Ansicht eines berühmten Gelehrten an, worauf denn sofort die Examinatoren auf diesen Punkt hinfielen, und das war es eben, was Moser wollte; darüber verging nämlich ein guter Teil der Zeit und das Examen war bestanden. Nun sollte er aber noch die vorgeschriebene Disputation halten. Hier galt es, eine besondere Schwierigkeit zu überwinden. Der in Universitätssachen gebietende Kanzler (Pfaff), früher Mosers besonderer Gönner, hatte diesem wiederholt seine (des Kanzlers) jüngste Schwester zur Ehe angetragen. „Ich hatte es ihm," schreibt Moser, „dreimal abgeschlagen; das ließ er mich redlich entgelten. Denn als es zur Disputation kam, suchte er mich auf alle Weise verächtlich zu machen. Ich biß mich aber wacker mit ihm herum. Es ging alles so gut ab, daß ich alle Ursache hatte, vergnügt zu sein."

Digitized by Google

Ich hatte indessen eine heraldische und politische Erklärung des württembergischen Wappens in einem kleinen Folianten verfertigt. Diese präsentierte ich dem Herzog, bat um eine außerordentliche Professur der Rechte zu Tübingen und erhielt sie sofort. Aber nun fing es an, aus einem andern Ton zu gehen. Ich war erst neunzehn Jahre alt, war arm und konnte in nichts Figur machen, hatte unter den Professoren keine Anverwandte, die meisten Studenten waren schon vor mir auf der Universität gewesen. Nach gehaltener Antrittsrede wurde mir zugeteilt, öffentlich über Justinians Novellen (einen Teil des corpus juris) zu lesen. Jedoch, wenn Tribonianus (Kaiser Justinians Minister) selber darüber gelesen hätte, würde er in Tübingen und vielleicht auch an vielen andern Orten keine Zuhörer bekommen haben. Ich versuchte es indessen; es kamen auch anfangs aus Vorwitz einige Zuhörer. Aber in kurzem war ich allein; auch zu den übrigen von mir angebotenen Vorlesungen fand sich niemand: es war kein Wunder und würde auch einem Geschickteren, als ich war, damals nicht besser gegangen sein, weil der Nepotismus herrschte. Uebrigens kam mir sehr wohl zu statten, daß ich als Studiosus mich ordentlich aufgeführt und mir einen guten Namen erworben hatte; daher mir, so lange ich Professor war, von seiten der Studierenden niemals das geringste Unangenehme begegnete.

Indes behielt der junge Professor guten Mut und verlobte sich, als er erst neunzehn Jahre alt war und noch kein Brot hatte, mit der zwei Jahre jüngeren Tochter des württembergischen Regierungsrats (damals „Oberrat" genannt) Dr. Johann Jakob Bischer, Friederike Rosine. Wie er zu dieser Wahl kam, beschreibt er in Kürze: Als ich im Sinne hatte, zu heiraten, habe ich meine älteste Schwester ersucht, mir eine Person vorzuschlagen, die ein gutes Gemüt hätte; übrigens möchte es mit ihrer Schönheit, Vermögen u. s. w. beschaffen sein, wie es wolle. Sie schlug mir darauf meine nachherige Frau vor, und ich folgte diesem Rat. Ich versprach mich mit ihr bloß um ihres natürlich guten Gemütes willen, welches mich eine vergnügte Ehe hoffen ließ, was auch, gottlob! erfolgt ist.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Erste Reise nach Wien.

Mosers Beruf für das öffentliche Recht prägt sich nun in seinem Entschluß aus, an den Sitz der kaiserlichen Regierung überzusiedeln.

Weil ich in Tübingen, so berichtet er, weder eine Besoldung, noch sonst Brot, auch, in Ermangelung aller Zuhörer, nichts zu versäumen hatte, entschloß ich mich, nach Wien zu reisen. Um hier desto besser fortzukommen, und aus Eitelkeit, wagte ich es, ob ich gleich erst zwanzig Jahre hatte, um den Regierungsratstitel zu bitten, und begab mich zu dem Ende in das Bad Teinach, wo der Hof sich damals aufhielt. Ich traf den Minister (v. Schüz) auf dem Spaziergang und eröffnete ihm mein Vorhaben; er machte mir aber anfangs schlechte Hoffnung, weil ich noch keinen Bart und der Herzog sich entschlossen hätte, mit Verleihung dieses Ranges sparsam zu sein. Auf das erste antwortete ich ihm, daß, wenn es auf den Bart ankäme, der Bock die nächste Anwartschaft haben müßte. Diese meine Freimütigkeit war ihm halb recht und halb nicht; doch ließ er sich in ein etlichstündiges Gespräch über allerlei württembergische Staatshändel mit mir ein. Schließlich sagte er, ich sollte ihm mein Gesuch geben. Um 11 Uhr gab ich es ihm und um 2 Uhr war meine Ernennung schon vom Herzog unterschrieben. Der Minister stellte mir die herzogliche Entschließung selbst zu und ließ sich dabei deutlich genug merken, welche Erkenntlichkeit er dagegen von mir erwarte. Ich konnte und wollte mich nicht darauf einlassen, verlor aber dadurch auf die Zukunft die Hoffnung seines Beistandes. Bei den ärmlichen Umständen, darin ich meine erste Reise nach Wien unternahm, würde ich sehr wenigen oder gar keinen Nutzen davon gehabt haben und bei den meisten Personen von Einfluß, ja dem Kaiser selbst, wohl nicht einmal vorgelassen oder doch kurz abgefertigt worden sein. So aber öffnete mir mein Regierungsratscharakter überall den Eingang und half mir dazu, durch diese Reise den Grund meines künftigen Glückes zu legen.

Digitized by Google

Ich reiste darauf im Herbst 1721 mit sehr wenigem Geld und in schlechter Figur auf der Donau von Ulm aus nach Wien, ohne irgend eine Adresse und ohne daß ich jemand gefragt oder mir jemand geraten hätte, was ich thun oder wie ich mich an einem so großen Hofe aufführen sollte; daher es freilich viele Fehler setzte.

In Wien wandte ich mich geradeswegs an den Reichsvicekanzler, Grafen v. Schönborn, und Gott fügte es, daß er, obgleich meine Lebensart und ganze Person gar nicht hofmäßig war, mich seiner Gnade würdigte. Gleich zu Anfang bekam ich das viertägige Fieber, womit ich mich auch die ganze Zeit meines Aufenthalts allda schleppen mußte.

Ich hatte verschiedenemal bei Kaiser Karl VI. Audienz. Einmal trug es sich zu, daß ich eben um die zu Erteilung der Audienz gegebene Stunde, welche ich nicht versäumen durfte, mein Fieber bekam. Ich hielt in dem kaiserlichen Vorzimmer den (Fieber-) Frost aus, und als ich in der (danach einfallenden) Hitze war, wurde ich zum Kaiser hineingerufen, während ich mich so matt fühlte, daß ich kaum stehen konnte. Aus Eitelkeit redete ich den Kaiser lateinisch an; er antwortete mir auch in eben dieser Sprache, und zwar länger, auch etwas deutlicher, als sonst seine Gewohnheit war. Des andern Tages schickte der Kanzler zu mir, ich dürfe mir eine kaiserliche Gnade ausbitten. Ich bat darauf um eine Medaille zum Andenken und erhielt eine goldene Gnadenkette mit des Kaisers Bild und Wahlspruch.

In Wien suchte und fand Moser vornehmlich Gelegenheit, in den bedeutenden und für Fremde schwer zugänglichen Bibliotheken und Archiven seine Kenntnisse und Materialien behufs Ausarbeitung staatsrechtlicher Schriften zu bereichern.

Auch arbeitete er hier an einer Schrift: „Unparteiische Urteile von juridischen und historischen Büchern", welche indes erst später (1722—1725) gedruckt wurde*). In Wien wollte er sie einem Verleger antragen; allein dieser gab sie ihm wieder zurück mit dem Bemerken, ein Reichshofrat, dem sie zur Prüfung vorgelegen, habe erklärt, ein solche Arbeit könne ein so junger

*) Anhang Ziffer XXIV, 1.

Digitized by Google

Mensch, wie der Buchhändler den Verfasser beschrieben, nicht verfertigt haben; die Arbeit müsse also wohl eine fremde sein, welche fortzusetzen der vorgebliche Verfasser hernach nicht imstande sein würde. Auch sammelte er zu seiner „Bibliotheca manuscriptorum, maxime anecdotorum, eorumque historicorum*),“ namentlich aus einem ihm geliehenen alten Wiener Privilegien- und Stadtrechtbuch.

Obwohl er nun vielfache Anerkennung und Anknüpfung fand, konnte er es nicht zu einer Aussicht auf eine entsprechende Stellung bringen. Ueber das Hindernis, welches ihm hier entgegenstand, sollte ihn bald ein besonderer Vorfall aufklären. Durch seine litterarischen Beschäftigungen wurde er mit einem hochgestellten und dem Reichskanzler nahestehenden Prälaten, dem gelehrten Benediktinerabt Gottfried v. Göttweig, bekannt und von diesem sehr oft zu Gast gebeten. Endlich, erzählt Moser, machte mir der Prälat (wie ich lange genug vorausgemerkt hatte) den förmlichen Antrag; ich wüßte, wieviel Gnade der Reichskanzler für mich hätte; er habe mich auch bei dem Kaiser in einen guten Kredit gesetzt, daß mir ein ansehnliches Amt zugedacht sei; ich wüßte aber, daß Ihro Majestät niemand in Dienst nähmen, der mit der lutherischen Erbsünde behaftet wäre; wenn ich also glauben könnte, daß ihre Religion so gut wäre als die meinige, so habe die Sache ihre Richtigkeit; ich sollte mich auch nicht eher öffentlich erklären, bis ich meine Bestallung hätte; und weil die Lutheraner ohnehin nichts aus dem Verlöbnis machten, so könnte ich meine Braut aufgeben, wogegen man mir zu einer guten Heirat von etwa 100000 Gulden behilflich sein wolle. Arm war ich und ich hatte damals keinen Funken wahrer Religion. Aber erstens war ich zu ehrlich, als daß ich mich hätte äußerlich stellen mögen, ich halte die katholische Religion für besser als die evangelische; zweitens dachte ich, sei die christliche Religion wahr, so könne die katholische nicht die wahre christliche Religion sein, als deren Kirchenverfassung und Lehrsätze (der Zulassung in Ansehung des Lebenswandels nicht zu gedenken) ich (ich mochte es auch noch so unparteiisch betrachten, als ich wollte) schlechterdings nicht, weder

*) Anhang Ziffer XXII, 2.

Digitized by Google

mit der niedrigen Gestalt des Reiches Jesu auf Erden, noch mit den Lehrsätzen des Neuen Testamentes, noch mit dem Vorbilde Christi und seiner Apostel reimen konnte. Ich lachte also herzhaft und sagte zu dem Herrn Prälaten, der Handel käme mir verdächtig vor. Er fragte, warum? Ich antwortete, er biete mir gleichbald freiwillig auf meinen Luther so viel auf. Wenn er gesagt hätte, ob ich nicht tauschen wollte, so hätte ich es noch in Ueberlegung nehmen können; da er mir aber gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen so viel zulege, müsse seine Ware schlechter sein als die meinige.

Von seinem Wiener Aufenthalt erzählt Moser folgende Anekdote: Die Magd in dem Hause, wo ich wohnte, sagte einmal zu mir, als sie das Bett machte, ich singe alle Tage so schön! Ich antwortete ihr, wenn sie solches Wohlgefallen daran habe, wolle ich ihr mein Gesangbuch leihen; es sei nichts wider ihre Religion darin. Des andern Tages sang sie lange, aber ohne alle Melodie. Als sie wieder kam, sagte ich, nun, sie habe ja heute lange gesungen; was sie denn gesungen habe? Sie versetzte, es sei gar ein schönes Lied; aber es sei so lang, sie könnte es mir nicht sagen. Als ich es mir nun von ihr zeigen ließ, hatte sie das Register gesungen.

Moser hatte Gelegenheit, mit vielen Mitgliedern des Reichshofrates, welchem die wichtigsten staatsrechtlichen Fragen der einzelnen Reichsstände vorlagen, und häufig mit den höchsten Hof- und Staatsbeamten zu verkehren. Sie alle bekamen von ihm die ungeschminkte Wahrheit mit rückhaltloser Offenheit zu hören. Seine Geradheit und Unbestechlichkeit war ihnen etwas Neues. Einstens, so erzählt er, sagte ein vornehmer Herr in Wien zu mir, ich würde einmal kein Minister werden! Ich versetzte, das sei meine geringste Sorge, doch möchte ich wissen, warum. Mir wurde die Antwort, ich sei zu ehrlich dazu! Ich fragte, ob denn Minister sein und ehrlich sein unverträgliche Sachen seien? Darauf hieß es: je nachdem man das Wort ehrlich nehme.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Heimreise. Heirat. Hoffnungen.

In Wien zeigte sich keine Aussicht. Sollten nicht die gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen im Vaterland sich verwerten lassen? Vernehmen wir Mosers weitere Erzählung. Im Frühjahre 1722 reiste ich auf die möglichst sparsame Weise wieder nach Haus; ich hatte noch das Fieber und war sehr elend. Weil ich mit dem Linzer Boten bis Linz ging, mußte ich Tag und Nacht an einem Stücke fort reisen und konnte, wenn ich meines Befindens wegen von dem Wagen absteigen mußte, weil derselbe nicht auf mich warten wollte, ihn fast nicht wieder erreichen; auch war es Fastenzeit und ich bekam nichts als Fische zu essen. Als wir nach Mölck kamen, ließ ich die andere Gesellschaft speisen, kroch kümmerlich den Berg hinauf in das berühmte Benediktinerkloster und besuchte daselbst zwei Gelehrte, mit denen ich von Wien aus in Briefwechsel gestanden; sie zeigten mir die ansehnliche Bibliothek; da ich aber sehr eilen mußte, um meine Gesellschaft noch zu erreichen, drückte ich eine der beiden in meinen Rocktaschen verwahrten Flaschen Ungarweins (welche mir in Wien, meine schwache Gesundheit unterwegs zu stärken, geschenkt worden) an einer Säule entzwei, und als ich sie noch retten wollte, erging es mir mit der andern Flasche ebenso. — Zu Linz geriet ich in einen solchen Schlaf, daß die Wirtsleute meinten, ich sei tot. Von Linz ging ich nach Regensburg, bald zu Land, bald auf der Donau in einem offenen Nachen. In Regensburg hielt ich mich einige Tage auf und hatte Gelegenheit, in der Bibliothek des Benediktinerklosters viele Handschriften durchzusehen. In Nürnberg ging mir das Geld aus. Wenn es nun Mittagszeit war, sagte ich, man habe mich zu Gast geladen, ging mit leerem Magen einige Stunden spazieren und ließ mir abends nur ein Glas Bier und etwas Brot geben. Indessen setzte ich mich hin, arbeitete an meinen „Unparteiischen Urteilen“ fort, bekam auch zu denselben mit meiner andern in Wien angefangenen Schrift (Bibliotheca manuscriptorum) einen

Digitized by Google

Verleger und wurde dadurch in den Stand gesetzt, nun auch im Wirtshaus speisen und nach kurzer Zeit meine Reise weiter, wiewohl wiederum sehr sparsam, fortsetzen zu können.

So gelangte ich endlich nach Stuttgart und hatte die Kühnheit, wiewohl ohne jede sichere Aussicht weiteren Fortkommens, den 16. Juni 1722 Hochzeit zu machen. Dieser sein Ehestand „dauerte in das einundvierzigste Jahr auf die möglichst vergnügte Weise".

Aber dem gleich darauf folgenden Erlebnisse mußte Moser die Ueberschrift geben: Widriges Schicksal. Ich hatte mir Hoffnung gemacht, die mir widerfahrene kaiserliche Gnade werde in meinem Vaterland eine gute Wirkung haben; aber gerade umgekehrt machte dieselbe einen widrigen Eindruck. Der württembergische Minister sagte mir, man könne nicht begreifen, warum mir, als einem jungen unverdienten Mann, auf diese Weise begegnet worden sei; ich müßte nur Geheimnisse zum Nachteil des Hauses Württemberg mitgeteilt haben u. dergl. Auch beschuldigte man mich, ich führe eine verdächtige Korrespondenz nach Wien. Es war also in meinem Vaterlande nichts für mich zu thun.

Moser beschäftigte sich zumeist mit schriftstellerischen Arbeiten und Rechtsgutachten, deren manche in wichtigen staatsrechtlichen Fragen von auswärtigen Reichsständen von ihm erfordert wurden. Aber er verfolgte auch mit dem lebendigsten Anteil alle Fragen, welche mit der Verfassung des deutschen Reichs und seiner Behörden, namentlich auch der Stellung des höchsten Reichsgerichts, im Zusammenhang standen. Das Reichskammergericht zu Wetzlar hatte immer Schwierigkeiten, die zu seinem Unterhalt erforderlichen Geldmittel angewiesen zu erhalten. Es wurde deshalb der Gedanke angeregt, einen eigenen Sustentationsfonds für dieses Gericht zu schaffen. Hierüber nun arbeitete Moser einen eingehenden Plan aus, teilte denselben einem Mitglied des Reichskammergerichts mit und begab sich auf dessen Rat selbst nach Wetzlar. Allein dort wurde ihm der Bescheid, das Reichskammergericht seinerseits könne in der Sache nichts thun; es komme auf den Kaiser und das Reich an; er möge sich also in Wien damit melden.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Zweite Reise und Uebersiedlung nach Wien.

Moser war denn auch rasch entschlossen, im Vertrauen auf seine gute Sache und die vor drei Jahren am kaiserlichen Hof gewonnenen Beziehungen die Reise zu unternehmen. „Ich ging sofort im Herbst 1724 zum zweitenmal nach Wien und brachte meine Vorschläge allda an. Aber der Reichshofrats-Präsident (Graf v. Windischgrätz) sagte mir rund heraus, wenn ich sonst nichts in Wien zu verrichten hätte, könnte ich nur wieder nach Hause reisen; denn wenn meine Vorschläge auch die besten und praktikabelsten wären, würde doch niemals etwas daraus werden, das Kammergericht gebe ja so nichts auf den Kaiser; was würde erst geschehen, wenn es des kaiserlichen Hofes gar nicht mehr bedürfte!"

Doch Moser ließ sich nicht entmutigen. Der Reichsvicekanzler war ihm von dem ersten Aufenthalt her noch wohl gewogen und übertrug ihm die Ausarbeitung wichtiger Gutachten über staatsrechtliche Fragen. „Und weil ich, wenn er etwas von mir verlangte, es so schnell lieferte, daß es ihm unbegreiflich war, er auch ein aufrichtiges Gemüt an mir wahrnahm, gewann er mich immer lieber. Einst trug er mir Freitags eine Arbeit auf und schickte mir den folgenden Mittag die dazu nötigen Aktenstücke. Ich setzte mich denselben Nachmittag und die ganze Nacht hin, machte den verlangten Aufsatz, kopierte ihn und ließ mich Sonntagnachmittags zur Audienz bei dem Kanzler melden; er ließ mich fragen, was mein Begehren sei; ich antwortete, ich hätte den verlangten Aufsatz; er konnte es kaum glauben; als ich aber die Arbeit präsentierte und er sie durchblättert hatte, erstaunte er darüber."

Zu dem damaligen Reichshofrats-Vicepräsidenten, Grafen v. Wurmbrand, war sehr schwer zu kommen, und er hatte mich auf mein Anmelden nie vor sich gelassen. Nun bekam er durch den Reichsvicekanzler eine gute Meinung von mir, ließ mich häufig zu sich holen, unterredete sich ganz familiär und vertrau-

Digitized by Google

lich viele Stunden lang mit mir, nannte mich auch faſt niemals anders als „Ehrlicher Herr Regierungsrat“. Er ließ mir aber nie weder ſelbſt die geringſte Wohlthat zufließen, noch iſt er mir ſonſt zu einem Stück Brot, deſſen ich höchſt bedürftig war, behilflich geweſen.

Mein Verdienſt reichte nicht hin, mich in Wien und meine Frau und Kind in Stuttgart zu erhalten; ich hatte zuletzt nur noch einen einzigen Gulden, wußte nicht, wo etwas Weiteres herkommen ſollte, und meine liebe Frau ſchrieb mir noch dazu eben damals, ich möchte ihr Geld ſchicken. Ich ging mit ſchwerem Herzen zu dem Reichshofrats-Vicepräſidenten, Grafen Wurmbrand (dem ich aber nichts von meinen Umſtänden ſagte), welcher mir meldete, der Herr Reichsvicekanzler wolle mich ſprechen. Weil es nun eben an dem Tag war, da er Audienz gab, verfügte ich mich in ſein Quartier; wollte aber, weil das Vorzimmer ſchon voll angeſehener Perſonen war, welche auch zu ihm verlangten, wieder gehen, blieb endlich doch und wurde gleich als der zweite (zu aller Verwunderung) hineingerufen. Der Reichsvicekanzler ging mir mit ſeinem Hut voll hart Geld (200 Gulden) entgegen und ſagte: „Herr v. Moſer! Ihro Majeſtät der Kaiſer haben vernommen, daß Sie Geldes benötigt ſeien, und haben mir daher dieſes für Sie zugeſtellt; wann dieſes aus iſt, wird man weiter für Sie ſorgen!“ Ich erſtaunte, daß ich faſt erſtarrte und wie aus mir ſelber kam. Er machte mir darauf den Antrag, ich möchte mich zu ſeinem Schwager, dem wirklichen Reichshofrat Grafen v. Noſtitz begeben und ihm in einigem an die Hand gehen. Ich erſchrak darüber ſehr und entſchuldigte mich mit meiner Untüchtigkeit; er beharrte aber darauf und ſagte, er kenne mich u. ſ. f. Ich mußte mich dann dazu entſchließen, die Sache ward noch ſelbigen Tags richtig, und da ich des Morgens nur noch einen Gulden hatte und nirgends hinausſah, hatte ich abends eine ſchöne Summe baren Geldes, freie Tafel, Wohnung und Bedienung, 600 Gulden Gehalt und die Zuſage, daß man noch auf andere Weiſe für mich ſorgen wollte. Der Reichsvicekanzler hielt auch treulich Wort; er ließ mich täglich in ſeinem Wagen in ſein Sommerpalais abholen, ſeine Bibliothek in Ordnung zu bringen; hernach ließ er mich zu gleichem Zweck auf

Digitized by Google

sein Schloß Göllersdorf, sechs Meilen von Wien, führen und bezahlte alles wohl.

Nun hatte ich überall freien Zutritt und wurde distinguiert. Obbesagter Reichshofrats-Präsident (der sonst mit dem Reichsvicekanzler gar nicht gut stand) gewann mich ebenfalls lieb, sprach über allerlei vertraulich mit mir, gab seine Hochachtung auch auf andere Weise, die ich hier nicht wiedergeben kann, zu erkennen und versprach mir freiwillig eine einflußreiche Stellung bei dem Reichshofrat.

Weil der Reichsvicekanzler vertraulich mit mir umging, hörte ich nicht nur manche wichtige und geheime Umstände von ihm, sondern es veranlaßte dieses auch, daß sich allerlei Reichsstände, Gesandte und Privatpersonen an mich wandten, um durch mich bei ihm ihre Zwecke zu erreichen; er sagte mir in solchen Fällen auch aufrichtig, wie diese und jene Sachen anzugreifen seien, daß sie gehen könnten.

Durch das Vertrauen des Reichsvicekanzlers, welcher der Minister des Kaisers in Reichssachen war, erlangte Moser nicht nur die genaueste Kenntnis der Beziehungen des kaiserlichen Hofes und der leitenden Grundsätze in der Reichsregierung, sondern auch die freie Benutzung der wichtigsten Akten des Reichshofrates, welcher zugleich höchstes Reichsgericht (neben dem Reichskammergericht zu Wetzlar) und das Regierungskollegium des Kaisers in allen Reichssachen war. Diese günstige Lage ermöglichte ihm die Herausgabe mehrerer für die Kenntnis der Rechtsprechung des Reichshofrats sehr wertvollen Sammlungen auserlesener Reichshofratsschlüsse und die Ausarbeitung seines Werkes über den Reichshofratsprozeß.

Uebrigens mußte er wahrnehmen, daß man in Wien vielfach Recht und Gunst mit Geschenken erkaufen ließ. Er brachte in Erfahrung, daß mehr als ein kaiserlicher Minister von einem einzigen mittleren deutschen Hof jährlich zehn- bis zwölftausend Gulden Pension beziehe. Bei dem Reichshofrat wurde die endliche Erledigung und günstige Entscheidung der streitigen Ansprüche nicht selten durch Gratifikationen an den Referenten bewirkt. Als einst ein Referent im Reichshofrat eine Sache vorgetragen und die Sitzung aus war, sagte der Präsident im Aufstehen über die

Digitized by Google

ganze Tafel hin: „Heute hat der Kerl um ein Stück (Faß) Rheinwein referiert."

Die Mitglieder der „Herrenbank" im Reichshofrat, meist, wie Moser sie bezeichnet, „der Herren Minister Söhne und Vettern", ermangelten nicht selten der juristischen Kenntnisse und waren daher auf fremde Hilfe angewiesen. Ueber seine Arbeiten bei dem Reichshofrat Grafen Nostiz berichtet Moser: Als ich einige Zeit bei demselben gewesen war, fragte mich der Reichsvicekanzler, wie es gehe. Ich sagte, wir kämen schon wohl zurecht; nur widerspreche mein Herr Graf so gern und wolle alles besser wissen, wenn er auch offenbar unrecht habe. Der Kanzler antwortete: „Drum hat er einen böhmischen Kopf! Sie müssen über ihn Meister bleiben, und er nicht über Sie!" Ich ließ mir das gesagt sein, und als mein Herr Graf und ich wiederum miteinander arbeiteten und das Widersprechen abermals angehen wollte, machte ich meine vor mir liegenden Schriften zu und sah ihn an. Er fragte, was das zu bedeuten habe. Ich sagte, es sei mir unmöglich, ferner auf diese Weise mit ihm zu arbeiten; er ziehe alles in Zweifel, auch wo ich gewiß wisse, daß ich recht habe. Wisse er es besser als ich oder traue mir nicht, so brauche er mich nicht und könne sein Geld sparen; wisse er es aber nicht und traue mir, so müsse er sich auch belehren lassen! Dieses hatte die verlangte Wirkung völlig, und wenn sich der Widerspruchsgeist bei meinem Herrn Grafen regen wollte, saß ich nur still und gab keine Antwort. Alsdann fragte er, ob ich es gewiß wisse, und wenn ich es bejahte, war er zufrieden. — Er bedauerte gar oft, daß er seine Zeit auf der Universität so übel zugebracht und während der Vorlesungen nur darauf gedacht habe, wie er sich den Tag über vergnügen wolle. Er wollte gern einen Finger von seiner Hand darum geben, wenn er nur halb so viel verstünde als ich. Darauf entgegnete ich ihm, er könne alle seine Finger behalten und könne das Versäumte wieder einbringen, wenn er nur täglich einige Stunden darauf wenden wollte. Allein es blieb, wie es war.

Manchmal wollte mein Herr Graf, wenn er den ganzen Tag sonst wie zugebracht hatte, ich sollte, wenn er in der Nacht um 11 oder 12 Uhr nach Haus käme, noch einige Stunden mit ihm

Digitized by Google

arbeiten; welches mir aber bei meiner gewohnten regelmäßigen Lebensart sehr hart und beinahe unmöglich fiel.

Als ich in Wien war, hätte ich, weil ich ein kurzes Gesicht in die Ferne habe, bei der Fronleichnamsprozession gern die ganze kaiserliche Familie in der Nähe gesehen. Man zeigte mir in dem Burgplatz eine Stelle, wo die ganze Prozession an den dort angebrachten Schranken vorübergehen werde. Ich fragte, ob ich keine Gefahr hätte, niederknieen zu müssen; es hieß: Nein! die Altäre seien weit davon in andern Ecken des Burgplatzes aufgerichtet. Als aber der Kaiser eben an mir vorbeiging und nur ein Hatschier (Offizier der Leibgarde) zwischen dem Kaiser und mir war, klingelte es in einer Ecke: alles fiel darauf nieder, auch der gerade neben mir gehende Kaiser und Hatschier; ich aber blieb allein stehen in dem ganz mit Menschen angefüllten Burgplatz. Mir war nicht wohl bei der Sache und ich vermutete, wenn der Kaiser wieder aufstünde, werde er oder sonst jemand befehlen, mich in Arrest zu nehmen; der Kaiser stand aber auf und ging fort, und mir geschah kein Leid. Der württembergische Gesandtschaftssekretär, welcher die Prozession aus einem Fenster in der kaiserlichen Burg mit angesehen, sagte mir nachmals, er wolle die Tage seines Lebens die Angst nicht vergessen, die er für mich gehabt habe, da er gesehen, wie verwegen ich mich hinein bezeigt hätte.

Ich war entschlossen, wenn ich in meinem Vaterlande (welches ich noch allem vorgezogen haben würde) kein Brot erhalten könnte, mich völlig in Wien niederzulassen. Ich reiste also im Sommer 1725 nach Stuttgart, und da ich hier keine Aussichten fand, verkaufte ich alles und zog mit Frau und Kind nach Wien.

Als ich nun mit meiner Familie auf der Donau nach Wien reiste, kamen wir eines Tages zeitlich bei Straubing an. Die Schiffleute sagten, es seien zwar noch zwei Stunden an den nächsten Ort, es sei aber Vollmond, so daß es hell bleibe; wir hießen also fortfahren; es wurde aber bald so finster, daß wir Lichter anzünden mußten; die Schiffleute wunderten sich und konnten nicht begreifen, wie es zugehe, daß es nicht mondhell sei. Endlich fiel mir ein, daß eben um diese Zeit eine totale Mondfinsternis eintrete. Indessen waren wir nun einmal auf dem Wasser und

Digitized by Google

es wurde ſo finſter, daß man nur an den vielen Lichtern am Ufer erkennen konnte, wo wir uns befänden. Weil man nun weder Waſſer, noch Ufer, noch Land unterſcheiden konnte, ſo riefen wir aus aller Macht, daß die Leute aus dem Ort uns mit Laternen zu Hilfe kamen und leuchteten, damit wir aus dem Schiff an das Land ſteigen könnten. Wäre dieſer Zufall uns weiter abwärts begegnet, da die Donau zwiſchen hohen Bergen fließt und am Ufer und im Fluß ſelbſt ſich viele Felſen finden, wären wir in der größten Lebensgefahr geweſen. — Als wir von Paſſau wegfuhren, war ein Sturm, der die Wellen ſo an das Schiff trieb, daß man meinte, das Schiff fahre auf lauter Steinen und Felſen. — Zehn Meilen oberhalb Wien kamen wir in einer Gegend, wo das ganze Jahr hindurch ſtarke Winde herrſchen, in einem ſo heftigen Sturm an, daß ſich alle Menſchen verwunderten, wie wir uns zu ſolcher Zeit auf das Waſſer gewagt hätten und glücklich davon gekommen ſeien; ſie erzählten uns auch, daß erſt vor einer Stunde ein Schiff untergegangen und die darauf befindlichen Perſonen ertrunken ſeien.

Sobald ich in Wien angelangt war, legte ich meinen württembergiſchen Regierungsratscharakter und meine Tübinger Profeſſur nieder und nahm meine früheren Arbeiten wieder auf. Aber nun kam ich in eine neue Schule: meine Geſundheit litt durch meine unvermeidlich unregelmäßige Lebensart äußerſt not; den einen Tag mußte ich mittags um 11 zu Hauſe ſpeiſen und gleich nach Tiſch etliche Stunden mit meinem Herrn Grafen arbeiten; den andern Tag ſollte ich vorher mit ihm arbeiten, hernach mit ihm ſpeiſen, wobei ich denn um 2 oder 3 Uhr zu Tiſche kam; den dritten Tag war ich zu ihm eingeladen, wenn ich aber kam und bis 2 oder 3 Uhr mit ihm arbeitete, hatte er ſich engagiert, anderswo zu ſpeiſen; ich bekam alſo bei ihm nichts, und wenn ich nach Hauſe kam, traf ich wieder nichts an. Ich wurde dadurch ſehr elend und ſehnte mich nach einer ordentlichen Lebensart.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt.

Rückkehr von Wien nach Stuttgart.

In Württemberg sah es damals sehr übel aus. Der Herzog (Eberhard Ludwig 1693 bis 1733) hatte einen mecklenburgischen Hauptmann v. Grävenitz in seinen Diensten. Dieser wußte sich die besondere Gunst seines Herzogs zu erwerben und brachte nun auch seine Schwester an den Hof, eine in allen Mitteln der Koketterie geübte Person, welche bald den Herzog völlig umgarnte. Der Herzog bewirkte — mit einem Aufwand von 20 000 Gulden — am kaiserlichen Hofe, daß das Fräulein und ihr Bruder in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Ja er ließ sich sogar mit ihr trauen. Zum Beistand seiner rechtmäßigen Gemahlin, der unglücklichen und edeln Herzogin, aufgerufen, hatte der Badische Hof bei dem Kaiser Beschwerde erhoben. Ein kaiserlicher Befehl erging (1708), es solle die Grävenitz sich aus dem Herzogtum Württemberg wegbegeben. Da sie aber am herzoglichen Hof eine starke Partei für sich gewonnen, suchte diese die Landesverweisung der Gräfin zu vereiteln; als der Frau eines herzoglichen Hofbeamten würde man ihr den Aufenthalt am Hof nicht wehren können. Ein böhmischer Graf Würben ließ sich zu der beabsichtigten Scheinheirat herbei und erhielt daher den Titel eines fürstlichen Landhofmeisters mit einem Gehalt von 10000 Gulden. Alsbald zog die neue Landhofmeisterin wieder nach Stuttgart und übte die unumschränkte Herrschaft über den Herzog und sein Land. „Volle zwanzig Jahre," so berichtet die württembergische Geschichte*), „dauerte nun ihre neue Herrschaft, eine Zeit, die Württemberg tiefere Wunden schlug, als alle früheren Kriegsjahre, eine Zeit, wo die ärgste Verwirrung in alle Zweige der Landesverwaltung kam, wo die schamlosesten Betrügereien und schreiendsten Ungerechtigkeiten ungestraft vorfielen, wo die Sittenlosigkeit nicht am Hof nur, sondern bei allen Ständen zunahm, und wo die wohlhabendsten Bürger verarmten,

*) Pfaff, Geschichte Württembergs, Bd. I, Abt. 2, S. 309.

Digitized by Google

indes die Grävenitz und ihr Anhang sich bereicherten. Beinahe unglaublich war des Herzogs Verblendung gegen die aus der Fremde gekommene Landesverderberin. Ihre Verwandten, Diener und Anhänger nahmen die ersten Stellen ein. Alle Aemter waren in ihren Händen und wurden an den Meistbietenden verkauft, um ihren unersättlichen Geldgeiz zu befriedigen." Daneben wurde bei Hof die maßloseste Verschwendung getrieben; Hofstaat, Marstall, Jägerei und Militär kosteten unermeßliche Summen. Glänzende Feste und Schauspiele und die kostbarsten Parforcejagden verschlangen das Landesvermögen.

Die Umgebung des Herzogs nun sah den Aufenthalt Mosers in Wien bei seiner Verbindung mit den dortigen Ministern nicht gern und besorgte, zumal als er seine württembergischen Dienste niedergelegt hatte, der unabhängige und freimütige, bei dem kaiserlichen Hof angesehene Mann möchte seine genaue Kenntnis der heimischen Verhältnisse zum Nachteil der württembergischen Hofpartei verwerten. Dagegen gab es nur ein Mittel, nämlich den gefährlichen Mann wieder nach Württemberg zu bringen. Ich war also, berichtet Moser, kaum ein Vierteljahr wieder in Wien, so wurde ich durch den allda befindlichen württembergischen Legationssekretär sondiert, ob ich als wirklicher Regierungsrat mit voller Besoldung zurückgehen wollte? Alle meine Gönner mißrieten es mir im höchsten Grad und sagten mir manches voraus, das nachher eintraf. Man wollte mir zu einer Reichshofratsstelle Hoffnung machen u. dergl. Ich entschloß mich aber doch, die württembergische Regierungsratsstelle anzunehmen. — Als ich darauf bei dem Reichsvicekanzler Abschied nahm, sagte er zu mir: Nun, ich habe immer geglaubt, der gute Geist werde Sie überzeugen, daß Sie in einer irrigen Religion seien. Versprechen Sie mir wenigstens, daß, wenn Sie eine andere Ueberzeugung bekommen sollten, Sie nicht widerstreben wollen. Ich sagte: Eurer Excellenz ist bekannt, daß ich bei meiner dermaligen Religion keine zeitlichen Vorteile zu hoffen habe und daß ich hingegen großes Glück machen könnte, wenn ich zu Ihrer Kirche überträte; ich müßte also nur von Sinnen sein, wenn ich mein zeitliches Glück verscherzen und noch dazu einer inneren Ueberzeugung, daß ich in einer irrigen Religion sei, widerstehen wollte. Er widerholte sein

Digitized by Google

Ansinnen, daß ich einer künftigen Ueberzeugung nicht widerstreben wolle; ich gab ihm auch ganz willig die Hand darauf. Er sagte sodann: Weil ich weiß, daß Ihnen die Reisekosten nicht vergütet werden und Ihre Frau ein Wochenbett vorhat, so will ich Ihnen hiermit 100 Dukaten auf den Weg verehrt haben. Ich sagte, er hätte bisher so vieles an mir gethan, daß ich dieses nicht auch noch annehmen könne. Er antwortete: Ich kann's entbehren, und Sie brauchen's; nehmen Sie es! Er versprach mir auch, daß wenn es mir in Württemberg nicht gut ginge, ich immer wieder meine Zuflucht zu ihm nehmen könnte.

Als ich mich nun entschlossen hatte, nach Stuttgart zurückzugehen, kündigte ich meine in Wien neugemietete Wohnung auf. Der Hauseigentümer sagte, er könne es mir zwar nicht verdenken; weil es aber zwischen der Zeit sei, könnte es seinem Haus Nachteil bringen; ich möge also erlauben, daß in dem Zettel, welcher an der zu vermietenden Wohnung befestigt zu werden pflegt, bemerkt werde: Wegen unvorhergesehener Abreise. Ich hatte keinen Anstand, es zu bewilligen. Darauf klopfte, als meine Frau mit dem einzigen Kind ganz allein zu Hause war, jemand an die Thüre; meine Frau machte auf und es trat ein wohlgekleideter Mann ein und sagte, er hätte aus dem erwähnten Zettel gesehen, daß wir verreisen würden; er wolle die Wohnung mieten; lenkte aber sofort das Gespräch darauf: wo die Reise hinginge? wann? wieviel Personen es seien? und gab vor, weil unserer nur drei wären, wollte er den vierten Platz nehmen, bezahlen und auch mit uns reisen. Endlich sagte er: Madame! es scheint, Sie seien allein zu Hause! worüber meine Frau äußerst erschrak. Indem er aber dieses sagte, kam eine unserer Mägde vom Markt nach Hause; der Fremde hingegen sprang augenblicklich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, so schnell er konnte, die Treppe hinab und fort. Gleich darauf ließ uns der Hauseigentümer ernstlich warnen und melden, es sei ein Mann, den er ebenso beschrieb, wie jener Fremde gewesen, zu ihm gekommen, habe anfangs nach der Wohnung gefragt, hernach aber nach allen Umständen der Personen, die verreisen würden, sich so genau erkundigt und sich sonst so verdächtig benommen, daß er nicht zweifle, der Kerl gehöre zu einer der damals gar häufig um Wien herumvagierenden Räuber-

Digitized by Google

banden, und es dürfte uns von einer solchen Gesellschaft aufgepaßt werden. Wir änderten darauf unsern Plan und beschlossen, zu Wasser heimzureisen, wo man größere Sicherheit hatte.

Nun war eine Gefahr vorbei; allein meine Frau erwartete in wenigen Wochen ihre Stunde. Von Wien bis Stuttgart hatten wir — zu Wasser bis Ulm — 100 Meilen zurückzulegen, und weil das Schiff mit Pferden gegen den Strom gezogen wurde, mußten wir sechsundzwanzig Tage und Nächte auf dem Schiff bleiben; ich bot meiner Frau an, wir wollten in Regensburg ihre Wochenzeit abwarten. Sie aber wollte im Vertrauen auf Gott weiter. Den siebenundzwanzigsten Tag fuhren wir zu Land von Ulm in einer sehr elenden Kutsche und auf steinigem Weg bis Ebersbach, fünf Stunden von Stuttgart. Meine liebe Frau sagte, nun könne sie nicht mehr weiter; sie müßte da die Wochen halten! Ich fragte den Wirt, ob eine Hebamme an dem Ort sei. Er antwortete: Ja, zwei tolle (das ist: geschickte). Meine Frau aber schlief so sanft, als sie (wie sie sagte) kaum in ihrem Leben jemals geschlafen habe. Des andern Mittags kamen wir nach Stuttgart, brachten den Nachmittag mit unsern guten Freunden zu und packten aus. Tags darauf ordnete meine Frau ihr Hauswesen, und in der folgenden Nacht wurde glücklich meine erste Tochter geboren.

Siebenter Abschnitt.

Erlebnisse als Regierungsrat.

Das württembergische Regierungskollegium, in welches Moser den 25. Juni 1726 eingeführt wurde, war zugleich Obergericht und Landesregierung. Er, als Kenner und Bearbeiter des Staatsrechts von europäischem Ruf, hatte selbstverständlich die wichtigsten Landesangelegenheiten zu behandeln. Außerdem mußte er die ihm täglich zugeteilten Civilstreitigkeiten, Straf- und Ehegerichtssachen

Digitized by Google

erledigen, ferner viele Rechtsansprüche von benachbarten Reichsständen und einige bei den höchsten Reichsgerichten anhängigen Prozesse. Sodann aber wurden ihm die häufig sehr schwierigen Religionssachen, namentlich Streitigkeiten mit der katholischen Kirche zugewiesen. Mit unerhörter Arbeitskraft bewältigte er all die so verschiedenartigen Gebiete. Um zu zeigen, daß er nichts vortrage, was er nicht vorher zu Haus gelesen und überdacht habe, gewöhnte er sich vom ersten Tag an, genaue Aufzeichnungen über den Inhalt der ihm zugewiesenen Akten zu fertigen. Sein klarer Verstand und sein unbestechliches Rechtsgefühl ließ ihn überall den richtigen Weg finden. Davon einige Beipiele, die er selbst — fünfzig Jahre später — erzählt.

Zu Rohrdorf (bei Nagold im Schwarzwald) hatte der Johanniterorden Grundbesitz und eine Verwaltung seiner Güter. Dazu gehörte eine Kirche, in welcher, wiewohl sie ursprünglich für die Evangelischen bestimmt war, auch katholischer Gottesdienst gehalten wurde. Allmählich brachten es die Katholiken dahin, daß die evangelische Gemeinde im Gebrauch der Kirche immer mehr verkürzt und fast völlig daraus verdrängt wurde. Moser erhielt den Auftrag, die Sache wieder in bessere Ordnung zu bringen. Er reiste in aller Stille dorthin und traf — am Ostersonntag früh — ein, als eben der katholische Gottesdienst beginnen sollte. Er berichtet: Ich sprang aus dem Wagen, ging in die Kirche durch sechzig bis siebzig Anwesende in den Chor vor den Altar und rief dem im Messelesen begriffenen Geistlichen zu: „Herr Pater!" er wandte sich um, und ich sagte: Im Namen des Herzogs zu Württemberg befehle ich ihm, den Evangelischen unverzüglich zu ihrem Gottesdienste Platz zu machen; alsdann könne der katholische auch gehalten werden. Meinen wenigen evangelischen Gefährten wurde sehr bange; sie wußten nicht, was aus der Sache werden wollte, und besorgten keinen guten Ausgang. Der mich begleitende Oberamtmann von Nagold stellte sich an das Glockenseil, um nötigenfalls Sturm leuten zu können; mein Bedienter stellte sich mit gezogenem Hirschfänger hinter mich, mich allenfalls bestmöglichst zu verteidigen, und die andern waren ganz bestürzt. Es ging aber gut. Ehe ich mich's versah, stand der katholische Priester neben mir, hatte alles eingepackt und die Katholiken begaben sich

Digitized by Google

in aller Stille zur Kirche hinaus. Ich befahl darauf dem Oberamtmann, das erste Zeichen zum evangelischen Gottesdienst geben zu lassen. Indessen hatte sich die ganze evangelische Gemeinde auf dem Kirchhof versammelt, ohne zu wissen, was dieses alles bedeute. Der evangelische Gottesdienst wurde sodann ruhig gehalten, darauf der katholische, und ich befahl dem evangelischen Pfarrer und der Gemeinde, daß es künftighin allezeit also sollte beobachtet werden. Der Verwalter der Johanniter Ordensgüter äußerte nachher, er habe aus meiner Unerschrockenheit mit Bestimmtheit geschlossen, es sei ein Kommando württembergischer Soldaten in der Nähe versteckt, sonst würde man mir anders entgegengetreten sein.

Ein anderer Auftrag betraf die sehr wichtige Holzflößerei aus den Staatswaldungen. Das beträchtliche Floßwesen war damals in großer Unordnung und man klagte sehr über namhafte Unterschleife und über die Aushauung des für das Land so wichtigen Schwarzwaldes. Es wurde eine außerordentliche Floßdeputation und ich zu ihrem Vorsitzenden ernannt. Ich ging zu dem Minister und stellte ihm vor, ich hätte von diesen Sachen nie etwas gehört; ich hätte mir die Akten geben lassen und fände darin so viel von Holländer Bäumen, wie viele Schuh sie lang und wie viele Zoll sie am Ende dick sein müßten, von Dickbalken, Meßbalken, Sägblöcken u. s. w., davon ich nicht einmal den geringsten Begriff hätte, noch viel weniger also die Verhältnisse übersehen oder gründlich beurteilen könnte, ob dem Herzog Schaden geschehe oder wie die Sachen zu verbessern seien. Man ziehe die Einwohner der Reichsstadt N. auf: wenn einer in den Rat einzutreten verlange, der auf einer Universität gewesen sei, müsse er zuvor einen Eid ablegen, daß er nichts gelernt oder doch das Gelernte wieder vergessen habe; ich erbiete mich auch zu einem Eid, daß ich nichts von diesen Sachen verstehe. Der Minister blieb aber darauf: man habe das Vertrauen zu mir, ich würde gerade hindurchgehen; ich sollte mir einen Forstmann aussuchen, den wolle man mir beigeben, um mir ein und anderes zu erklären. Weil nun eben damals einem meiner Kollegen, der sich besser als ich zu dieser Floßdeputation geschickt hätte, Prozesse bei dem Reichshofrat (von denen er nichts verstand) ins Referat gegeben wurden,

Digitized by Google

mußte ich an das zu meiner Zeit in Wien üblich gewesene Sprichwort eines Grafen von Paar denken, der zu sagen pflegte: Weil er sich wohl auf die Pferde verstehe, so habe man ihn zum Oberst-Küchenmeister gemacht; wenn er sich aber auf die Küche verstanden hätte, würde man ihn zum Oberststallmeister gemacht haben.

Weiterhin erzählt Moser unter der Ueberschrift: „Schlecht erkannte Ehrlichkeit" folgendes Erlebnis. Die zu jener Zeit sehr wohlhabenden Unterthanen des (damals noch württembergischen) Amtes Hornberg klagten gegen ihren Oberamtmann und baten um eine Lokalkommission. Ich war Referent in der Sache und wäre also selbst Kommissär geworden; ich suchte aber, in der besten Meinung, die immerhin sehr großen Kosten einer solchen Kommission zu ersparen. Als nun die Unterthanen zu mir als dem Referenten kamen und mir ein ansehnliches Geschenk ihrer Landesprodukte anboten, wies ich dieses zurück und stellte ihnen vor, ihre Beschwerden seien zwar noch nicht untersucht, doch müßte ich ihnen zum voraus sagen, mit einigen würden sie nicht durchdringen; sie sollten also lieber sehen, daß sie sich in Güte vergleichen. Darauf glaubten sie, ich sei von dem Oberamtmann bestochen, gingen zum Minister und baten um einen andern Referenten. Der Oberamtmann kam auch zu mir; ich sagte ihm ebenfalls, die Sache sei zwar noch nicht untersucht, ich wüßte aber von ehrlichen, unparteiischen Leuten in der Nachbarschaft, daß er sehr hart mit den Unterthanen umgehe; wenn also auch nur eine Geldstrafe angesetzt werden sollte und er die Untersuchungskosten tragen müsse, könnte er tief hineinkommen; er solle deshalb lieber suchen, sich mit den Unterthanen in Güte zu verständigen. Der Oberamtmann glaubte, ich sei von den Unterthanen bestochen, ging auch vor den Minister und bat um einen andern Referenten. Darauf gab ich die Sache ab; der neue Referent aber war zugleich Generalfiskal und hatte von allen Geldstrafen den zehnten Teil; er strafte also tausendguldenweise, damit sein zehnter Teil auch etwas austrage; nach zehn Jahren war die Sache noch nicht erledigt und der Amtsbezirk war ruiniert.

Nachdem ich einige Monate als Regierungsrat gearbeitet, wurde mir der Vorschlag gemacht, man wolle mich in herzoglichen Angelegenheiten nach Wien schicken, und ich möge angeben, welche

Digitized by Google

Summe ich für meinen Unterhalt dort verlangte. Ich forderte so wenig, daß man darüber erstaunt war; dagegen stellte ich die Bedingung, daß ich meine Berichte zu des Herzogs eigenen Handen einschicken dürfe und die Sachen nicht günstiger vorstellen müsse, als sie wirklich ständen, und daß mich die Minister mit ihren Privatangelegenheiten verschonen möchten. Darauf wurde es wieder still davon.

Achter Abschnitt.

Abermals Professor.

Aus fürstlicher Laune des Herzogs Eberhard Ludwig war zu Anfang des Jahrhunderts die Stadt Ludwigsburg erstanden. Zuerst wurde hier, weil die Lage für Abhaltung von Jagden bequem erschien, ein prachtvolles Schloß gebaut und sodann dasselbe mit einer Stadt umgeben. Die „Landhofmeisterin", Gräfin Würben, geborene Grävenitz (vergl. oben S. 20), nachdem ihr Bemühen, die Herzogin aus Stuttgart zu vertreiben, gescheitert war, veranlaßte den in ihren Banden gefangenen Herzog, seine Residenz in die neue Stadt Ludwigsburg zu verlegen, und erwirkte den Befehl, daß auch die wichtigsten Behörden dahin übersiedeln sollten. Demgemäß wurde im Jahre 1727 die Kanzlei des Regierungskollegiums nach Ludwigsburg verlegt. Die Beamten mußten in die feuchten, erst halb ausgebauten Häuser ziehen, „da die Schwämme zwischen den Brettern hervorwuchsen". Moser, ohnehin mit dieser Gewaltmaßregel nicht einverstanden, wollte bei seiner schwachen Gesundheit diesen Umzug nicht mitmachen und erklärte, er ziehe vor, seine Entlassung zu nehmen und wieder nach Wien zu gehen. Weil aber der württembergische Hof aus schon erwähnten Gründen die Verbindung Mosers mit dem kaiserlichen Hof fürchtete, wurde ihm eröffnet, der Herzog wünsche ihn in seinen Diensten zu behalten.

Digitized by Google

In Tübingen war im sechzehnten Jahrhundert für die Heranbildung der Studierenden aus dem deutschen Adel eine Akademie, das Collegium illustre errichtet worden. An demselben waren besondere Professoren der Juristenfakultät angestellt. Als indes im achtzehnten Jahrhundert der Besuch dieser Anstalt beinahe ganz aufhörte, konnten die bei derselben ernannten Professoren ihre Vorlesungen nach Belieben halten oder einstellen. Moser erhielt nun eine ordentliche Professur an diesem Kollegium, jedoch mit Beibehaltung seiner Regierungsratsstelle und Sitz im Regierungskollegium, so oft er nach Ludwigsburg käme. Er blieb zunächst in Stuttgart, hielt Vorlesungen, schrieb Bücher und arbeitete für die Regierung. Dies war aber dem Regierungspräsidenten unangenehm, und so erhielt Moser, unter dem völlig aus der Luft gegriffenen Vorgeben, er führe gegen den Herzog eine verräterische Korrespondenz nach Wien, die Weisung, er solle seine Professur zu Tübingen beziehen. Er erzählt: Ich zog im März 1729 nach Tübingen. Hätte ich allda nichts gearbeitet, sondern meine Besoldung in der Stille und gutem Frieden verzehrt, wäre ich der liebste Mann von der Welt gewesen. Aber es war mir nicht möglich, einen bloßen Bildstock in der Welt abzugeben, sondern ich wollte etwas zu thun haben; und dieses allein war die Ursache meiner nachmaligen Verfolgungen.

Ich legte mich vornehmlich auf mein Lieblingsstudium, das deutsche Staatsrecht. Wien und meine Regierungsratsstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar sei oder nicht. Ich fand kein Lehrbuch, das nach meinem Geschmack geschrieben gewesen wäre; ich schrieb daher eines nach meiner Einsicht, darin ich die Altertümer, das philosophische Staatsrecht, das römische Recht u. dergl. ganz hinwegließ und die deutsche Staatsverfassung nur vorstellte, wie sie heutigen Tages beschaffen ist. Und weil ich für Deutsche schrieb, so faßte ich mein Buch (nicht wie damals bei Gelehrten üblich, in lateinischer, sondern) in deutscher Sprache ab.

Neben dem fing ich an, eine ganz neue Disciplin zu lehren, nehmlich die Kanzleipraxis. Ich wußte ja, wie es mir ergangen war, und sah täglich, wie es andern erging: man konnte schöne akademische Studien gemacht haben, kam aber ein solcher junger Rechtsgelehrter in ein Kanzleikollegium als Rat oder

Digitized by Google

Sekretär, so war es ihm ein fremdes Feld und er konnte weder Mund noch Feder recht gebrauchen; mithin geschah es ihm selber sauer und er war auch dem Kollegium nicht recht brauchbar, bis er (bald früher, bald später) das erlernte, was er bei seinem Eintritt in das Amt hätte wissen sollen. Ich gab also Anleitung, wie in allerlei Kollegien die Geschäfte behandelt werden müssen. Es zeigte sich denn auch, daß die, welche sich dieser Anleitung gehörig bedienten, wenn es auch Leute von nur mittelmäßigen Naturgaben, Studien und Fleiß waren, wenn sie hernach in ein Amt kamen, dasselbe mit viel größerer Leichtigkeit versehen konnten als andere, die sonst mehr studiert hatten als jene. Ich lernte auch eines jeden Zuhörers Naturgaben, Studien und Fleiß auf das genaueste kennen. — Die Sache fand Nachahmung an andern Orten, in Würzburg, Halle, Göttingen, Wien u. s. f.

Endlich fing ich auch an, ein pragmatisches Völkerrecht zu lehren. Hierzu gab mir ein Student aus Bern Gelegenheit. Er sagte mir, er hätte nun bei einem gewissen Professor ein schönes Kollegium über Völkerrecht gehört, aber nichts daraus gelernt als was vor 1700 und 2000 Jahren zu der Römer und Griechen Zeiten Rechtens gewesen; er möchte aber und sollte künftig wissen, was unter den heutigen europäischen Mächten und Völkern Rechtens und Herkommens seie. Ich sagte, ich wisse es auch nicht und müßte es erst selbst lernen; er hielt aber dennoch so lange bei mir an, daß ich mich dazu entschloß; nun starb er zwar, während ich die Vorlesung hielt; ich hatte aber einmal Geschmack an der Sache gewonnen.

Mit all dem machte ich mir in Tübingen keine guten Freunde, und sonderlich konnte einer meiner Kollegen, der bisher die Vorlesungen über Staatsrecht gleichsam gepachtet hatte, sehr übel verdauen, daß ich einen stärkeren Zugang von Zuhörern hatte; verwehren konnte man es mir nicht, daher mußten es meine Schriften entgelten.

Eine äußerst willkürliche Censur, deren Ausübung von der Regierung häufig der Juristenfakultät übertragen wurde, verursachte endlose Plackereien. Ich wußte, was auf mich wartete, faßte daher mein Lehrbuch des öffentlichen Rechts auf die behutsamste Weise ab, so daß ich bei allen streitigen Punkten nur die

Digitized by Google

verschiedenen Meinungen historisch erzählte. Die Censurbehörde wollte aber nicht einmal dieses gestatten, sondern verlangte, ich sollte schlechterdings gewisse Ansichten verteidigen und gewisse Meinungen entweder gar nicht berühren oder auch gleich widerlegen. Ich wollte mich aber nicht dazu verstehen, sondern bezog mich darauf, daß in allen Wissenschaften erlaubt sei, auch die ungegründetsten Meinungen historischerweise zu erzählen. Darauf ließ man es beruhen. Indessen aber berichtete einer meiner Kollegen nach Hof, daß in diesem Buch allerlei verfängliche Dinge enthalten seien; als es nun bis auf wenige Bogen im Druck fertig war, wurde es vom Hof aus mit Arrest belegt, und ich mußte Gedrucktes und Geschriebenes einschicken. Nach anderthalb Jahren bekam ich es wieder und mußte vier Stellen umdrucken lassen, und ein Teil des noch Ungedruckten war verloren gegangen. So ging es mir hernach mit mehreren Schriften; ich gab sie in die Censur, änderte, was man nur mit einigem Schein zu ändern fordern konnte; endlich hieß es, man sei zufrieden; wenn aber das Buch bald fertig gedruckt war und auf die Messe sollte, kam, auf heimliches Angeben meines Kollegen, ein Befehl von Hof, daß das Buch mit Arrest belegt werden sollte; wiewohl am Ende niemals etwas weiter herauskam, als daß ich geplagt, mein Verleger in Schaden gesetzt und die Buchhändler darüber bedenklich wurden, etwas von meiner Arbeit in Verlag zu nehmen.

Einer meiner Kollegen, Professor Bülfinger, machte mir einst bei der Censur einer meiner Schriften die seltsamsten Ausstellungen. Ich sagte, er sei doch viel zu vernünftig, als daß er nicht selber einsehen sollte, seine Ausstellungen seien ohne allen Grund. Er antwortete: Ich will Ihnen nur die Wahrheit gestehen: man muß suchen, es Ihnen zu entleiden, daß Sie nicht mehr so viel schreiben.

Ein anderer Kollege, Professor Helfferich, wirkte einen herzoglichen Befehl aus, daß mir alle meine schriftlichen Ausarbeitungen weggenommen werden sollten, und gab dann bei andern vor, man hätte Sachen bei mir gefunden, die mich den Kopf kosten würden. Ich lachte aber nur dazu und sagte, wenn es mich je den Kopf kosten solle, so wolle ich doch auch mit dabei sein. Und als nun wirklich alle meine Arbeiten (während meine

Digitized by Google

liebe Frau kaum etliche Tage im Wochenbett lag) eingepackt wurden, äußerte ich mich gegen ihn, ich glaubte, es stehe mir ein Glück bevor; denn ich hätte aus der Erfahrung, wenn etwas Gutes auf mich gewartet habe, hätte ich zuvor hinuntergedrückt werden und etwas leiden müssen; worüber er höhnisch lachte und sagte, es könnte ja sein. Indessen blieben meine schriftlichen Ausarbeitungen lange Zeit in Verwahrung, wodurch ich in manchem aufgehalten wurde.

Von dem oben genannten Professor Bülfinger erzählt Moser folgenden Zug: Derselbe hielt eine Rede auf einen hochgestellten Verstorbenen, darin er denselben auf das reizendste abschilderte. Als er vom Katheder kam, sagte ich: Wie haben Sie es über das Herz bringen können, den Verstorbenen so zu charakterisieren? Wir wissen doch alle, wie er gewesen ist. Er antwortete: Sind Sie nicht ein artiger Mann! Wissen Sie denn nicht, daß man große Herren in ihren Leichenreden nicht vorstellt, wie sie gewesen sind, sondern wie sie hätten sein sollen?

Neunter Abschnitt.

Neue Aussichten. Reise nach Wetzlar.

Dem Dompropst zu Hildesheim hatte Moser in einem wichtigen, bei dem Reichshofrat anhängigen Prozeß zum Sieg verholfen. Derselbe bot ihm nun namens des Kurfürsten zu Köln, welchem als Bischof von Hildesheim das Vorschlagsrecht zustehe, eine Stelle als Rat am Reichskammergericht zu Wetzlar an. Zunächst sollte Moser die Sache persönlich in Wetzlar betreiben. Eine so unabhängige Stellung mußte, zumal nach den Quälereien, denen er im Vaterlande ausgesetzt war, großen Reiz für Moser haben. Er entschloß sich, die Reise (auf Kosten des Hochstifts Hildesheim) zu machen. Auf wiederholtes Gesuch um Urlaub

Digitized by Google

erhielt er keinen Bescheid, worauf er endlich ohne denselben fortging und nur davon Anzeige an den Herzog erstattete.

Als er nun — im Sommer 1731 — nach Wetzlar kam, erfuhr er hier erst, das Vorschlagsrecht von Hildesheim werde von Preußen bestritten und von dieser Seite sei bereits ein preußischer Geheimerat v. Nüßler in Vorschlag gebracht. Moser erzählt: Ich schrieb in Wetzlar eine Verteidigung des hildesheimischen Rechts und war so ehrlich, daß ich dem Geheimerat Nüßler solche selbst mitteilte unter dem Erbieten, von meiner Bewerbung abzustehen, wenn er mich überzeugen könnte, daß Hildesheim unrecht habe. Er war aber nicht imstande, es zu thun. Herr v. Nüßler äußerte später (nachdem wir in persönlichen Verkehr getreten), er habe in mir einen ganz andern Mann gefunden, als er sich bisher von mir eine Vorstellung gemacht, nach meinen Schriften hätte er mich für einen hitzigen und bissigen Mann gehalten; nun aber werde er überzeugt, ich sei verträglich, billig und man könne wohl und gern mit mir umgehen.

In Wetzlar versicherte man mich in vollem Ernst, man sehe bei einem Vorgeschlagenen wirklich darauf, ob er auch einen Trunk vertragen könne, und als ich bei dem Kammerrichter Grafen Ingelheim speiste und ihm nicht im Wein Bescheid thun wollte, sagte er: Wenn Sie nicht trinken können, so taugen Sie nicht an das Gericht. Ich erwiderte: In der Kammergerichtsordnung habe ich nichts davon gefunden, es müßte also nur Herkommens bei dem hochpreislichen Kammergericht sein, und dagegen würde doch wohl eine Dispensation stattfinden; ich wolle einen Ausgleich vorschlagen, ich wollte neben meinem eigenen Anteil auch noch für einen andern arbeiten, hingegen solle er für mich trinken.

Weil nun über dem Streit in betreff der Besetzung der Stelle die großen Gerichtsferien einfielen, stellte ich dem Kurkölnischen Hof vor, ob ich nicht, weil indessen nichts in Wetzlar zu thun sei, hingegen viele Mitglieder des Gerichts (zum Kurgebrauch) nach Schwalbach gingen, mich dahin verfügen sollte, weil ich dort Gelegenheit hätte, die Sache in täglichem Privatumgang zu fördern, und es doch nicht mehr kosten würde, als wenn ich über die Ferien entweder in Wetzlar bleiben oder nach Haus und sodann wieder nach Wetzlar reisen würde. Dies wurde

Digitized by Google

denn auch gut geheißen; daher ich dort zuweilen andere Kurgäste vexierte: sie kämen mit vollem Beutel hin und gingen mit leerem wieder hinweg; ich hingegen bekäme schöne Taggelder, um den Brunnen zu trinken. In dieser Kurzeit machte ich mit vielen fürstlichen und andern hohen Herrschaften und Gelehrten angenehme Bekanntschaft, und war allemal eine große Freude, wenn ein Gelehrter, den ich aus seinen Schriften und er mich aus den meinigen hatte kennen lernen, und ich zusammenkamen.

Nach den Ferien hielt sich Moser wieder in Wetzlar auf, bis die Frage des Vorschlagrechts bei dem Reichskammergericht zur Entscheidung kommen sollte. Allein schließlich konnte man sich nicht einigen, und so wurde den beiden Bewerbern angedeutet, sie könnten sich wieder nach Hause begeben; „wie auch geschah". Die Sache hätte hierauf, nach der Reichsverfassung, von dem Reichskonvent entschieden werden sollen, wo sie aber nie in Bewegung kam.

Inzwischen hatte Moser für den Kurfürsten zu Köln verschiedene staatsrechtliche Arbeiten angefertigt und erhielt, weil es mit der Kammergerichtssache nicht fort wollte, unter dem 24. November 1732 den Charakter eines kurfürstlich kölnischen Geheimerats.

In Tübingen hörten die Plackereien der Censur und die Beschlagnahme seiner Schriften nicht auf, so daß Moser erklärte, er wolle lieber weniger Brot haben und solches in Ruhe essen oder gar wieder zum Vaterlande hinaus, als so elend leben. Er legte daher seine württembergischen Dienste abermals nieder und privatisierte.

Darauf trug ihm der Dompropst von Hildesheim eine Hofratsstelle zu Hildesheim an; weil aber die Besoldung gering und nur noch ein einziger Evangelischer im Kollegium war, hatte Moser Bedenken, diese Stelle anzunehmen.

Ebenso zerschlugen sich Verhandlungen mit dem dänischen Hof. Hingegen schrieb der damalige Erbprinz Karl Alexander zu Württemberg an Moser, er wolle ihn, wenn er zur Regierung gelangen werde, in seine Dienste ziehen.

Digitized by Google

Zehnter Abschnitt.

Wiederum Regierungsrat in Stuttgart.

Inzwischen war der Sitz des Regierungskollegiums nach Stuttgart zurückverlegt worden und Moser wurde von dem neuen Herzog Karl Alexander wieder in die Regierung berufen und aufgefordert, seine Thätigkeit als Regierungsrat im vollen Umfang aufzunehmen. Die Lage des Landes war eine sehr mißliche. Der Herzog gehörte (seit 1712 — aus politischen Gründen) der katholischen Kirche an. Er machte zwar der Herrschaft der Grävenitzschen Partei ein Ende; allein durch unverhältnismäßigen Militäraufwand und infolge der Aussaugung des Landes durch den Juden Süß-Oppenheimer, welcher dem Herzog Geld verschaffen sollte, zumeist aber sich selbst in der unverschämtesten Weise, namentlich durch Aemterhandel bereicherte, wurden die Kräfte des Landes zerrüttet. Indes glaubte doch Moser, sich der Pflicht, seinem Vaterland zu dienen, nicht entziehen zu dürfen. Ich bekam, so erzählt Moser, viele wichtige Sachen vorzutragen, kam zu verschiedenen Deputationen und Konferenzen, wurde aber auch so überhäuft, daß man mir an einem Tage elfhundert Aktenfaszikel ins Haus brachte, um daraus zu referieren, und zwar, auf Befehl des Herzogs, in den nächsten Tagen. Der Herzog wollte nämlich auf einmal aller Streitigkeiten mit allen Nachbarn los werden, schrieb daher an sie und wollte sich mit ihnen vergleichen, sie sollten nur ihre Räte zu einer Konferenz schicken, die seinigen wären parat dazu. Ich war aber damals zum Referenten in diesen Streitigkeiten bestellt. Ich stellte persönlich in dem Geheimeratskollegium vor, es sei eine Unmöglichkeit, es wäre dies auch für einen fleißigen Mann eine Arbeit von zehn Jahren und nicht von etlichen Tagen oder Wochen. Der Herzog könne wohl elfhundert Mann kommandieren, daß sie heute da und morgen dort stehen sollten, aber elfhundert Aktenfascikel ließen sich nicht so kommandieren, daß sie in so kurzer Zeit gehörig benutzt werden könnten. Die Herren Geheimeräte erkannten, ich habe recht, blieben aber dabei, der Herzog wolle es haben, und also könnten sie mich

Digitized by Google

nicht dispensieren, noch sagen, in welcher Ordnung ich die Sachen behandeln sollte. Ich erklärte, so wollte ich denn thun, was ich könnte und müßte; ich sähe aber voraus, es würde mir ergehen wie einem Weber, der allzuviele bestellte Arbeit habe, und da jeder Kunde darauf dränge, man solle die seinige zuerst vornehmen, mache er bald an diesem, bald an jenem Stück etliche Ellen, und darüber werde keines fertig. So ging es mir auch wirklich.

In gewissen nachbarlichen Streitigkeiten hatte ich ein eigenhändiges Gutachten von etlich und siebzig Bogen aufgesetzt; der Kabinettsminister war sehr aufgebracht und sagte, wie er dieses dem Herzog vortragen solle? er halte ihm nicht so lange stand; höchstens dürfe es fünf bis sechs Bogen groß sein. Ich antwortete, das heiße mir zugemutet, den großen Christophel in Lebensgröße auf ein Petschaft, das die Größe der kleinsten Silbermünze habe, zu stechen! Der streitigen Punkte seien über dreihundert, und die bloßen Rubriken derselben machten über fünf bis sechs Bogen; nun müßte ja doch von jedem etwas von den thatsächlichen Verhältnissen und dem Rechtspunkt angegeben und der Antrag gefaßt werden, wie man sich etwa vergleichen könnte; ich hätte geglaubt, ein großes Meisterstück abgelegt zu haben, daß ich mich so kurz gefaßt; das Weitere müsse ich nun dem Herzog und ihm, dem Minister, überlassen.

Ueber eine gewisse Sache wurde zwischen Württemberg und einem andern Reichsstand lange Jahre stark gestritten und kein Teil konnte solche Gründe vorbringen, wodurch der andere hätte überzeugt werden können, wer recht habe oder nicht. Endlich geriet ich durch meine Privataufzeichnungen auf die Spur, in einem alten Kaufbrief aus dem vierzehnten Jahrhundert stehe ein einziges Wort, welches diesem ganzen Streit den Ausschlag gebe. Auf erhaltene Erlaubnis suchte ich in dem herzoglichen Archiv das Original dieses Kaufbriefes auf, die Sache fand sich so, und der Streit hatte damit ein Ende. Wie wenig werden die Archive, ein so großes Kleinod, gehörig benutzt!

Die Sitzungen im Regierungskollegium fanden jeden Tag statt und begannen im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr, und nachmittags wurden sehr häufig noch Kommissions-

Digitized by Google

sitzungen gehalten. Ich sollte neben den laufenden Arbeiten ferner zum Gebrauch des Herzogs einen Auszug aus denjenigen Reichsgesetzen, welche etwas von Württemberg enthielten, wie auch aus allen alten und neuen Hausverträgen verfertigen u. s. w. Ueber alles dieses aber mußte ich, weil die Besoldung beschnitten und unrichtig gereicht wurde, auch noch daneben, um des lieben Brotes willen, Bücher schreiben.

Unter den mir zugeteilten Gegenständen waren namentlich die (zumal unter der Regierung des katholischen Herzogs) sehr unangenehmen Religionssachen. Weil sich in dergleichen ohnehin niemand gern gebrauchen ließ, da nur Haß und Verfolgung bei damaligen Umständen davon zu gewarten war, überwies man mir alle Beschwerden über Eingriffe der katholischen Geistlichen und dergleichen zur Behandlung, wobei es denn viele Behutsamkeit brauchte und doch nicht aller Anstoß vermieden werden konnte.

Die unmittelbare Ernennung der Pfarrer und Diakonen war von alter Zeit her eine Gerechtsame des Konsistoriums gewesen. Allein der frühere (1733 verstorbene) Herzog (Eberhard Ludwig) hatte dieses Recht beseitigt und die Ernennungen selbst ausgeübt. Ich setzte aber nun als Religionsreferent eine so triftige Vorstellung gegen diese neue Uebung auf, daß das Konsistorium in seine alte Gerechtsame wieder eingesetzt wurde.

In betreff der Separatisten trat Moser, ganz im Gegensatz zu der Uebung damaliger Zeit — stets dafür ein, daß sie milde behandelt würden. Da ich denn, schreibt er, überall befunden habe, je strenger man mit solchen Leuten verfahren ist und je mehr schlechte und ärgerliche Prediger waren, je mehr wurden Separatisten und je hartnäckiger wurden sie; hingegen je liebreicher man mit ihnen umging, und je mehr rechtschaffene Prediger im Amt standen, je mehrere und früher kehrten wieder um zur Kirche.

Dagegen trat er der Unlauterkeit namentlich bei Geistlichen mit Schärfe entgegen. Einstens, so erzählt er, kam ein mir etwas anverwandter Pfarrer vom Land zu mir und bat mich, mit dazu behilflich zu sein, daß er an einen andern Ort käme. Ich fragte ihn, was er für Ursache hätte, eine Veränderung zu suchen? Er sagte, seine Gemeinde scheine seines Vortrags müde, und er hoffte, anderwärts mehr zu erbauen. Ich ver-

Digitized by Google

setzte: Also ist es Ihnen bloß um die Seelen ihrer Zuhörer zu thun? Die Antwort war: Ja! Darauf nannte ich ihm einen Ort auf dem rauhen Schwarzwalde und sagte, in demselben seien wohl schon seit hundert und mehr Jahren lauter schlechte Leute, als auf einer sogenannten Pönitenzpfarre, gewesen; ich glaubte daher, wenn diese Leute einen rechtschaffenen Pfarrer bekämen, würde er guten Eingang finden. Er erschrak und sagte: Ja, er möchte gern in das Neckarthal kommen, wo Weinwachs sei! Darauf sagte ich: Also ist es Ihnen nicht um die Seelen, sondern um einen guten Wein zu thun! Nein, dazu lasse ich mich nicht gebrauchen.

In Kriminalunterſuchungen war Moſer ein Gegner der damals auch in Württemberg noch vielfach üblichen Tortur. Wiederholt aber mußte er Todesurteile beantragen, welche dann auch vollſtreckt wurden.

Eine erwünſchte Unterbrechung erlitten die Kanzleiarbeiten im Jahre 1735 durch eine Reiſe nach Franken. Moſer wurde nämlich zu dem Fürſtbiſchof von Bamberg (dem ehemaligen Reichsvicekanzler Grafen Schönborn) eingeladen und ſodann erſucht, ſich zu deſſen Bruder, dem Kardinal v. Schönborn, Biſchof von Speier, nach der Schönbornſchen Herrſchaft Wiſentheid in Franken (wo der Kardinal ſich wegen des Kriegs aufhielt) zu verfügen, um demſelben in einigen Arbeiten an die Hand zu gehen. Von Wiſentheid ging Moſer mit dem Kardinal nach Geibach, einem andern gräflich Schönbornſchen Gut, und erzählt von dieſem Aufenthalt: Der Kardinal war ſehr gnädig gegen mich, bot mir auch an, mich zu ſeinem Geheimerat zu machen; in Religionsſachen war er gelinde. Er ſagte mir gleich, ich könnte mich an Sonn- und Feiertagen ſeines Stalles bedienen, um in der Nachbarſchaft meines Gottesdienſtes zu pflegen, und weil mein lutheriſcher Magen nicht an Faſtenſpeiſen gewöhnt ſei, könnte ich mir an den Faſttagen kochen laſſen, was ich wollte; ja als mich einige Evangeliſche aus der Nachbarſchaft beſuchten, ſangen wir herzhaft in meinem des Herrn Kardinals ſeinem gerade gegenübergelegenen Zimmer evangeliſche Lieder, ſo daß er es hören konnte und mußte, ohne daß er etwas dawider äußerte.

An der Hoftafel des Kardinals ſpeiſte auch deſſen Schwägerin, verwitwete Gräfin Schönborn, geborene Gräfin Montfort. Es

Digitized by Google

ging aber öfters im Diskurs dabei sehr unartig her, zu der Frau Gräfin größtem Verdruß. Als mich ein gut gesinnter Graf v. Castell besuchte, klagte ich es ihm; er antwortete mir: Es geschehe mir recht; warum ich mich nicht Meister vom Diskurs machte! Dieses hielt ich nun zwar nicht wohl für thunlich; doch versuchte ich es. Als einstens der Diskurs ins Wilde ging und eben eine mit Blumen besteckte Torte auf der Tafel stand, sagte ich: Wenn die gute Armelle da wäre, würde sie über diese Blumen manchen schönen Gedanken haben. Die Frau Gräfin fragte mich, wer diese gute Armelle seie? Ich antwortete, es sei eine fromme katholische Dame in Frankreich gewesen, und erzählte allerlei von ihr, welches der Frau Gräfin sehr angenehm war. Wenn nun von dieser Zeit an über der Tafel schlechte Gespräche aufkamen, begann ich mit der Frau Gräfin einen guten Diskurs; die andern Gäste wurden zwar böse darüber, mußten aber doch vor des Herrn Kardinals Frau Schwägerin Respekt zeigen, und wir blieben Meister vom Platz.

Mit dieser Frau Gräfin hatte ich, wenn ich nach dem Kaffee bei ihr auf dem Zimmer blieb, manchen vergnügten und gesegneten Umgang und erfreute mich herzlich, wenn sie mir erzählte, wie sie unter der Messe aus ihrem Herzen mit Gott in Ansehung ihrer selbst, ihrer Kinder u. s. w. spreche und um was sie ihn bitte. Ich bekam auch von solcher Zeit an über die (Gott am besten bekannten) rechtschaffenen Glieder dieser Kirche viel gelindere Gedanken.

Die Frau Gräfin fragte mich mehrmals, ob ich die (sehr kostbar ausgestatteten) Zimmer des Schlosses noch nicht gesehen hätte? Als ich aber immer mit nein antwortete, sagte sie, es kämen so viele Fremde hin, das Schloß und den Garten zu Geibach zu besehen; es sei ja eine Schande, wenn ich wieder nach Hause käme und nichts davon zu sagen wisse; sie sehe wohl, sie müsse mich nur selbst herumführen, sonst werde nichts daraus. Sie zeigte mir dann ein Zimmer nach dem andern; wenn sie mich aber befragte, worin denn der besondere Geschmack des einen Zimmers gegen die andern bestände, und ich antwortete: Das verstehe ich nicht, bekümmere mich auch nicht darum; meinte sie: So einen hölzernen Mann, dem alles gleichgültig sei, habe sie in ihrem Leben nicht gesehen! Als wir in das Zimmer kamen, wo das

Digitized by Google

kostbare Paradebett stand und sie wissen wollte, was ich davon hielte, sagte ich: Ich sehe wohl, daß viel Kirchengut darin stecke! worauf sie mir lächelnd einen kleinen Verweis gab.

Mich befiel bald darauf ein tödliches hitziges Fieber; der Kardinal gab den Befehl, alle mögliche Sorgfalt für mich zu haben; allein der Leibmedikus war, wenn er zu mir kam, meist betrunken, und weil auch sonst, alles Befehlens unerachtet, die Gesunden sich wenig um mich Kranken bekümmerten, entschloß ich mich, ob ich gleich noch sehr krank war, nach Hause zu reisen.

Als ich mich hier wieder erholt hatte, bekam ich eine sehr bedenkliche Kommission. Es besaß ein katholischer Graf Fugger das Schloß Stettenfels und das daruntergelegene evangelische Dorf Gruppenbach (bei Heilbronn) samt Zugehör als ein württembergisches Lehen. Er hatte unter dem früheren Herzog um den katholischen Privatgottesdienst nachgesucht, welcher ihm abgeschlagen wurde, und er ließ es dabei bewenden. Als nun aber der katholische Herzog Karl Alexander zur Regierung kam, fragte er nicht nur nicht weiter an, sondern nahm erstlich verschiedene Kapuziner zu sich in das Schloß Stettenfels, gab hernach vor, der Platz für sie sei in seinem Schloß zu eng, er wolle also auf dem Berg vor dem Schloß ein kleines Hospitium und Kapelle für sie anlegen. Unter diesem Vorwand baute er ein ganzes Kloster und eine Kirche, die viel größer war als die evangelische Dorfkirche. Er wurde auch in seinem Vorhaben durch den Bischof zu Bamberg und Würzburg bestärkt und von vielen katholischen Höfen mit Kollekten unterstützt. Das württembergische Ministerium sah die Sache für höchst bedenklich und von den schädlichsten Folgen für das Land selbst an. Es wurde also beschlossen, eine Kommission, unter dem Namen einer Lehensvisitation, um so mehr dahin zu schicken, als auch die Lehensunterthanen viele große Beschwerden bei dem Lehenhof gegen den Grafen anbrachten, und der Herzog (dem sein darunter notleidendes lehensherrliches Interesse nachdrücklich vorgestellt wurde) gab der Kommission eine Ordre an den Kommandanten zu Heilbronn mit, der Kommission auf Verlangen so viele Mannschaft abfolgen zu lassen, als sie begehren würde. Ich wurde zum ersten Kommissär verordnet und mir noch ein Regierungsrat beigegeben.

Digitized by Google

Als wir in Gruppenbach angelangt waren, ließen wir dem Grafen unsere Ankunft und Auftrag zu wissen thun; übrigens war das Kloster noch nicht bewohnbar, es hatte noch keine Thüren und Fenster, und wir sahen die Kapuziner auf dem Dach herumklettern und es mit Ziegeln decken. Den andern Morgen ließ uns der Graf zur Tafel laden, holte uns selbst, das große Ordensband umgehängt, in einer Karosse mit sechs Pferden (darin er rückwärts saß) ab, und als wir bei dem Kloster vorbeifuhren, mußte ein Kapuziner bitten, daß wir belieben möchten, ihr Hospitiolum des Augenscheins zu würdigen. Wir ließen es uns auch weisen und fanden, daß nun die Thüren und Fenster imstande, auch die Kapuziner in das Kloster wirklich eingezogen waren. — Nach der Tafel ermahnte ich den Grafen, es möchte vor allen Dingen und bis wir weiter von der Sache gesprochen hätten, nicht weiter mit Bauen fortgefahren, sondern vielmehr alles wieder in den Stand gestellt werden, wie es bei unserer Ankunft gewesen sei; der Graf aber mochte nichts davon hören und ein bei ihm befindlicher hohenlohescher Hofrat Ermeltraut wollte mich aus meines eigenen Vaters Schriften überzeugen, daß der Graf zu dem, was er gethan hätte, befugt sei. Ich zeigte ihm aber, daß diese Schriften ganz falsch angeführt und angewandt würden; meldete auch dabei, mein seliger Vater sei zwar ein wackerer Mann gewesen, habe aber nichts geschrieben, sondern ich selbst hätte diese Schriften herausgegeben. Er wollte es nicht glauben, weil ich noch so jung, diese Schriften aber schon mehrere Jahre alt seien; es war aber doch so. Ich ersuchte den Grafen nochmals, behutsam in der Sache zu verfahren, denn wir hätten weitgehende Befehle und es sollte uns leid sein, wenn wir sie in Ausführung bringen müßten. Er drohte darauf mit dem kaiserlichen Hof; ich entgegnete ihm das Geeignete, und so schieden wir voneinander.

Den andern Morgen ließ sich ein Notarius mit Zeugen bei uns anmelden; mein Kollege wollte ihn nicht vorlassen; ich aber war anderer Meinung, weil der Notarius schuldig sei, unsere Antwort auch zu protokollieren, und wir dadurch Gelegenheit bekämen, des Grafen Gründe zu beantworten und unsere Gegengründe mitanzubringen; wenn dann der Graf (wie zu vermuten sei) das Notariatsinstrument bei dem Reichshofrat produziere, so

Digitized by Google

sei dadurch schon in etwas vorgebaut. Wir ließen darauf den Notar herein, welcher unter anderem namens des Grafen mich des begangenen Verbrechens der beleidigten kaiserlichen Majestät beschuldigte, weil ich ohne Scheu gesagt hätte, man sei nicht schuldig, zu thun, was der Kaiser befehle. Als der Notarius fertig war, hieß ich ihn niedersitzen und schreiben, was ich diktieren würde. Ich beantwortete also alles und schloß damit: Was meine Person anbelange, so sei ich am kaiserlichen Hofe allzuwohl bekannt, als daß man allda von mir glauben würde, ich wäre fähig, mich des Verbrechens der beleidigten kaiserlichen Majestät schuldig zu machen; zu einer solchen Standesperson aber, als der Herr Graf sei, hätte ich mich nicht versehen, daß sie so niederträchtig sein und meine Worte so verdrehen würde; und zu seinem Konsulenten hätte ich mich nicht versehen, daß er ein solcher Ignorant sein und von dem Reichsgerichtsprozeß so wenig verstehen würde.

Nach Tisch fuhren wir den Berg hinauf, stiegen bei der Kirche aus, gingen hinein, und ich sagte den Arbeitern, welche eben den Boden der Kirche mit steinernen Platten belegten: Ich befehle ihnen im Namen des Herrn Herzogs zu Württemberg Durchlaucht, von dieser Arbeit abzustehen; widrigenfalls würden sie in Arrest genommen werden. Ich nahm auch, zum Zeichen einer Realkontradiktion, die nächste beste gelegte Platte, hub sie auf und warf sie beiseite. Alsogleich sprang einer der Arbeiter in das Schloß und erzählte es dem Grafen. Dieser geriet (nach seiner jedermann bekannten Art) sogleich in einen wütenden Zorn, nahm zwei geladene Pistolen und sagte, er wollte den, der ihm diesen Affront bewiesen hätte, tot schießen. Weil mir nun des Grafen Charakter bekannt und wir ohne alle Bedeckung waren, so trieb ich an meinem Kollegen, daß, da wir nun gethan hätten, was wir jetzo hätten thun wollen und können, wir uns wieder zurückbegeben und dadurch besorglichen Zufällen ausweichen wollten. Als nun der bereits auf die Schloßbrücke gekommene Graf hörte, daß wir wieder den Berg hinabgefahren wären, begab er sich auch in sein Schloß zurück.

Darauf präsentierte sich der Notarius wieder in unserem Quartier. Ich ließ ihn abermals hereinkommen; ehe er aber anfing zu reden, fragte ich ihn, wer er wäre? Antwort: Er sei ein

Digitized by Google

Notarius. Ich: Er solle sich durch Vorzeigung seines Diploms legitimieren, daß er einer sei; es könnte sich ein jeder liederlicher Kerl für einen Notarium ausgeben. Er: Er habe sein Diplom nicht bei sich, sei aber ja schon einmal bei uns gewesen. Ich: Das stehe bei mir, ob ich eine Legitimation fordern und ihn, wenn er gleich sich nicht legitimiert habe oder legitimieren könne, anhören wolle oder nicht. Wenn er aber ein Notarius sein wolle, so müsse er auch so viel wissen, daß er auf Begehren schuldig sei, sein Diplom vorzuzeigen. Er: Es sei zwar an dem; weil wir ihn aber schon einmal vorgelassen hätten, so habe er nicht geglaubt, daß man nun erst von ihm eine Legitimation fordern würde; er habe sein Diplom zu Heilbronn. Ich: So solle er hinreisen und es holen. Er: Er wolle nur sagen ... Ich: Er solle das Maul halten; er wisse selbst, daß alles, was ein Notarius, der sich nicht legitimieren könne, thue, null und nichtig und man nicht schuldig sei, ihn als einen Notarium zu erkennen; er solle sich also fortpacken oder gewärtig sein, daß ihm etwas sehr Unangenehmes begegne. Darauf machte er sich mit seinem Zeugen fort.

Indessen war nicht rätlich, länger ohne Bedeckung zu bleiben. Wir schickten also dem Kommandanten zu Heilbronn die uns anvertraute herzogliche Ordre, und er ließ uns das verlangte Kommando von einem Lieutenant und fünfzig Mann verabfolgen. Dieses kam in aller Stille in der Nacht vor Allerheiligen nach Gruppenbach und wir setzten gleich vor unser Quartier, vor das Schloß und sonst einige Posten aus. Im Schloß merkte man nichts davon und ließ in aller Frühe zum katholischen Gottesdienst läuten. Als sie aber das Thor aufmachten und einen württembergischen Posten erblickten, schlugen sie es geschwind wieder zu. Unserer Anweisung gemäß ließen die Soldaten jedermann, wer in das Schloß wollte, hinein-, aber ohne unsere Erlaubnis niemand herauspassieren. Nach und nach kamen viele fremde Katholiken, welche dem Gottesdienst beiwohnen wollten. Alle wurden aufgeschrieben, wer sie seien und woher sie kommen? ihnen auch zugleich eröffnet, daß künftig kein katholischer Gottesdienst allda mehr würde gehalten werden, sie also wegbleiben oder gewärtigen sollten, daß sie in Arrest genommen würden.

Der Notarius, welcher indessen sein Diplom geholt hatte,

Digitized by Google

wollte nun zum drittenmal zu uns. Die vor unserem Quartier postierte Wache aber trieb ihn (der ihr erteilten Instruktion gemäß) mit seinen Zeugen ab, und er ließ sich nicht mehr sehen.

Wir schrieben darauf an etliche benachbarte württembergische Beamte, ließen so viele Wagen, als wir nötig zu haben glaubten, kommen, sodann die erst seit unserer Ankunft eingesetzten Thüren und Fenster darauf laden und wegführen. Weil es nun schon November war und die Kapuziner vor Kälte ohne Thüren und Fenster nicht in ihrem Kloster bleiben konnten, so begaben sie sich in das Schloß, darein wir sie auch gern ließen und froh waren, daß wir, ohne Hand an ihre Person zu legen, sie mit guter Manier wieder aus dem Kloster gebracht hatten.

Wir Kommissäre berichteten indessen von Zeit zu Zeit den Verlauf der Sache dem herzoglichen Ministerium, und dieses hatte so viel Mut, ohne bei dem Herzog (aus leicht zu erratenden Ursachen) anzufragen, oder zuvörderst Gutachten deswegen an ihn zu erstatten, uns anzubefehlen, daß wir Kirche und Kloster schleifen lassen sollten.

Wir ließen also einen Baumeister von Heilbronn, der alles dirigieren sollte, und dreihundert Mann Handwerksleute und andere Personen kommen, solches in das Werk zu richten; denen wir dabei aufgaben, alle Materialien so viel als möglich zu schonen, auch sich sonst nicht den geringsten Exceß in Ansehung der katholischen Religion zu schulden kommen zu lassen, wohl aber trachten, den Grundstein zu bekommen, um zu sehen, was etwa darin befindlich sei. Als sie nun denselben gefunden, brachten sie ihn, ohne unser Geheiß, in einer förmlichen Prozession in unser Quartier, und es fand sich, daß von den Kapuzinern eine lateinische Inschrift dareingelegt war, darin dem Grafen der lächerliche Titel eine Souveräns (supremi domini) von Gruppenbach gegeben, übrigens aber bezeugt wurde, daß dieses angebliche Hospitiolum für einige Hofpatres eine förmliche katholische Mission habe abgeben sollen. In etlichen Tagen lagen also Kirche und Kloster zu Boden, und sind es noch.

Der Herr Bischof zu Bamberg und Würzburg beschwerte sich bei dem Herzog sehr darüber; der Herzog selbst war schrecklich erzürnet und glaubte, man habe ihn bei seinen eigenen Religions-

Digitized by Google

verwandten verdächtig und verächtlich machen wollen, und drohte dem Geheimerat v. Schütz, wenn der Kaiser befehle, das Kloster wieder aufzubauen, müsse er solches auf seine eigenen Kosten thun.

Indessen fuhren wir in unsern übrigen Kommissionsgeschäften fleißig fort, wobei ich noch bemerke, daß sich der Kommissionssekretär über mich beschwerte und sagte, bei andern Kommissionen arbeite man nur vormittags, höchstens vier Stunden; ich aber wolle vor- und nachmittags bis in den späten Abend sitzen. Ich blieb aber deswegen doch bei meiner Weise.

Als die Kommission zu Ende war, schickten wir dem Grafen ein Conto über die Kommissionskosten von etwa tausend Thalern. Der Graf ärgerte sich schrecklich darüber und schlug, wie leicht zu erraten, die Zahlung ab. Weil aber viele Scheunen voll Früchte vor dem Schloß standen, so schrieben wir einen Fruchtverkauf in der Nachbarschaft aus, bestellten einen Mann, unter dessen Aufsicht alles ordentlich zuging, gehörig berechnet und ein Erlös uns zugestellt wurde. Wir zogen die Kommissionskosten davon ab, schickten den Rest nebst einer Quittung über den Abzug dem Herrn Grafen zu und begaben uns darauf wieder nach Stuttgart.

Gleichwie nun dieser Hergang im ganzen römischen Reich ein sehr großes Aufsehen verursachte, also soll auch im Reichshofrat wirklich eine sehr scharfe Resolution unter der Feder gewesen sein, als ein kaiserliches Dekret an den Reichshofrat gelangte, daß, weil der Herzog zu Württemberg im Begriff stünde, sich über alle mit der Reichsritterschaft schwebenden Streitigkeiten in Güte zu setzen, alles gerichtliche Verfahren einstweilen eingestellt werden sollte. Da nun dieser stettenfelsische Handel gleichfalls dahin einschlug, so blieb auch derselbe lediglich auf sich beruhen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß, wenn ich nicht bald darauf aus württembergischen Diensten gekommen wäre, ich dieser Kommission sehr stark hätte entgelten müssen.

Im Januar 1736 wurde Moser als herzoglicher Kommissär beauftragt, die Erblandeshuldigung in verschiedenen Landesteilen entgegenzunehmen. Es war eine schwierige Reise. Von Herrenalb sollte ich nach Hornberg auf dem Schwarzwald gehen. Weil aber wegen Schnees auf dem geraden Weg nicht fortzukommen war, mußte ich mit Lebensgefahr das überfrorene Murgthal

Digitized by Google

(darin ich, weil kein anderer Weg noch Mittel war, mit meinem Wagen, zum Schrecken deren, die am Ufer standen, eine sehr lange Strecke erst das Eis im Murgfluß brechen und alsdann dazwischen fahren mußte, ohne zu wissen, wie tief das Wasser sei) hinab, den Schwarzwald umfahren, sodann das Kinzigthal hinauf.

Bei diesem Anlaß besuchte Moser auch Straßburg und machte dort die Bekanntschaft einiger Professoren. Von da begab er sich zur Einnahme der Huldigung in die Aemter Nürtingen, Denkendorf und Kirchheim unter Teck. An letzterem Ort hatte er Gelegenheit, seine oben erwähnten Grundsätze in Behandlung der (religiösen) Separatisten zu bethätigen. Der Oberamtmann, so berichtet Moser, meldete mir, daß eine Anzahl Bürger da wäre, welche Separatisten seien und (aus Gewissensbedenken) es eher auf alles ankommen lassen, als einen Eid ablegen würden. Ich fragte, wie sie sich sonst aufführten? Der Beamte sagte, es seien seine besten Bürger. Ich gab ihm sodann auf, sie morgens vor der Huldigung in mein Quartier kommen zu lassen, und sagte bei ihrem Erscheinen, ich vernehme, daß sie sich ein Gewissen daraus machten, einen Eid, mithin auch den Huldigungseid, abzulegen; ob dem so sei? Sie: Ja. Ich: Ob sie glaubten, daß sie der Obrigkeit in Dingen, die nicht wider Gott und sein Wort seien, Gehorsam zu leisten schuldig seien? Sie: Ja. Ich: Ob sie auch willig seien, diesen Gehorsam dem Herzog wirklich zu leisten? Sie: Ja. Ich: Ob sie willig seien, mir solches durch einen Handschlag, der von eben der Rechtskraft sein solle als der wirkliche Eid der andern, zu versprechen? Sie: Ja. Darauf gab ich ihnen den Bescheid, ich habe zwar keine besondere Weisung für diesen Fall, wolle es aber auf mich nehmen und es bei einem Handschlag bewenden lassen; ich bezeuge ihnen aber hiermit, daß wenn sie künftig ihre Unterthanen- und bürgerliche Pflichten nicht mit eben der Gewissenszartheit, die sie jetzt vorgäben, beobachten würden, sie andern zum Exempel doppelt gestraft werden sollten. Sie legten darauf den Handschlag ab und waren vor Verwunderung und Freuden voll Thränen und Lobes Gottes, daß, da sie sich keiner andern als harten Behandlung (Gefängnis oder gar Landesverweisung) versehen und darauf gefaßt gemacht hätten, Gott ihren Unglauben beschämt und gezeigt habe, daß er mehr thun könne und wolle, als sie ihm zugetraut hätten.

Digitized by Google

Während ich auf dieſer Reiſe war, hatte der Herzog den Befehl erlaſſen, daß alle bei der Regierung Angeſtellten, insbeſondere die Regierungsräte mit ihren Frauen und erwachſenen Töchtern, auf den Karnevals-Redouten erſcheinen ſollten, widrigenfalls ihnen die Beſoldung eines Vierteljahrs abgezogen würde. Als ich wieder nach Hauſe und in das Regierungskollegium kam, ſagte ein Regierungsrat, welcher hierin anders geſinnt war als ich: Damit ich mich nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen könne, ſo wolle er mir hiermit vor verſammeltem Kollegium wiederholt anzeigen, daß dieſer Befehl ergangen ſei. Ich antwortete nur: Es iſt gut, und ſo ſehr ich meiner Beſoldung bedürftig war, ſo erſchienen eben doch weder ich noch die Meinigen auf der Redoute. Es wurde dem Herzog angezeigt; dieſer aber antwortete: Wenn es ein anderer gethan hätte, ſo würde er ihn ſtrafen; von dem Moſer aber glaube er, daß derſelbe ſich ernſtlich ein Gewiſſen darüber mache, und alſo ſolle man ihn unbehelligt laſſen.

Elfter Abſchnitt.

Profeſſur in Preußen.

Auf der vorhin beſchriebenen Huldigungsreiſe erhielt ich ein Schreiben von dem Geheimerat Böhmer zu Halle, darin er mir die Stelle als Direktor der Univerſität zu Frankfurt a. d. O. und erſten Profeſſors der Rechte mit dem Titel eines königlich preußiſchen Geheimerats antrug.

So bedenklich es damals in Württemberg überhaupt und mit mir insbeſondere ausſah, ſo war ich doch, wenn es der Herzog verlangen würde, bereit, in ſeinen Dienſten zu bleiben. Mein Entlaſſungsgeſuch wurde aber aus dem Grund abgeſchlagen, weil ich viel Geheimes von Haus- und Landesangelegenheiten wiſſe. Darauf erwiderte ich, ich ſei kein Leibeigener, ſondern diene auf

Digitized by Google

Kündigung; ich wollte allenfalls drei Monate warten, länger aber nicht; ich hätte den Ruf anzunehmen mich entschlossen.

Als ich eines Tages in Ludwigsburg war, wurde ich von einem gewissen adeligen Geheimerat zu Gast geladen; nach der Mahlzeit verspürte ich im Leib solche Anzeigen, daß ich schließen mußte, ich hätte Gift bekommen; ob es gleich etwa, weil ich wenig gegessen und noch weniger getrunken hatte, nicht seine völlige Wirkung thun konnte. Als ich denselben Abend wieder nach Stuttgart kam, eröffnete ich es dem Leibmedikus, Dr. Lentilius, welcher mir es zwar anfangs ausreden, endlich aber selbst nicht unrecht geben konnte. Viele Jahre hernach besuchte mich ein kurkölnischer Hofrat M. und erzählte mir, er hätte einmal in Ludwigsburg mit oben gedachtem Geheimerat getrunken, da dann derselbe gesagt habe, ob man sich ein Gewissen daraus zu machen habe, wenn man einen Mann, der vieles von den Geheimnissen des Hofes und fürstlichen Hauses wisse, und dem man doch nicht trauen dürfe, in die andere Welt schicke? — Weil nun dieser Hofrat in besagten Geheimerats Haus sehr familiär gewesen und die damals herrschende Hofpartei mich eben für einen solchen Mann gehalten, der vieles von ihr und den württembergischen Staatssachen wisse und welchem sie doch nicht trauen dürfte, noch getraut habe, so konnte ich aus der Erzählung des Hofrats genugsam merken, daß meine obgedachte Mutmaßung wegen des bei der Mahlzeit empfangenen Giftes nicht ohne Grund gewesen sei.

Endlich erhielt Moser seine Entlassung aus württembergischen Diensten. Er nahm jetzt die (ihm schon sechs Jahre früher angetragene, damals von ihm „für etwas Ueberflüssiges gehaltene") nun aber notwendig gewordene Würde eines Doktors der Rechte an und unternahm den für jene Zeit nicht eben leichten Umzug von Stuttgart nach Frankfurt a. d. O. mit Frau und Kinder. Er schreibt: Wir reisten achtzig Meilen Wegs, wo wir keinen Menschen, noch die Landesart, Münzsorten u. s. w. kannten. Aber die göttliche Vorsehung begleitete uns. Zu Dinkelsbühl traf ich im Gasthof eine gedruckte Anzeige von Arnds wahrem Christentum, welches Buch in Züllichau herauskommen sollte, mit einem Verzeichnis der Personen, die Zeichnungen darauf annehmen. Da

Digitized by Google

ſtand auch: „Frankfurt a. O., Herr Leidemit.“ Sobald ich nun in Frankfurt im Wirtshaus abgetreten war, fragte ich, ob jemand hier wohne, der Leidemit heiße? Antwort: Ja, ein Mitglied des Rats, deſſen Tochter an den Bürgermeiſter Guriſch verheiratet ſei. Ich fragte weiter, was es für Leute ſeien? Antwort: Ueberaus wackere, chriſtliche Leute. Ich machte mich darauf ſogleich mit ihnen bekannt, und ſie bewieſen alle Treue an uns, gaben meiner Frau in allen zur Oekonomie nötigen Sachen den beſten Unterricht, ſchilderten uns auch die Perſonen, mit denen wir umgehen mußten, ab, ſo daß wir wußten, wem wir uns vertrauen durften oder nicht; kurz, in wenigen Wochen war meine Frau ſo bekannt in Frankfurt, als ob wir ſchon lange da gewohnt hätten, und wir hatten an dieſen lieben Leuten treue Herzensfreunde, ſolang wir in Frankfurt waren.

In Berlin hatte ſich Moſer den Kuratoren der Frankfurter Univerſität vorgeſtellt. Dieſe berichteten hierüber an den König, ſie ſeien verſichert, daß dieſer berühmte Mann, welcher inſonderheit im öffentlichen Recht wenig ſeinesgleichen habe, der Univerſität nützliche Dienſte leiſten werde.

Die Univerſität befand ſich in einem verkommenen Zuſtand; die Profeſſoren waren ohne wiſſenſchaftliche Bedeutung und die Studierenden in die größte Roheit verſunken. Dieſen mißlichen Zuſtänden ſollte eine hervorragende und gewaltige Perſönlichkeit abhelfen. Und Moſer war auch für dieſe Aufgabe vollkommen gemacht. Er berichtete eingehend an das Miniſterium über die erforderlichen Maßnahmen; man fand, daß er in allem recht habe, unterſtützte ihn aber in keiner Weiſe und ließ alles beim alten. Seine Kollegen aber waren erbittert, da er ohne Anſehen der Perſon die Mißbräuche angriff, und ſie begannen, ihm Widerwärtigkeiten aller Art zu bereiten. Der neue Profeſſor entfaltete ſofort — und eben dies war ſeinen Kollegen ärgerlich — eine ganz außerordentliche Thätigkeit; er las nicht weniger als neun Kollegien, nämlich: Kirchenrecht, allgemeines deutſches Staatsrecht, beſonderes Staatsrecht aller einzelnen Reichsſtände, die Staatsverfaſſung aller europäiſchen Mächte, Strafrecht, Kanzleipraxis und juriſtiſche und reichshiſtoriſche Litterärgeſchichte. Ueberdies erbot er ſich zu Vorleſungen über deutſches Privatrecht

Digitized by Google

und über den Reichsgerichtsprozeß. Seine Vorlesungen wurden besonders anregend durch seine reiche Erfahrung und vieljährige Praxis, z. B. im Strafrecht durch die vielen Fälle, welche er als Regierungsrat behandelt hatte und nun den Zuhörern vorführte; ferner durch die unmittelbare Anschauung, welche er dem wiederholten Aufenthalt am kaiserlichen Hof und an andern Höfen verdankte. — Auch an den öffentlichen Disputationen beteiligte er sich vielfach. Eine sehr zeitraubende Obliegenheit war die Ausarbeitung der von der Juristenfakultät als Spruchkollegium erforderten Gutachten und Rechtsprüche; gleich in den ersten sechs Monaten erledigte Moser fünfundvierzig Prozesse, wobei ihm die ungewohnten Formen des preußischen Prozesses weit mehr Schwierigkeit machten als die Entscheidung selbst. Endlich hatte er für den König allerlei Aufsätze und Gutachten zu fertigen und wurde von vielen auswärtigen Höfen gleicherweise in Anspruch genommen. Einen damals an ihn ergangenen Ruf nach Göttingen lehnte Moser ab.

Indes hörten die mißgünstigen Kollegen nicht auf, ihm Schwierigkeiten zu bereiten, versuchten auch wiederholt, ihn bei dem König in schlimmes Licht zu stellen. Als nun aber der König im Herbst 1737 nach Frankfurt kam, wurde Moser mit Auszeichnung und Wohlwollen behandelt. Bei diesem Anlaß ereignete sich jedoch ein höchst peinlicher Vorfall. Der Hofnarr des Königs, der „lustige Rat" Morgenstern, sollte in dem großen Hörsaal eine öffentliche Disputation halten über das Thema: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit", wobei die Professoren zu opponieren angewiesen wurden. Moser ging zu dem Kommandanten, Oberst Camas, bei welchem der König sein Quartier hatte, und erklärte ihm, er würde nicht opponieren, es möchte auch daraus entstehen, was da wollte. Er erzählt weiter: Der Herr Oberst bat mich um alles in der Welt, mich nicht zu widersetzen; der König sei es vom Größten bis zum Kleinsten gewohnt, daß man ihm gehorchen müsse; wir würden nicht nur uns, sondern auch die ganze Universität unglücklich machen. Ich beharrte aber darauf, es sei wider mein Gewissen und meine Ehre. Als ich zu Nacht aß, kam der Pedell und brachte mir ein Exemplar der Disputation mit dem Befehl vom Könige, morgen zu opponieren.

Digitized by Google

Mir war ganz eigentlich, als wenn mir ein Messer in dem Magen herumgedreht würde, und das war ohne Zweifel der Hauptursprung meiner nachherigen schweren Krankheit. Der König kam morgens zeitig in den Hörsaal und schickte erst einen Unter-, bald darauf einen höheren Offizier an mich, ich sollte kommen. Ich entschloß mich, wenn ich je genötigt werden sollte, zu opponieren, es auf eine ernsthafte Weise also zu thun: in der Druckschrift seien zwar viele Gattungen von Narren aufgeführt, doch aber die vergessen worden, welche die größte und unglücklichste Art seien; nämlich die, welche in den Psalmen, den Büchern Salomos, dem Buch der Weisheit ꝛc. Thoren und Narren genannt würden, und die endlich sich selbst das Urteil sprechen würden: Wir Narren haben des rechten Wegs verfehlt u. s. w. Der König unterhielt sich eingehend mit Moser, beharrte aber auf seinem Verlangen, worauf denn Moser entgegnete: Scherze und Narrenteidinge sind den Christen verboten. Wenigstens bleiben es allemal unnütze Worte, und für deren jedes müssen wir einmal Rechenschaft geben! — Darüber begann die Disputation, Moser aber begab sich hinweg.

Er schreibt nachher: Mein Amt wurde mir blutsauer und die Schwächlichkeit meines Körpers kam auch hinzu, welche sich bis auf den Tod vermehrte, da jene Disputation über die Narrheit gehalten wurde und ich dabei wider meiner besten Freunde Rat beschloß, es auf Gott zu wagen, des Königs zu befürchten gehabte große Ungnade und übles Traktament nicht zu achten, sondern ihm gewissenshalber nicht zu gehorchen.

In derselben mannhaften und entschiedenen Weise, wie hier dem Könige gegenüber, erzeigte Moser sich auch bei andern Gelegenheiten. So bei einem Vorfall, den er folgendermaßen erzählt. In Frankfurt stand es jedem frei, bei einer öffentlichen Dissertation zu opponieren; dieses Rechts bediente sich ein Studiosus der Theologie und opponierte mir, als ich meine Dissertation über die Absolutionsformel auf dem Katheder verteidigte, auf die frechste Weise gegen die Göttlichkeit der heiligen Schrift*).

*) Diesen Vorfall erwähnt Moser in den „Schriftmäßigen Gedanken von der Verbindung der Weltweisheit mit der Theologie“ (1741), S. 57.

Digitized by Google

Ich antwortete ihm auf manches und verwies ihn übrigens darauf: Gott werde ihm nichts Besonderes machen, ihn von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen; der eigentliche Prüfstein stehe Ev. Joh. 7, 17. Werde er dem nachkommen, was da stehe, so würden ihm viele Zweifel von selbst wegfallen; thue er es aber nicht, so könne er keine Schuld auf Gott legen u. s. w. Des andern Tages kam er zu mir und sagte, er speise mit lauter Gottesleugnern, welche ihm, als einem Theologen, beständig die von ihm vorgebrachten Einwürfe machten; er habe also nur hören wollen, was man ihnen darauf antworten könne. Ich sagte, das seien faule Fische; wenn es ihm um die Wahrheit zu thun gewesen wäre, so hätte er zu mir oder jemand anderem in das Haus kommen und sich belehren lassen können; ich führte ihm dabei zu Gemüte, wie sehr er, als ein Theologe, durch das gegebene öffentliche Aergernis sich versündigt habe, sagte ihm aber zuletzt voraus, was noch mit ihm geschehen würde. — Sechs Jahre nachher schrieb er an mich: ... Können Sie sich wohl noch erinnern, daß ich des Tages nach jener Disputation Sie besucht, mich noch ziemlich ungebührlich aufgeführt, und wie Sie demungeachtet mir auf das allerliebreichste begegnet und endlich, da ich von ihnen wegging, mir im Namen des Herrn geweissagt, daß, ungeachtet meiner Importunität und ganz toten Herzens, Sie gewiß glaubten, daß einmal, es sei über kurz oder lang, die Kraft Gottes mich ergreifen würde, daß ich selbst nicht wissen würde, wie mir geschähe? Ich gebe Ihnen also mit freudigem Herzen die Nachricht, daß der Herr sein Wort bestätigte, das er durch Sie geredet hat.

Moser war gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt von sehr heftigen Kopfschmerzen und starken Atmungsbeschwerden befallen worden, welche ihm alle Arbeit überaus sauer machten. Das Uebel verschlimmerte sich durch den beständigen und unsäglichen Amtsverdruß, und der Arzt sagte, er müßte eine eisenmäßige Natur haben, daß er nicht schon längst den Tod davon gehabt hätte. Endlich aber brach, nach jenem Vorfall mit Morgenstern, eine heftige und gefährliche Krankheit aus. Moser erzählt: Es überfiel mich eine Bangigkeit und Angst, vor der ich nicht zu bleiben wußte und mir nicht getraute, an ein Fenster zu gehen, aus Sorge, die Schwermut möchte mich übernehmen, mir selbst

Digitized by Google

ein Leid zuzufügen. Ich ging zu meiner Frau und ſagte, wir wollen das Lied ſingen: „Befiehl du deine Wege ꝛc.“ Ich erblaßte aber ganz und es ſtand wie ein Todesſchweiß auf mir; meine Frau erſchrak; ich ſagte, man ſolle nur den Arzt und Wundarzt zugleich holen; man wollte mir zur Ader laſſen, es lief aber kein Blut; des andern Tages verſuchte man es wieder; ſobald nun das Blut anfing zu laufen, überfiel mich eine unbeſchreibliche Furcht und Traurigkeit, womit ich lange Zeit zubrachte. Ich erſchrak leicht über alles ſo, daß ich des Todes hätte ſein mögen. Keine Zeitung durfte ich leſen, weil, wenn etwas von Brand, Mord u. dergl. darin vorkam: ich vor Angſt nicht wußte, wo hinaus. So ſehnlich ich auf Briefe von den Meinigen aus dem Vaterland wartete, ſo entſetzlich erſchrak ich, wenn mein Bedienter mir von der Poſt einen Brief brachte, ehe ich ihn noch eröffnete. In den erſten Tagen mußte man beſtändig mit mir reden, aber nie lange, ſondern mich immer wieder dazwiſchen etwas fragen, damit ich meine Schwermut vergaß.

Ich wurde alſo ein halbes Jahr zu allen Geſchäften untüchtig, endlich aber nach und nach wiederhergeſtellt; wozu, neben häufigem Spazierenfahren, viel beitrug, daß ich mit einer großen Zimmermannsſäge Holz ſägen mußte; aber nie lange und nie ſtark.

Der mutige und gewiſſenstreue Widerſtand des ſonſt ſo beſcheidenen Profeſſors in dem Morgenſternſchen Handel mochte dem König einen bleibenden Eindruck gegeben und Achtung eingeflößt haben. Oberſt Camas wurde beauftragt, ihm den kurbrandenburgiſchen Geſandtſchaftspoſten beim Reichstag zu Regensburg anzubieten. Der Antrag geſchah mündlich. Moſer berichtet: Ich antwortete, ich hätte mich eines ſolchen Antrags nicht verſehen; was mir aber auf der Stelle beiginge, beſtehe darin, daß ich glaubte, gewiſſe Eigenſchaften zu haben oder nicht zu haben. Unter anderem ſagte ich, ich hätte gar ein enges Gewiſſen, da es dann ſich gar leicht zutragen könnte, daß mir etwas befohlen würde, da ich nicht parieren könnte, und alsdann wäre ich unglücklich. „Ja, mein lieber Herr Geheimerat“ ſagte der Oberſt, „ſo wird nichts daraus! Unſer König hat zwei Grundſätze; der eine heißt: Ich ſtehe mit dem, der etwas bei dem Reichstag ſucht, gut: du, Geſandter! unterſtütze ihn in allem und mußt die Gründe aus-

Digitized by Google

findig machen, warum er recht hat; der andere heißt: Ich stehe mit dem, der etwas bei dem Reichstag sucht, nicht gut: du, Gesandter! sei ihm in allem entgegen und mache die Gründe ausfindig, warum er unrecht hat." Auf dieses versetzte ich: Bewahre mich Gott vor Eurer Gesandtschaft! Ich schämte mich aber, daß ich schon so lange das deutsche Staatsrecht lehren und nun erst so viel von einem Offizier von Reichstagssachen lernen solle.

Zwölfter Abschnit.

Inneres Leben.

Moser war ein Mann des nüchternen praktischen Verstandes, von ungemeiner Thatkraft, gewaltiger Arbeit und ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Sein Gebiet war wesentlich das äußere staatliche Leben, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse, und er hat hierin als „der Vater des deutschen Staatsrechts, der Gründer des positiven Völkerrechts, der fruchtbarste Schriftsteller Deutschlands nicht nur seiner Zeit, sondern überhaupt"*) großartige Leistungen aufzuweisen. Ebenso hat er inmitten des politischen Lebens seiner Zeit in hervorragender Weise seinen Mann gestellt.

Aber treten wir nun dem eigentlichen Pulsschlag seines Wesens, dem bis in das höchste Alter ihn jugendfrisch erhaltenden Quell seiner freudigen Kraft, dem Licht auf den dunkelsten Wegen, die ihm noch beschieden waren — seinem inneren Leben näher, so bieten auch hier seine eigenhändigen Aufzeichnungen in vollster Offenheit das Bild eines tiefen und alle Aufgaben der Menschheit erfassenden Geistes. Kein Menschenleben kann an der großen religiösen Frage vorübergehen, es muß Stellung dazu nehmen; die Entscheidung, für oder wider, ist unerläßlich; das ganze Erdenleben

*) So charakterisiert ihn R. v. Mohl, Geschichte der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 401 ff.

Digitized by Google

hat sie zur Aufgabe. Sehr viele aber, welche sich der positiven Seite zugewandt zu haben denken, bleiben auf halbem Wege stehen und erklären dann diejenigen für mystische Schwärmer, welche auf wahrhaftes und völliges Leben des Glaubens dringen. Ihre Kritik über diese Seite von Mosers Charakter wird eine abfällige sein. Andere aber, und für sie hat er seine Aufzeichnungen niedergeschrieben, werden in diesem Abschnitt die lebensvolle Zeichnung des Gemüts eines echten deutschen evangelischen Mannes erkennen und seinen Mitteilungen beherzigenswerte Fingerzeige für sich selbst entnehmen. Moser gibt nun folgende Darlegung seines inneren Lebensganges:

In meiner Jugend war in der württembergischen Kirche der jetzige Vorbereitungsunterricht der jungen Leute auf das heilige Abendmahl und die Konfirmation noch nicht eingeführt. Die religiöse Unterweisung bestand also hauptsächlich in den öffentlichen Katechisationen („Kinderlehre"), die an sich und in Ansehung meiner Unachtsamkeit dabei um so weniger hinreichten, als das wahre Christentum damals noch als Pietisterei angesehen und man davor vielmehr gewarnt als dazu ermuntert wurde. So habe ich denn auch die nach meiner Geburt empfangene Taufe erst nach langen Jahren nach Würden schätzen lernen.

Hingegen hatte ich schon in den unteren Klassen des Gymnasiums aus den sogenannten „unschuldigen Nachrichten" (welche mein Hauslehrer besaß) von alten und neuen theologischen Schriften und Streitigkeiten so viele Kenntnis, als wohl viele hundert Pfarrer auf dem Land nicht haben mögen, wollte auch die Theologie studieren, wenn es mir nicht durch einen ungestümen Lehrer entleidet worden wäre.

Auf der Universität aber kam ich, bei einem tugendhaften Leben, nicht durch irreligiöse Bücher, sondern bei dem Nachdenken über die theologischen Wahrheiten und bei den aus meinem eigenen Herzen entstandenen Zweifeln und Einwürfen gegen die heilige Schrift nach und nach ganz von der Religion ab. Gleichwohl habe ich damals oft aus dem tiefsten Grund meines Herzens geseufzt: Wenn ein Wesen aller Wesen sei, so möchte es sich meiner erbarmen, und wenn die Bibel Gottes Wort und die christliche Religion wahr sei, so möchte Gott mich nicht in diesem Zustande sterben lassen!

Digitized by Google

Ueber die Religion habe ich, auch zu der Zeit, da ich wenig oder keine hatte, niemals gespottet, noch auch von meinen Gesinnungen in Religionssachen (damals) etwas merken lassen, unter welcherlei Leuten ich auch sein mochte.

Als ich bei meinem Aufenthalte in Wien in des Herrn Reichsvicekanzlers Bibliothek ein italienisches Buch eines Jesuiten antraf: „L'Incredulo senza scusa" („Der Ungläubige ohne Entschuldigung"), konnte ich zwar das Buch, weil ich nicht so viel italienisch verstand, nicht lesen; doch drückte sich der Titel tief in mein Herz ein und ich hörte öfter in mir: „Der Ungläubige ohne Entschuldigung!"

Die Bibel hielt ich noch nicht für Gottes Wort; und ob ich gleich weder mit Religionsspöttern Umgang hatte, noch dergleichen Schriften las, so entstanden dennoch in meinem Verstand und Herzen eben diejenigen Einwürfe gegen die Göttlichkeit der heiligen Schrift, welche ich hernach und seither von andern gehört oder gelesen.

Je mehr ich aber den ganzen Weltbau, mich selbst und alle Kreaturen, soweit meine Kenntnis reichte, betrachtete, um so mehr Allmacht und Weisheit fand ich darin, und daß alles nicht von sich selbst oder ungefähr so, wie es ist, entstanden sein könne, sondern von einem unendlich großen und weisen Wesen also geordnet worden sein müsse. Ich glaubte nun einen Gott, der die Welt erschaffen habe.

Anregung dazu gab namentlich ein Buch, Derhams „Astro-Theologie oder Betrachtung der himmlischen und irdischen Körper" *). Man muß sich recht von Herzen schämen, wenn man dies Buch gelesen, daß man so lange Zeit über so viele Kreaturen gleichsam hinübergestolpert, ohne deren und ihres Schöpfers Vortrefflichkeiten einzusehen. Ich fand darin einen solchen Abgrund der Allmacht, der Weisheit, der Liebe u. s. f., daß ich erkannte, der Apostel Paulus habe guten Grund (Römer 1, 20), die Heiden, welche Gott nicht erkennen, als unentschuldbar anzugeben, weil sie ihn aus der Schöpfung der Welt hätten erkennen können, und ich

*) Vergl. „Altes und Neues aus dem Reich Gottes" (siehe den Anhang Ziffer XIX, 2), Teil 8, S. 87.

Digitized by Google

hätte mich selbst für den größten Narren halten müssen, wenn ich hätte glauben wollen, entweder es sei dieses alles so von sich selbst und zufälligerweise entstanden oder es habe nie einen Anfang gehabt, sondern sei von Ewigkeit so gewesen.

Ich glaubte nun eine Gottheit mit großer Ueberzeugung. Mit Recht sagt Luther, es sei etwas Großes, wenn jemand den ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit Wahrheit sprechen könne. Und ich setze hinzu: Wie viele tausend Christen betrügen sich hierin selbst!

Ich hatte also vorerst eine natürliche Religion. Hierzu kam, daß ich anfing, auf meine Gedanken, Begierden, Worte und Werke genauer Achtung zu geben; da ich dann den bösen Grund meines Herzens und die Unmöglichkeit, Gott so zu gefallen, und in diesem Zustand eine zuversichtliche Hoffnung einer ewigen Seligkeit in einer zukünftigen Welt haben zu können, bald einsehen lernte.

Allmählich wurde mir das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, als dem Mittler zwischen Gott und Menschen, faßlicher; und um seinetwillen auch das Alte Testament unanstößiger.

Ich begriff auch bald, daß es mit dem bloßen Beifall der Lehre Jesu nicht ausgerichtet sei, noch dieses ein Gott wohlgefälliger Glauben heißen könne, sondern daß Worte und Werke miteinander übereinstimmen müßten, und da machten auf mich einen tiefen Eindruck die Worte (Joh. 7, 17): „So jemand will des (der mich gesandt hat) Willen thun, N.B. der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“ Anfangs deuchte mich diese Forderung unbillig. Ich fand aber nachher auf das Ueberzeugendste, daß sie selbst in der Vernunft unbeweglich gegründet, mithin auch einer, der sich ihr nicht unterwirft und sie nicht befolgt, einesteils unentschuldbar sei, und andernteils kein Zweifler, er habe auch gegen die Wahrheit der christlichen Religion noch so viel einzuwenden, mit Recht sagen könne, sie sei ungegründet, solange er sich dieses Probiersteins nicht bedient hat. Denn es gibt selbst nach der Vernunft Wahrheiten, die man erst aus der Erfahrung als wahr erkennt. Weil ich nun die Billigkeit dieser Forderung einsah und erkannte, daß wenn ich diese Probe nicht mache und der Lehre

Digitized by Google

Jesu nicht folge und es sei ein jüngstes Gericht und Jesus sei der Richter, so wäre ich unentschuldbar, wenn ich verdammt werde — so ergab ich meinen Willen darauf, der Lehre Jesu in meinem Leben und Wandel zu folgen. Und als ich dieses that, fielen mir nach und nach immer mehrere Zweifel hinweg, ich fand bei Jesu Ruhe für meine Seele, und so ging es von Grad zu Grad weiter.

Wenn*) man dem Evangelium (Joh. 7, 17) folgt, so bekommt der Mensch einen geistlichen Verstand, der ungleich weiter reicht als der verfinsterte natürliche, und alsdann kann er geistliche Sachen geistlich richten und vieles zusammenreimen, ja göttliche, unaussprechliche Weisheit darin finden, was dem natürlichen Menschen widersprechend und unfaßlich, ja gar als Thorheit erscheint. Ich habe an einem andern Ort von mir selbst geschrieben: „Seitdem das Herz den Kopf gelehrt, hat dieser sich ganz umgekehrt, auch in den Grundideen." Ich besitze noch jetzt (1750) eben diejenige natürliche Beurteilungskraft wie vor dem Jahre 1732, und in Sachen, die in dieses menschliche Leben gehören, hat sich keine Veränderung meiner Denkungsart zugetragen; wohl aber sehe ich (nachdem ich ein anderes Herz und Willen als zuvor erhalten habe und also obiges Wort Jesu an mir in Erfüllung gegangen ist) göttliche Dinge nun ganz anders an, als vormals, halte vieles nun für schwarz, was ich sonst für weiß gehalten, und für weiß, was ich sonst für schwarz gehalten, und selbst die vormals erkannte Wahrheit erkenne und erfahre ich nun ganz anders.

Was meine Vernunft noch jetzt nicht faßt, das faßt doch mein Glaube. Die noch übrigen Zweifel und Ueberbleibsel des Unglaubens hege ich nicht nur nicht, sondern sie sind mir zur Last; und gegen alle Wahrheiten, welche sich nicht auf mathematische oder physikalische Art erweisen lassen, können Einwendungen erhoben werden.

Ein berühmter Professor der Philosophie wurde auf dem Totenbett von seiner Philosophie ganz verlassen und bat seine zwei Freunde, die ihm bis an sein Ende beistanden, sie möchten

*) Diese Bemerkung macht Moser (1750) in den „Hanauischen Berichten von Religionssachen" (Anhang Ziffer XXI, 3), Teil 9, S. 293.

Digitized by Google

ihn von Zeit zu Zeit mit solchen Sprüchlein, dergleichen man die Kinder lehre, stärken. — Der vornehme Theologe und Konsistorialdirektor, Prälat Osiander, sagte im Anfang seiner letzten Krankheit, als ein ihn besuchender Diakonus ihm einen biblischen Spruch vorhielt: „Schämt er sich nicht, bei einem Mann, wie ich bin, mit einem Kinderspruch aufgezogen zu kommen?" Als aber die Krankheit zunahm und er des Todes gewärtig sein mußte, war er herzlich froh und dankbar dafür, wenn ihm jemand einen Spruch vorsagte, der bei ihm haftete.

Im Jahr 1733 fingen ich und meine Frau (ohne daß eines hierin von dem andern etwas wußte) an, unser Christentum uns einen wahren Ernst werden zu lassen. Meine Frau und ich fuhren aber einstens allein über Land, und da kam im Diskurs heraus, was Gott bisher an beider Herzen gethan, wir aber auf das sorgfältigste voreinander verborgen hatten, weil jeder Teil glaubte, der andere würde ihm hierin hinderlich sein. Wir waren darüber erstaunt, erfreut und liebten einander nun auch aus diesem Grunde ganz von neuem und noch viel herzlicher als jemals. Wir begannen, ohne daß wir es von jemand gehört oder Anleitung dazu gehabt hätten, aus dem Herzen miteinander zu beten, so gut wir es konnten.

Als Dr. Weismann (Professor der Theologie zu Tübingen) nach einer langen Krankheit wieder anfing zu predigen, hatten wir einen viel besseren Geschmack daran und wir verstanden ihn viel besser als zuvor, so daß meine Frau sagte, er predige nun ganz anders als vormals; ich antwortete ihr aber: Nein, mein liebes Kind, er predigt noch wie zuvor, aber wir haben nun andere Herzen und Ohren.

Ich fing an, unter dem Namen Erdmann „Erbauliche Todesstunden" herauszugeben*) und geistliche Lieder zu dichten.

Im Sommer 1733 gebrauchte ich in Teinach die Brunnenkur, als eben auch der Hofkaplan Oechslin da war, ein sehr rechtschaffener, grundgelehrter, gesprächiger und erfahrener Mann. Alle gleichgesinnten Kurgäste sammelten sich um ihn, und wir machten im Spazierengehen in den Wald eine eigene starke Ge-

*) Siehe den Anhang Ziffer XIX, 1.

Digitized by Google

sellschaft aus. Er unterhielt uns auf das liebreichste und mit für meine damaligen Umstände vortrefflich passenden Gesprächen, erzählte uns die in seiner langen Amtsführung ihm vorgekommenen wichtigsten und sonderbarsten Begebenheiten und verlangte sodann unsere Meinung, wie er sich in denselben hätte betragen sollen, und sagte endlich, wie er sich dabei benommen habe u. s. w. Wenn ich von diesen Gesprächen nach Hause kam, war es mir nicht anders, als wenn ich aus dem Vorhof des Himmels wieder auf die Welt gekommen wäre.

Einst wurde in Teinach eine Jagd abgehalten, wobei etliche tausend Bauern viele Tage lang (ohne jede Vergütung) fast unausstehliche Arbeit hatten, um die Hirsche und das übrige Wild zu nötigen, auf den Spazierplatz bei dem Brunnen zu kommen, wo sie von den Herrschaften erlegt wurden. Ein abgemattetes Reh legte sich vor die Thüre des Fürstenhauses und krepierte unter erbärmlichem Aechzen. Mit welchem Eindruck mir dabei die Stelle der heiligen Schrift von dem Seufzen der Kreaturen in mein Gemüt gefallen ist, kann ich nicht beschreiben.

Als im Jahre 1733 Graf Zinzendorf nach Tübingen kam, wurden wir mit ihm bekannt; sein Vortrag und viele seiner Lieder waren mir nicht recht faßlich. Da ich aber zur Antwort erhielt, weil mir die Sache selbst noch unbekannt sei, so sei mir auch die Sprache unverständlich, wenn ich mit den Sachen besser werde bekannt werden, würde ich auch die Worte besser verstehen, so beruhigte ich mich dabei.

Es war auch um dieselbe Zeit in Tübingen und ganz Württemberg eine große Erweckung und vieler Segen. Mein und meiner Ehegattin Herzensfreude war, wenn wir wieder von jemand hörten, der einen guten Sinn habe; wir suchten ihre Bekanntschaft, reisten ihnen nach, und es war uns höchst angenehm, wenn uns dergleichen Personen besuchten, sie mochten auch so geringen Standes sein, als sie wollten. Wir scheuten uns auch nicht im geringsten, unsern Sinn frei und öffentlich vor jedermann zu bekennen, und nahmen die damit verbunde Schmach vor den Weltleuten willig auf uns.

Weil wir am Sonntag meistens unnützen Besuch bekamen, entschlossen wir uns, wir wollten um solche Zeit ein Lied singen,

Digitized by Google

und wenn jemand zu uns käme, ihm ein Buch präsentieren, mitzusingen; so würden alsdann dergleichen Leute, denen nichts damit gedient sei, schon selber hinwegbleiben. Den ersten Sonntag, als dieses geschah, waren unserer drei; den folgenden Sonntag war es schon ein kleines Häuflein, das sich freiwillig einfand und mich ersuchte, ihnen ein gutes Wort zu sagen; den dritten Sonntag waren es noch mehr und wir verabredeten, künftig abends nach der Kirche in meinem Hause zusammenzukommen. Die Anzahl wurde immer stärker, es kamen auch Studierende und Fremde vom Land oder Reisende hinzu, und so entstand eine zahlreiche Erbauungsstunde.

Ueber die nähere Einrichtung dieser Zusammenkünfte berichtet Moser an einer andern Stelle*): Der Anfang wird mit einem Lied gemacht. Darauf wird ein Kapitel in dem neuen Testament gelesen, und zwar gleich bei Matthäus angefangen und so in der Ordnung fortgefahren. Wenn dieses geschehen ist, nimmt eines um das andere nach der Ordnung, wie man von ungefähr zu sitzen kommt, einen Vers vor sich und sagt zuerst, ob ihm darin etwas undeutlich oder schwer vorkomme, und wie es solches verstehe. Oder, wo es sich selbst nicht zu raten weiß, kann es die übrigen fragen, wie solches zu verstehen sei. Wenn nun solche erste Person ihre Meinung gesagt, steht auch den übrigen frei, ihre Gedanken von dem Verstand solchen Verses zu sagen oder auch andere deswegen zu befragen. Man wird sich aber nur um solche Sachen bekümmern, welche einen Einfluß in das wahre und thätige Christentum haben, dessen hingegen, was nicht offenbar dahin abzweckt, gänzlich enthalten. Darauf sagt eben die Person, welcher der Vers zu erklären zugekommen, was sie für gute Gedanken dabei habe, was für göttliche Wahrheiten sie daraus erlerne und wie sie solche in ihrem Leben und Wandel anwenden wolle. Darauf stehet abermals jedermann frei zu sagen, was er dabei zu erinnern oder hinzuzufügen habe, auch von ein oder anderer Materie etwas weitläufiger zu reden, doch daß dabei aller Schein einer Selbstgefälligkeit oder Ruhmsucht vermieden werde.

*) In dem Anhang zu den „Rechtlichen Bedenken von Privatversammlungen“ (1734); siehe den Anhang Ziffer XII, 1.

Digitized by Google

Man wird sonderlich auf diejenigen Punkte sehen, von welchen man aus eigener oder fremder Erfahrung weiß, daß sie einem in seinem Christenlauf viel zu schaffen machen oder zum besonderen Wachstum im Guten dienen und sich bei dergleichen geistlichen Handgriffen vornehmlich aufhalten. Auch wird man, doch ohne alle Bitterkeit und mit solcher Behutsamkeit, daß niemand als der in seinem Herzen getroffen wird, merken kann, was Gelegenheit dazu gegeben, diejenigen irrigen Meinungen oder anstößigen Bezeugungen, welche man vormals oder jetzt, hier oder anderwärts an sonst etwas Gutes zu haben scheinenden Seelen beobachtet hat, liebreich untersuchen und bestrafen, um nicht nur andere davor zu verwahren, sondern auch solche Personen selbst von ihrem Unrecht oder Schwachheit auf eine solche Art zu überzeugen, wogegen sie noch viel weniger einzuwenden haben werden, als wenn man ihnen dieselbe auch nur insgeheim ins Gesicht vorhielte. Und so wird beständig von Vers zu Vers in der Ordnung, wie man sitzt, fortgefahren und dabei nicht leicht und ohne genugsame Ursache jemand übergangen werden (doch läßt man es auf eines jeden Gutbefinden ankommen, ob es reden will oder nicht), indem die, so in Erkenntnis des Willens Gottes noch schwach sind oder schwach zu sein sich etwa nur selbst einbilden, vielmehr diese unschuldige Gelegenheit zu ergreifen haben, daß man dahinter kommen möge, wo es ihnen noch fehle, um ihnen desto besser in Liebe und Sanftmut weiter helfen zu können, während man sich zu denen, die in der Erkenntnis weiter gekommen sind, dessen durchaus versieht, daß sie bedenken werden, es komme nicht auf das viele Wissen an, sondern wie treu man in dem sei, was man weiß. — Wenn man auf diese Weise bis um 6 Uhr (von beendigtem Abendgottesdienst an) die heilige Schrift behandelt hat, wird mit einem kurzen Gebet beschlossen.

Unsere Erbauungsstunde ging ruhig und in Segen fort, so lange wir in Tübingen wohnten. Weil hingegen in Reutlingen ein rechtschaffener Prediger und die Erweckten wegen dergleichen Zusammenkünften verfolgt wurden, schrieb ich das „Rechtliche Bedenken von Privatversammlungen“*). Ich fing ferner an,

*) Anhang Ziffer XII, 1.

Digitized by Google

„Altes und Neues aus dem Reich Gottes“*) herauszugeben, davon nach und nach neunzehn Teile von meiner Hand (die folgenden von anderer Hand) an das Licht getreten sind und guten Abgang gefunden haben. Ich ließ auch den Armen zum Besten 2000 Oktavbibeln drucken, davon das Exemplar auf 28 Kreuzer (80 Pfennig) zu stehen kam. Als damals viele tausend Salzburger wegen ihres evangelischen Glaubens aus ihrem Vaterland verjagt wurden, schrieb ich eine „Aufmunterung zur Gutthätigkeit gegen die um der evangelischen Religion willen vertriebenen Salzburger“**).

Als ich und meine Frau also anfingen, mit unserem Christentum vollen Ernst zu machen, ging es im Leiblichen durch manche Prüfungen, und es schien oft, es werde auch bei uns heißen: Woher nehmen wir Brot? so daß auch meine liebe Frau zuweilen zaghaft werden wollte. Ich merkte es aber zuerst und überzeugte sie durch die mehrmalige Erfahrung, daß es nur Prüfungen des Glaubens waren und der liebe Gott uns oft eben zu der Stunde, da wir es nötig hatten (und, nicht nur einmal, gerade ebensoviel als wir nötig hatten), zufließen ließ.

Zum Beispiel, einst kam der Postbriefträger, lachte und sagte: Herr Regierungsrat! heute müssen Sie mir brav Postgeld bezahlen! Ich sagte: Wieviel? Antwort: 5 Thaler. Ich hatte nicht 5 Thaler im Haus, sagte aber ganz gelassen, er sollte mir das Paket geben, ich wollte es nur aufmachen und sehen, wo es herkäme. Als ich es erbrach, war es von dem mir (damals noch) ganz unbekannten Dompropst zu Hildesheim, welcher mich ersuchte, eine Arbeit für ihn zu verfertigen und zugleich 50 Thaler beilegte; ich gab dem Briefträger 5 Thaler und hatte noch 45 Thaler übrig.

Wir wurden auch dadurch so im Glauben und Vertrauen auf Gottes Hilfe gestärkt, daß, wenn unser Vorrat zu Ende ging, wir uns deswegen nicht mehr bekümmerten, sondern der Hilfsstunde Gottes erwarteten, der uns auch nie zu Schanden werden ließ.

---

*) Anhang Ziffer XIX, 2.
**) Anhang Ziffer XXI, 1.

Digitized by Google

Als eine große Anzahl der um des evangelischen Glaubens willen vertriebenen Salzburger nach Tübingen kam, war mein Herz so bewegt, daß ich mein gesamtes weniges bares Geld (ob es gleich schien, daß ich es selber sehr nötig haben würde) zu mir nahm und es einer vertrauten Person in der Stille zustellte, um es unter die Salzburger, die im Spital beherbergt wurden, auszuteilen. Als ich aus dem Spital wieder nach Hause kam, war indessen ein unvermutetes Geschenk von einem katholischen Schweizer Kanton an mich eingelaufen, welches gerade noch einmal so viel betrug, als ich den Salzburgern gegeben hatte; da ich denn auf das innigste gerührt wurde, daß der liebe Gott es so gefügt hatte, daß auf der Stelle mir von Katholiken selbst wieder gedoppelt ersetzt werden mußte, was ich in Einfalt meines Herzens diesen von den Katholiken vertriebenen armen Leuten mitgeteilt hatte.

Als wir eines Abends zu Bett gehen wollten, erhielten wir einen eigenen Boten von Stuttgart, daß, bei damaligem Reichskrieg, 6000 Franzosen über Tübingen in die vorderösterreichischen Lande marschieren würden. Alles war voll Schrecken; einige berühmte Theologen flohen weit hinweg, ließen ihre Bibliotheken vermauern u. dergl. Wir hingegen blieben, ließen alles stehen, wie es stand, und verließen uns auf die göttliche Vorsehung. Nur erkaufte ich Viktualien, um, wenn wir Einquartierung bekämen, den Soldaten etwas vorsetzen zu können, und ein einziges Schächtelchen mit Kostbarkeiten setzte ich an einen andern (nicht einmal verborgenen) Ort; übrigens blieben wir ruhig und die Franzosen blieben weg.

Im Jahre 1735 bekam meine Frau in einem Wochenbett eine so schlimme Brust, daß sie schlechterdings sollte geöffnet werden; sie bat sich aber noch einen Tag Frist aus, betete herzlich zu Gott, und als der Arzt und Wundarzt den andern Morgen kamen, die Operation vorzunehmen, war das Leiden geheilt.

Ich bin durchaus keiner von denen, welche sich bei besonderen Vorfällen und Fragen des Aufschlagens einer Bibelstelle aufs Geratewohl bedienen oder darauf etwas halten, was ihnen dabei unter den Finger kommt. Doch begegneten mir in jener Zeit folgende sonderbare Begebenheiten:

Digitized by Google

1. Meine, wie oben*) erwähnt, mir im Jahre 1729 weggenommenen schriftlichen Sachen wurden (außer der Korrespondenz, die mir sogleich wieder zurückgegeben ward) bis ins Jahr 1731 zu Ludwigsburg aufbewahrt, welches mir in vielem hinderlich war. Als ich nun in meinem Gemüt damit umging, fiel mir die Stelle der Bibel mit Nachdruck ins Auge (Esra Kap. 6, V. 1): „Da befahl der König Darius, daß man suchen sollte in der Kanzlei.“ Und gleich darauf erfolgte die herzogliche Resolution, daß „dem Regierungsrat Moser seine ehemalen abgeforderten und in der alten Kanzlei bisher aufbehaltenen Litteralien sämtlich zurückgegeben werden sollen“.

2. In den letzten Regierungsjahren Herzog Eberhard Ludwigs zu Württemberg waren die wichtigsten Posten mit lauter Personen aus der Schützschen Familie besetzt. Als ich nun in meinem Gemüt über die Umstände meines Vaterlandes, das von der Grävenitzschen und Schützschen Familie beherrscht wurde, bekümmert war, schlug ich von ungefähr in der Bibel auf (Jesaias Kap. 21, V. 16, 17): „Noch in einem Jahre — — soll alle Herrlichkeit Kedars untergehen, und der übrigen Schützen, der Helden in Kedar, soll weniger werden.“ Und es geschah.

3. Als Herzog Karl Alexander zu Württemberg zur Regierung kam, war ich (weil ich auf meine Professur resigniert hatte) außer Diensten, hatte aber bereits von ihm schriftliche vorherige Versicherung, daß er, wenn er zur Regierung käme, mich in Dienste nehmen wollte. Ich bat nun in einer unmittelbaren Eingabe um Erfüllung jener Zusage. Weil er aber damals die Armee am Rhein kommandierte, erfolgte lange keine Entschließung. Ich nahm, als ich einstens damit umging, die Bibel zu Hand und traf den Spruch (Jesaias Kap. 12, V. 3): „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilbrunnen.“ Darauf erfolgte (den 21. Juli 1734) aus dem Hauptquartier Heilbrunn in rühmlichen Ausdrücken die Resolution, ich sollte wieder in meine vormalige Regierungsratsstelle eingesetzt werden.

Da wir nun (im Jahre 1734) von Tübingen abzogen, wurden wir auf das innigste gerührt, als so viele rechtschaffene Seelen

*) Achter Abschnitt S. 30.

Digitized by Google

beiderlei Geschlechts wegen des in besagten Erbauungsstunden genossenen Segens Gott und uns auf das beweglichste dankten und Gott preisten, bald, daß sie dadurch herumgeholt oder gestärkt worden seien, bald, daß sie diese Zeit (welche sie sonst etwa schlecht angewandt hätten) mit so vielem Segen in der Ewigkeit wiederzufinden versichert seien u. s. w. Da wir morgens wegreisten, besuchten und segneten uns noch viele. Als wir eine halbe Viertelstunde vor die Stadt hinauskamen, war eine Anzahl, die uns mit Gesang empfing und segnete; eine halbe Stunde davon, bei Lustnau, war wieder ein solches Häuflein, und als wir den Berg hinauf an den Wald kamen, trafen wir noch ein Häuflein an.

Anfänglich als ich nach Stuttgart kam, hatte ich die sonntägliche Erbauungsstunde unterlassen, nahm sie aber doch hernach auf ernstliches Verlangen meines Beichtvaters, des Stadtpfarrers zu St. Leonhard, wieder auf; sie dauerte denn auch fort, solange ich in Stuttgart war.

Ich setzte hier das „Alte und Neue aus dem Reich Gottes“*) fort, gab auch zwei Stücke „Betrachtungen über das Neue Testament“**) heraus.

Da ich den Ruf nach Frankfurt erhielt und annahm, wollten einige rechtschaffene Seelen stutzig werden und sagten, wenn man sich sonst zu der Nachfolge Jesu bekenne, werde man von der Welt verspottet und verfolgt; aus mir aber scheine die Welt einen vornehmen Mann machen zu wollen. Ich antwortete: Der liebe Gott werde schon wissen, dem, was vor der Welt in die Augen falle, ein solches Gegengewicht anzuhängen, daß der alte Mensch nicht Ursache haben werde, sich darauf allzuviel einzubilden. Und so ging es auch.

Als ich nach Frankfurt übersiedelte, ging der damalige Kandidat der Theologie (später Konsistorialrat und Prälat zu Alpirsbach, Johann Christoph Schmidlin) als Informator meiner Kinder mit mir. Sonntagabends hielt er uns eine Erbauungsstunde. Auch seine Schwester, die sich vorher in unserem Hause

*) Anhang Ziffer XIX, 2.
**) Anhang Ziffer XIX, 3.

Digitized by Google

einige Zeit aufgehalten hatte, entschloß sich, zur Unterstützung meiner Frau mitzugehen.

Wir lebten zu Frankfurt meist in der Stille und suchten uns untereinander zu erbauen. Doch leuchtete der Wandel meines ganzen Hauses vielen stark in die Augen und wurde ihnen zum Zeugnis, so daß auch eine gutgesinnte Jüdin, welche öfter in unser Haus kam, einstens gegen meine Frau in die Worte ausbrach: Uns halte sie für rechte Christen; die andern hätten nur den Namen. Dabei erinnerte ich die Meinigen, daß sie hieraus erkennen sollten, wie genau andere auf unser Thun und Lassen Achtung gäben, daher wir auch um deswillen Ursache hätten, vorsichtig zu wandeln.

So bedrängt übrigens dieser frankfurtische Zeitlauf für den äußeren Menschen war, so daß ich zuletzt fast mehr einem Gerippe als einem Menschen ähnlich wurde, so gesegnet war er für meinen Geist, und es brachte Gott in dieser Leidensschule, Einsamkeit und geistlichen Wüste ein wichtiges Werk an meiner Seele vollends zustande.

Diesen merkwürdigen Vorgang hat Moser ausführlich beschrieben*). Er war von erfahreneren Glaubensgenossen darauf hingewiesen worden, daß ihm noch die gewisse und bleibende Versicherung der Sündenvergebung mangle, und hatte nun längere Zeit hindurch im Gebet um diese Gabe angehalten. Er berichtet: Als ich nun an einem Sonntage (13. nach Trinit. 1738) nachmittags mich auch so ins Gebet vor Gott auf mein Angesicht auf die Erde hinlegte, wurde ich (während ich sonst keine Anlage noch Neigung zu Phantasiegebilden habe) im Geist vor Gottes Gericht gestellt. Wer dieses nicht versteht, dem kann ich es auch nicht sagen, noch erklären; es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu, doch auf eine so wahrhaftige, eindringende, gegenwärtige und überzeugende Weise, wie ich irdische Dinge sehen, hören, fühlen kann. Ohne Zweifel ging es mir in meinem Teil wie dem Apostel Paulus in seinem Teil (2. Kor. 12, 2.). — In diesem Zustand wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle

*) Monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christentums, 1753, S. 815 ff.

Digitized by Google

Ausbrüche der Sünden meines ganzen Lebens von Jugend auf (auf einmal und doch so, daß ich einen jeden derselben genau nach allen Umständen der Zeit und des Orts unterscheiden konnte) vor Augen gelegt, daß ich weder zuvor noch hernach mein Leben lang imstande gewesen wäre, sie nur so zu erzählen, geschweige auf einmal (nach Menge, Umfang und allen Umständen) vor Augen zu haben, so daß ich mir hernach daran oft einigen schwachen Begriff davon gemacht, wie unendlich größer unser Verstand in der Ewigkeit sein und wie weit alsdann unsere Begriffe von allem unsere jetzige schwache und so gar geringe Erkenntnis übertreffen werden.

Zugleich aber konnte ich einen penetranten Blick in den von der Sünde so gar durchdrungenen ganzen Zustand des Menschen thun, und wie der heilige Gott diese Sünde und Sündhaftigkeit verabscheuen und in keiner Gemeinschaft mit einer solchen unreinen Kreatur stehen könne und wolle.

Hierauf erging eine förmliche Anklage über mich und auf das, was ich mit meinen Sünden verdient hätte; ich wurde gleichsam wie über viele Anklagepunkte verhört und befragt, ob ich nicht gestehen müsse, daß ich dieses und das verdient habe, wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir sowohl von Sünde und Verderben als auch von der dadurch verdienten Strafe vorgehalten wurde, willig zu, gab mich aller Verdammung schuldig und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müßte. Ich bat aber zugleich um Gnade, um Jesu Christi willen. Hierauf war es, als wenn Jesus hervorträte, für mich um Gnade zu bitten und seine für mich geschehene Genugthuung geltend zu machen. Zugleich erging in meinem Innern ein Machtwort an mich: Nun ist es Zeit, zuzugreifen! Und ich that es auch augenblicklich; ich fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Opfer Jesu Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen, mich um seinetwillen und in ihm begnadigt und zum Kind angenommen habe. Und unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überströmt, wie darein eingetaucht und davon nach Geist, Seele und Leib durchdrungen.

Digitized by Google

Ich habe nun gegen vierzig Jahre lang, schreibt Moser in seinem sechsundsiebzigsten Lebensjahre, das ununterbrochene Zeugnis, daß ich bei Gott um Jesu Christi willen in Gnaden stehe und mir um seines für mich vergossenen und für mich redenden Blutes willen alle meine Sünden vergeben seien; ich lebe und wandle also in dem Frieden Gottes, bin dabei ruhig und vergnügt und sehe dem Ende meines Lebens getrost und freudig entgegen, in einer gewissen Hoffnung eines ewigen seligen Lebens.

Der ganze Grund aber meiner Hoffnung beruht einzig und allein auf der Gemeinschaft durch den Glauben mit Jesu Tod und Auferstehung, und wenn mir dieser Grund wankend würde oder entginge, so hielte ich mich für eine unglückselige Kreatur und würde mich vor dem Tod und dessen Folgen entsetzen, so oft ich daran gedächte. Denn ob ich gleich, wenn ich es mit Menschen zu thun hätte, auch von Tugenden und guten Werken etwas sprechen, eine Hoffnung darauf setzen und eine Belohnung deswegen erwarten könnte, so wäre mir doch ganz unbegreiflich, daß ein Mensch auf den thörichten Einfall geraten könne, damit vor Gott zu bestehen oder wohl gar noch eine ewige Seligkeit deswegen zu hoffen, wenn ich nicht wüßte, daß solches bloß daher rühre, weil solche Personen weder Gott und dessen Heiligkeit und Gerechtigkeit, noch die Sünde und deren Verdammlichkeit, noch ihr Herz und dessen unergründliches Verderben kennen. Wer aber dieses alles einsehen gelernt hat, wer über sein Herz, Gedanken, Worte und Werke beständig wacht, wer es für etwas Großes hält, Gott auch nur mit dem geheimsten Gedanken des Herzens zu beleidigen, wer auch nur die geringste aufsteigende böse Lust für verdammlich hält, wer bedenkt, wie viel Gutes, so er thun könnte und sollte, unterlassen werde und wie mangelhaft und in Ansehung Gottes an sich unbedeutend alle unser sogenannten guten Werke seien, der würde sich selbst für den größten Thoren achten müssen, wenn er auch *nur etwas* vor Gott bringen wollte, um dessenwillen Gott ihm, außer der Gemeinschaft mit Jesu durch den Glauben, gnädig sein müßte oder würde, sondern er ist wohl zufrieden, daß er aus Gnaden, ohne Werke, um Jesu willen selig werde, bleibt auch daher gegen Gott und Menschen in einer wahren

Digitized by Google

Herzensdemut, aber auch in einem durch die Liebe und von dem Geiste Gottes gewirkten, in guten Werken thätigen Glauben.

Dieses hindert aber nicht nur nicht im geringsten, daß ich nicht so vergnügt als irgend ein Mensch in der Welt leben kann, meine Tage zubrächte, sondern es ist eben das Mittel, vergnügt leben zu können, wenn ich bei allem tugendhaften Wandel so viele Mangelhaftigkeit an mir selbst erblicke, aber meine Gerechtigkeit und Heiligkeit nicht in mir selbst suchen darf, sondern in der mir durch den Glauben zugeeigneten Gerechtigkeit und Heiligkeit Jesu Christi, in welchem ich mich als vollkommen ansehen, außer ihm aber mich schlechterdings nicht so schätzen darf.

Ich setze aber meine Religion nicht bloß darein, daß ich gewisse Lehrsätze für wahr halte und nach solchen tugendhaft lebe, sondern daß ich wieder mit Gott vereinigt werde und also selig sei und werde, und dieses allein durch Jesum. Hierzu gehört 1) eine tiefe, bis ans Ende des Lebens wachsende Erkenntnis und lebhaftes Gefühl des unergründlichen Verderbens des menschlichen Herzens und des unseligen Zustandes in Zeit und Ewigkeit eines von Gott getrennten und mit ihm nicht durch Jesum wieder vereinigten natürlichen Menschen oder Sünders; 2) eine lebendige Erkenntnis der unaussprechlichen Geduld und Langmut Gottes in Christo Jesu gegen alle Menschen, nach welcher er will und seinerseits alles dazu beiträgt, daß alle Menschen durch Jesum wieder mit ihm ausgesöhnt, mit ihm wieder vereinigt und so in Zeit und Ewigkeit selig werden können, wenn sie es nur ernstlich wollen; 3) eine unerläßliche gänzliche Aenderung des ganzen angeborenen natürlichen Sinnes; 4) eine, wenn dieses vorhergegangen ist, durch den heiligen Geist gewirkte wirkliche Ergreifung der statt des verdienten Fluches uns ohne alles Verdienst und Würdigkeit angebotenen Gnade Gottes in Christo Jesu gegen uns durch den Glauben an Jesum und die durch ihn, besonders in seinem Kreuzestod, gestiftete vollkommene Versöhnung und Befreiung von der Herrschaft der Sünde und des Satans; 5) ein damit verbundener und daraus fließender Genuß des Friedens Gottes in Christo Jesu und ein bleibendes Zeugnis des heiligen Geistes, daß mir, solange ich in der Gnade stehen bleibe, alle meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünf-

Digitized by Google

tigen Sünden um des Blutes und der Fürbitte Jesu willen vergeben seien; 6) ein dem Vorbilde Jesu Christi gemäßer Wandel, wozu die Kraft und die Willigkeit allein durch den Glauben an ihn hergeleitet wird; 7) daß ich auf solche Weise einen freudigen und kindlichen Zugang zu dem Herzen Gottes durch Jesum und einen Umgang mit ihm haben kann, mich dessen auch wirklich bediene; 8) daß ich die zu dem Eingang in das Reich Gottes unentbehrliche Vollkommenheit N.B. in Jesu bereits habe, mithin 9) alle Augenblicke, solange ich in der Gemeinschaft mit Jesu stehe, ohne alle weitere Zubereitung oder Reinigung der Seele nach dem Tod bereit und würdig bin, in eine selige Ewigkeit überzugehen; solchem nach auch 10) dem jüngsten Gericht mit größter Begierde und Freudigkeit entgegensehen kann, als dem Ziel aller meiner Hoffnung und dem Anfang einer unendlichen, unaussprechlichen Seligkeit in dem näheren Genuß Gottes in Jesu und dem Umgang mit allen Heiligen. Jesus ist und bleibt also der Mittelpunkt zwischen Gott und mir, wie auch zwischen mir und Gott; er ist mein Alles in Allem, außer ihm habe und will ich keinen Gott, viel weniger einen gnädigen Gott, am allerwenigsten aber einen Vater.

Wie nun dieses lauter Dinge sind, welche die Vernunft nicht lehren kann oder welche derselben thöricht scheinen, so geschieht es mir gar nicht sauer, mich von denen, die nicht eines Sinnes hierin mit mir sind, insofern als einen Narren ansehen zu lassen. — Eine gewisse erweckte, aber ungetreue regierende Reichsgräfin sagte einst zu mir, es sei eben schwer, in der Welt als ein Narr passieren. Ich antwortete: Einmal müssen wir als Narren passieren, entweder jetzt um des Namens Jesu willen, oder dort, wo man (nach dem Buch der Weisheit 5, 4. 6.) ausrufen werde: Wir Narren haben des rechten Wegs verfehlt! Es komme also nur darauf an, welche von beiden Partien man erwählen wolle.

Digitized by Google

Dreizehnter Abschnitt.

Aufenthalt in Ebersdorf.

Aus dem oben (im elften Abschnitt) Erzählten, so fährt Moser in seinem Lebenslauf fort, ist ersichtlich, in welch bedrängten Umständen ich in Ansehung meiner Gesundheit, meines Gemütes und meines Amtes die drei Jahre in Frankfurt zugebracht habe. Ob ich nun gleich nirgends hin wußte, auch wegen meiner ganz ruinierten Gesundheit keine neuen Dienste annehmen konnte, hingegen für mich, meine Frau und sieben Kinder nicht zu leben hatte, so sehnte ich mich doch unaussprechlich nach meiner Erlösung. Weil ich aber gewiß glaubte, daß ich nicht ohne den Willen Gottes nach Frankfurt gekommen sei, so getraute ich mir auch nicht, von freien Stücken um meine Entlassung zu bitten. Ich stellte zwar dem König meine Kränklichkeit und dadurch verursachte Untüchtigkeit, mein Amt gebührend zu verwalten, schriftlich vor und hoffte, der König würde dadurch bewogen werden, mir die Entlassung zu geben; es geschah aber nicht. Ich gedachte einmal, weil man schon vor sieben Jahren in Wien von freien Stücken bei Besetzung einer Reichshofratsstelle stark auf mich reflektiert hatte, ob sich nicht etwa dort etwas thun ließe? Es fiel mir aber die Stelle des Propheten (Jeremias 45, 5) mit großem Nachdruck in das Gemüt: „Du begehrst dir große Dinge, begehre es nicht: — aber deine Seele will ich dir zur Beute geben, an welchen Ort du ziehst.“ Als es mir zu lange werden wollte, war es etlichemal an dem, daß ich um meine Entlassung bitten wollte; ich bekam aber allemal die Stelle (Ev. Matth. 2, 13) zu Gesicht: „Fleuch in Aegyptenland und bleibe allda, bis ich's dir sage.“ Ich entschloß mich also, lediglich nicht mehr an meine Entlassung zu denken, sondern meinen Willen ganz in den Willen Gottes zu ergeben, der besser als ich wisse, warum er mich nach Frankfurt a. d. O. geführt habe und wie lange es allda währen solle. In dieser Gesinnung ließ ich mir einige Möbel machen, die ich in Hoffnung, los zu werden, bisher nicht hatte wollen anfertigen lassen und ich griff meine Amtsarbeit mit neuem Mut an, als wenn ich lebenslang da bleiben würde und

Digitized by Google

müßte. Einige Tage hernach, da ich an nichts weniger gedachte, erhielt ich unter dem 14. Februar 1739 meine Entlassung und unter dem 13. März 1739 ein Schreiben des Königs, welches die „allezeit bewiesene wahre Treue und rechtes Wohlverhalten in allen Verrichtungen“ ausdrücklich anerkannte.

Etwa zehn Tage hernach bekam ich von einem achtzig Meilen entfernten, im Glauben verbundenen Freund ein Schreiben, darin er anfragte, ob sich etwas Besonderes mit uns zugetragen habe? Er sei in seinem Gemüt sehr gedrungen worden, für Glaubensgenossen, die sich in schweren Umständen befänden, zu beten, bis auf einen gewissen (von dem Freund benannten) Tag, da er die innere Versicherung erhalten habe, daß besagte Umstände sich geändert hätten. Als wir nun nachsahen, war es der Tag, an welchem ich von dem König meine so erwünschte Entlassung erhalten hatte.

Ich hatte nötig, mich an Leib und Gemüt zu erholen; wußte zwar nicht, wovon ich mit meiner Frau und sieben Kindern leben sollte; verließ mich aber auf die Vorsehung Gottes. Und weil es mir, als ich nach Frankfurt zog, unterwegs zu Ebersdorf im Vogtland (einem gräflich reußischen Schloß, Dorf und Residenz) sehr wohl im Geistlichen gefallen hatte, so entschloß ich mich den Augenblick, da ich meine Entlassung erhielt, dahin zu ziehen, um allda in der Stille zu leben, und meine liebe Frau war sogleich willig dazu, obgleich sie die rauhe Gegend und das außerordentlich schwarze Brot, das wir in einem Privathause daselbst genossen hatten, noch nicht vergessen konnte, und wiewohl ich sehr schwächlich war, wir ein geringes Vermögen hatten und vor der Vernunft nicht abzusehen war, von was wir allda leben sollten.

Aber bald darauf las ich in der Zeitung, daß in jener Gegend und den um Ebersdorf gelegenen Wäldern sich starke Diebs- und Räuberbanden aufhielten, vor welchen jedermann gewarnt wurde. Ich erschrak um so mehr darüber, weil Ebersdorf ein kleiner zerstreuter offener Ort ist. Ich traf aber beim Aufschlagen der Bibel auf die Stelle (Jeremias 39, 17. 18.): „Ich will dich erretten zur selbigen Zeit, spricht der Herr, und sollst den Leuten nicht zu teil werden, vor welchen du dich fürchtest — darum, daß du mir vertraut hast.“ Dieses beruhigte mich gänzlich, und

Digitized by Google

daran hielt ich mich auch in Ebersdorf, wenn mir bei nächtlicher Weile in unſicheren Zeiten grauen wollte.

Auf der Durchreiſe zu Leipzig verwunderte ſich der (aus ſeiner Geſchichte der ſchwediſchen Gefangenen in Sibiren rühmlich bekannte) Herr v. Wrech ungemein darüber, daß ich ohne Ungnade aus preußiſchen Dienſten los worden ſei, daraus man ſonſt ſo wenig in Gutem komme als ein großer Grenadier. Ich antwortete: Es iſt eine Frucht meines Gebets. Herr v. Wrech ſagte: Nun habe ich genug!

In Ebersdorf trafen wir reichlich an, wonach unſer Herz ſich ſehnte, und meine Frau und ich, wir hielten die erſten ſechs Jahre, die wir da zugebracht, für die ſeligſte und vergnügteſte Zeit in unſerem ganzen Leben. — Ich hatte einen angenehmen Umgang mit der gräflichen Familie zu Ebersdorf, mit dem benachbarten gelehrten Grafen Heinrich II. von Reuß-Lobenſtein, mit vielen andern Grafen Reuß und manchen Fürſtlichkeiten, die auf Beſuch nach Ebersdorf kamen. Sodann waren allerlei Gelehrte an dem Ort, und kamen auch Fremde dahin. Ich machte auch jezuweilen einige kleine Reiſen zu dem teuern Herzog Chriſtian Ernſt zu Sachſen-Saalfeld, ſodann nach Pottiga zu der gelehrten und frommen Gräfin Benigna Reuß, ferner nach Jena, Köſtritz, Pölzig, Gera u. ſ. f.

Da ich aber in Ebersdorf bei einem geringen Vermögen und ohne alle Beſoldung mit einer ſtarken Familie leben mußte und noch dazu mein koſtbares deutſches Staatsrecht auf eigene Koſten drucken ließ, kam es einmal dahin, daß ich nur noch 12 Kreuzer (34 Pfennig) bares Geld für mich und mein Haus hatte. Ich war aber dabei dennoch vollkommen ruhig und vergnügt, und als ich ſolches einem andern Profeſſor, der dahin kam und Wunder meinte, wie er ſich behelfen müſſe, ohne Scheu entdeckte, wurde er ſehr dadurch gerührt und beſchämt.

Graf Reuß XXIX. zu Ebersdorf ſagte mehrmals zu mir, an meinem Beiſpiel lerne er erſt, was es heiße, im Zeitlichen im Glauben und Vertrauen auf Gott leben; er ſei zwar kein reicher Herr, doch wiſſe er, daß er jährlich ſo oder ſo viel einzunehmen habe, und mache ſeine Einrichtung danach; von mir aber wiſſe er, daß ich wie ein Vogel von Tag zu Tag aus

Digitized by Google

der Hand Gottes lebe, dabei ruhig und zufrieden sei und darüber nicht zu schanden werde.

Ob ich gleich mein Stück Brot durch lauter zufällige Gelegenheiten erhielt, so litten wir doch keinen Mangel und waren mit dem vergnügt, was uns Gott von Zeit zu Zeit bescherte; ja Gott gebrauchte unser Haus und die für mich arbeitende Druckerei und Buchhandlung, daß auch andere nicht nur ihr Brot dadurch bekamen, sondern auch ihre Seelen retten und alles Gute in Ebersdorf mit genießen konnten.

Ich bekam ansehnliche Berufungen anderwärts hin, namentlich nach Göttingen und nach Mecklenburg-Schwerin. Es kostete aber meine Frau und mich nicht die geringste Ueberwindung, sie abzuschlagen. Herzog Ernst August zu Sachsen-Weimar ließ mich nach Weimar einladen mit dem Erbieten, mich zum Geheimerat zu ernennen; ich dankte aber dafür.

Als ich vorübergehend in Frankfurt a. M. mich aufhielt, kam der Reichshofrat Herr v. Senkenberg zu mir, mir einen Antrag wegen einer Reichshofratsstelle zu machen. Ich bezeugte ihm aber, ich würde nicht einmal die Präsidentenstelle annehmen, wenn es möglich wäre, daß mir solche angetragen werden könnte; worüber er vor Verwunderung aus dem Sessel über sich hüpfte und sagte: Dieses sei gar zu arg! Ich sagte aber: Wer einmal gelernt habe, die Ehren und Güter dieser Welt mit einem solchen Auge zu betrachten, wie ich sie ansehe, den koste eine solche Erklärung gar keine Verleugnung. — Der kaiserliche Kabinettsminister Graf Bünau trug mir bei meiner Anwesenheit in Frankfurt abermals an, ich sollte als wirklicher Reichshofrat mit voller Besoldung in das Kollegium eingeführt, aber von den regelmäßigen Sitzungen desselben dispensiert werden und nur für das kaiserliche Kabinett arbeiten: sie hätten oder wüßten Leute genug, welche Theorie, aber keine Erfahrung, oder Erfahrung, aber keine Theorie hätten; bei mir glaubte er beides anzutreffen; ich bedankte mich aber.

Es ermahnte mich auch der Kammerrichter Graf Virmont, mich um ein Reichskammergerichtsassessorat zu bewerben, mit der Versicherung, daß man es bei dem höchsten Reichsgericht gern sehen würde, wenn ich zu einer solchen Stelle gelangte. Ich bezeugte ihm aber, daß ich mit meinen Umständen zufrieden sei. Ich

Digitized by Google

schrieb hier noch mehreres in Absicht auf die Erbauung meines Nebenmenschen, davon auch manches von Gott an den Seelen gesegnet worden ist, hingegen auch von fleischlich Gelehrten Widerspruch erlitten hat*).

Moser arbeitete in Ebersdorf sein in Frankfurt begonnenes großes Werk über das deutsche Staatsrecht bis zum zweiunddreißigsten Teil aus. Mit staunenswertem Fleiß und Wissen erörtert er in diesem epochemachenden Werk alle die zahllosen Urkunden, Verhandlungen, Beschlüsse, Herkommen, aus welchen sich der schwerfällige Bau des damaligen Staatsrechts zusammensetzte. Und auch hierbei war es ihm angelegen, die höheren Gesichtspunkte, unter welchen er alle menschlichen Verhältnisse ansah, zur Geltung zu bringen. In dieser Hinsicht handelt er z. B. (Teil II, Buch I, Kap. 27, S. 186 fg) „von der heiligen Schrift als einer Nebenquelle des teutschen Staatsrechts": „Von Rechts wegen verdiente die heilige Schrift nicht nur als eine Neben-, sondern als eine Hauptquelle wie des Staatsrechts aller Völker und Staaten, so auch Deutschlands angesehen zu werden; als eine Nebenquelle aber muß sie insofern betrachtet werden, weil sie nur allgemeine Grundsätze an die Hand gibt, welche man hernach erst auf Deutschland anwenden muß, dahingegen die eigentlichen Quellen unmittelbar auf Deutschland gehen und sagen, was in diesem oder jenem Fall in demselben in specie Rechtens sei oder nicht. — Es hat auch die heilige Schrift vor allen andern Nebenquellen unseres deutschen Staatsrechts ein Ansehnliches zum voraus: 1) darin, daß man auf alle und jede Fälle allgemeine Grundsätze darin antrifft und niemals ohne gründlichen Unterricht hinweggehen wird, welches man von keiner einzigen andern Nebenquelle sagen kann; 2) die daraus genommenen Grundsätze sind unwidersprechlich und gewiß, dahingegen, wo man auf die übrigen Nebenquellen rekurrieren muß, man oft keinen genugsamen Grund hat und das Gegenteil sich ebenso scheinbar behaupten läßt, auch viele böse und nichtsnutzige Grundsätze mit unterlaufen. — Eines muß ich noch erinnern: So thöricht dieses Bisherige manchem, zumal unter großen Herren und Staatsbeamten

*) Siehe Anhang Ziffer XIX, 6—12; XVIII, 1, 2; XXIII.

Digitized by Google

(da die meisten unter beiden leider von dem Christentum nichts mehr als den Namen übrig behalten haben und sich wohl auch dessen schämen) vorkommen wird, so fest waren die evangelischen Fürsten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und deren Minister davon überzeugt und schämten sich deswegen nicht, sich bei Luther, Brentz und andern rechtschaffenen Theologen in wichtigen und zweifelhaften Staatsrechtsfällen Rats zu erholen. — Noch besser wäre es freilich, wenn die Fürsten und ihre Staatsminister selbst solche in der Schule des heiligen Geistes gebildete Theologen wären, welche bei dergleichen Gelegenheiten sich selber raten und einen einerseits dem Willen Gottes, andererseits den vorliegenden Umständen und den ihnen besser als den Theologen bekannten Staatsverhältnissen Deutschlands gemäßen Schluß ergreifen könnten."

In seiner Lebensbeschreibung bemerkt Moser: Die Ausarbeitung mancher in den Dienst der Eitelkeit einschlagenden Materien des Staatsrechts war zwar gar nicht nach meinem Geschmack, und Hofprediger Steinhofer in Ebersdorf sagte zu mir: Er wollte lieber Holz hacken, als seine Zeit auf so etwas verwenden. Ich antwortete ihm aber: Solange es eine Ordnung Gottes sei, daß es Obrigkeiten und Unterthanen gebe, so lange müsse es auch erlaubt sein, von ihren Rechten und Pflichten, sie schlagen nun ein, wohin sie wollen, zu schreiben. Der damalige fromme Graf Reuß zu Ebersdorf tröstete mich damit, Psalm 1, 3. stehe von dem Gerechten: Seine Blätter verwelken nicht; seien also gleich manche Stücke keine eigentlichen Früchte, so seien es doch Blätter, die mit zu dem Baum gehören und nicht verwelken sollen. Und der selige Bengel schrieb an mich: „Ihre Arbeit, wodurch sonderlich der Status der Welt, soviel sich noch zur Zeit thun läßt, nach dem Interesse des Reichs Christi gebeugt wird, müsse noch ferner wohl von statten gehen. Für die gemeine Sache aber ist mir die Abhandlung (vom Papst) im achten Teil des deutschen Staatsrechts lieb."

Neben dem deutschen Staatsrecht arbeitete Moser das Territorialstaatsrecht vieler einzelner Reichsstände und andere Schriften aus, wurde auch von mehreren Höfen und von andern Personen um Aufsätze und Rechtsbelehrungen in mancherlei Fällen ersucht.

Digitized by Google

Dies geschah namentlich von dem brandenburg-ansbachischen Hof in einer wichtigen Erbfolgefrage, ferner von Hannover über göttingische Universitätssachen und über die Verbesserung des Justizwesens. Der Kurfürst von Mainz erforderte ein Gutachten, wie die Universität daselbst in bessere Aufnahme gebracht werden könnte. Auf Verlangen des regierenden Grafen zu Stolberg-Wernigerode arbeitete Moser einige Zeit lang in Wernigerode. Für den Gebrauch des Kronprinzen, nachmaligen Königs von Dänemark, schrieb er (1740) eine Einleitung zu den damaligen noch unentschiedenen europäischen Staatsangelegenheiten. Auch kamen von Zeit zu Zeit einige jüngere Leute nach vollendeten Universitätsstudien zu ihm nach Ebersdorf, denen er allerlei praktischen Unterricht erteilte. Außerdem hatte er größere Reisen zu machen, worüber das Nähere im folgenden Abschnitt anzuführen sein wird.

Vom größten Wert aber war für Moser die in Ebersdorf gesammelte Gemeinschaft evangelischer Christen unter der Leitung des Hofpredigers Steinhofer, eines Württembergers. Von diesem schreibt Moser: Sein Vortrag war vortrefflich, überzeugend und hinreißend. — Ebersdorf war, wie wir hinkamen, und noch einige Zeit hernach, in einem so blühenden Zustand, als eine der ersten christlichen Gemeinden gewesen sein mag. Wir hatten den allerangenehmsten, vertraulichsten und vergnügtesten Umgang. — Allein vom Jahre 1745 an neigte sich Steinhofer eine Zeitlang stark auf die herrnhutische Seite; da dann in der Lehre, in der kirchlichen Verfassung und im Aeußerlichen manche Unordnung entstand.

Eben damals waren in der Brüdergemeinde unter Zinzendorf schlimme Mißbräuche eingerissen und in Herrnhut kirchliche Veränderungen und Einrichtungen getroffen, wodurch Moser abgestoßen und in hohem Grade bedenklich wurde. Er brachte daher, um in der Sache sicher zu gehen, seine Bedenken in fünfzig Fragen, denen er beifügte, „wie die Sache von der guten und wie von der schlimmen Seite angesehen werden könnte“. Diese sandte er zur Beantwortung an verschiedene Theologen, namentlich an Bengel, Steinmetz, Oetinger. Wie gewissenhaft er auch in dieser Angelegenheit verfahren, erhellt aus seinem Bericht: Als ich so mit dieser Sache umging, fiel mir ein, die Sache (Zinsendorfs)

Digitized by Google

ſelbſt könnte doch wohl von Gott, die vielen dabei befindlichen Mängel aber der Menſchen ſein, welche Gott zulaſſe, ohne daß ſie der Hauptſache ſchadeten, nur damit alle Ehre allein ihm und nicht den Menſchen bliebe; ich legte auch augenblicklich meine Feder nieder und, was ich geſchrieben hatte, beiſeit. Nach ziemlicher Zeit aber (in welcher ich in Anſehung dieſer Sache ganz gelaſſen geblieben war) bekam ich eine noch ſtärkere Ueberzeugung, daß ich daran, da ich ganz willig ſei alles auf ſich beruhen zu laſſen, ein ſicheres Kennzeichen habe, daß ich nichts für mich darunter ſuche, und alſo ſei ich nun erſt in dem Stand, in dieſer Sache unparteiiſch Gott zu dienen; ich ſollte alſo darin fortfahren, welches ich auch that. Als ich damit zuſtande war, ſchickte ich den Anfang davon dem Grafen Zinſendorf zu, um die Sache zu prüfen, erhielt aber von ihm nach einigen Wochen einen Brief ſamt der Beilage mit dem Bemerken zurück, daß man weder Zeit noch Luſt habe, dergleichen Dinge zu leſen. Ich gab darauf dem Herr Grafen in einem zweiten Schreiben nachdrücklich zu erkennen, wie ungeziemend dieſes Verfahren ſei; ich erhielt aber eine ſo abgeſchmackte Antwort, daß ich wohl ſah, es käme aus einem ſolchen Briefwechſel ebenſowenig eine Frucht heraus als aus einem Geſpräch mit einem Wein- oder Schlaftrunkenen, der immer verkehrt antwortet.

Der Schmerz über alle mir höchſt bedenklichen Vorgänge, die Zerrüttung dieſer edeln und anſehnlichen Gemeinde und die Sorge für meine Frau und Kinder (ob ſie nicht auch in jenes Weſen verflochten werden möchten, zumal wenn ich aus der Zeit gehen und ſie in der Gemeinde zurücklaſſen ſollte) nahmen mich dergeſtalt ein, daß ich unter beſtändigem Seufzen dahinging, auch am Leib elend wurde, faſt um allen Schlaf kam und doch mich nicht entſchließen konnte, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehen. Endlich aber machte Gott ſelbſt Bahn.

Moſer wurde in der — allmählich ganz nach dem Muſter von Herrnhut umgeſtalteten — Gemeinde, weil er nicht alles billigen und mitmachen konnte und wollte, mit Mißtrauen angeſehen und ihm endlich eröffnet, er ſolle vom Abendmahl ausgeſchloſſen ſein. Darauf antwortete er: „Strick iſt entzwei, und wir ſind frei!“

Aus der Zeit des Aufenthalts in Ebersdorf erzählt Moſer

Digitized by Google

noch weiter: Ich hatte fast die ganze Zeit eine so heftige Engbrüstigkeit, daß ich keine ganze Stunde, sondern höchstens vor- und nachmittags jedesmal eine halbe Stunde lehren und reden konnte. Erst zu spät bemerkte ich, daß ich hieran meist selbst schuld hatte, weil ich in mein kleines Arbeitszimmer keine frische Luft hereinließ, so daß alle Dünste von Ofen, Licht u. s. w. sich mir auf die Brust setzten.

Ein besonderer Zufall trug sich mit einem Brief zu, als ich in Ebersdorf wohnte. Mein Freund, Herr v. B., wurde von seinem Schwager besucht; dieser wollte mit einem Stück von einem Brief eine Pfeife Tabak anstecken; Herr von B. war neugierig, nahm den Brief und fand darin eine sehr heftige Stelle gegen mich. Er fragte seinen Schwager, wie er zu diesem Brief gekommen sei? Dieser meldete ihm, er habe solchen auf einem Gut in Sachsen gefunden und zu sich gesteckt. Herr v. B. stellte mir das Stück von Brief zu, ich kannte sogleich die Hand und konnte dadurch auch den ganzen Hergang der Sache erraten. Es war nämlich um die Zeit, da man mich wieder (wie ich nachher erzählen werde) nach Tübingen berufen wollte. Dieses zu hintertreiben, schrieb ein gewisser Professor an den Regierungspräsidenten; der nahm den Brief mit sich auf seines Schwiegervaters Gut nach Sachsen; allda mußte ihn der Schwager des Herrn v. B. finden, einstecken und mit nach Ebersdorf nehmen, und hier mußte Herr v. B. ihn zufälligerweise vom Brand erretten und mir zu Handen bringen, ich aber die Handschrift erkennen; und da der übrige Brief abgerissen war, mußte doch diese ganze Stelle noch unversehrt bleiben — welch ein wunderbarer Zusammenhang vieler bloß zufälliger Umstände! Ich nahm übrigens dieses Stück des Briefes, sandte es an des Verfassers Schwager, einem Geheimerat, nach Stuttgart, und schrieb ihm er werde selbst begreifen, welche Genugthuung ich fordern könnte; weil aber der Verfasser mein Lehrer gewesen und ich ein Christ sei, so wolle ich es dabei bewenden lassen, daß er seinen Herrn Schwager erinnern möchte, künftig behutsamer zu sein.

Im Jahre 1840 besuchte ich das württembergische Bad Teinach, während zugleich der Hof dort war. Hier nun trug man mir abermals Dienste an und suchte besonders mich zu bewegen, wieder

Digitized by Google

nach Tübingen zu gehen. Ich antwortete aber einem Geheimerat: Sirach schreibe (Kap. 41, V. 18): „Wer sich seiner Arbeit nähret und lässet sich genügen, der hat ein fein ruhig Leben.“ In diesem Fall befände ich mich; könnten sie mir etwas noch Größeres versprechen, so wollte ich folgen; außerdem aber könnten sie es mir nicht zumuten.

Am Schluß des Ebersdorfer Aufenthaltes, welcher so vielfach von religiösen Fragen erfüllt war, mögen in betreff der Religionsparteien noch folgende Bemerkungen Mosers Raum finden:

Gegen Angehörige anderer Konfessionen oder Sekten bin ich, solange sie dem Staat nicht schädlich sind, noch nach dem weltlichen Regiment greifen, auch sich des Proselytenmachens enthalten, sehr gelinde: Wen der liebe Gott auf seinem Erdboden dulden kann, den kann ich auch dulden, und wo ich etwas von Wahrheit und rechtschaffenem Wesen finde, das ist mir ehrwürdig.

Unter den Separatisten habe ich manche angetroffen, die bloß 1) durch ein allzu scharfes Auge auf die unläugbaren Mängel aller kirchlichen Verfassungen und das ungöttliche Leben so vieler Personen in dem sogenannten geistlichen Stand, sodann 2) durch ein mehr oder weniger liebloses Betragen gegen sie auf ihre Gesinnungen geraten, übrigens aber rechtschaffene Seelen sind. Manche hingegen sind hochmütige und eigenliebige Leute, welche nicht nur kein Haar besser, sondern wohl noch schlimmer sind als die, auf welche sie losziehen. An allen aber glaube ich bemerkt zu haben, daß sie zu viel auf andere, hingegen zu wenig auf sich selbst sehen und ihr eigenes böses Herz nicht genug kennen, sonst würden sie um vieles gelinder sein. Auch fehlt es vielen an richtigen Begriffen von der Sinnesänderung und dem Glauben; daher sie leicht Nebensachen zum Hauptzweck machen, auch allzuviel auf sich selbst bauen. — Als ich noch in Tübingen war und manche Gemeindeglieder einen Hang zur Separation hatten, sagte ein gemeiner Mann artig, er halte nur auf die Separation etwas, wenn man sich mit seinem Herzen von der Welt separiere; auf die Separation von der Kirche hingegen halte er nichts.

Die Mystiker sind gar sehr verschieden. Manche sind im Grunde mit andern eines und gut gesinnt, haben sich aber nur

besondere Begriffe im Denken und besondere Redensarten im Ausdruck derselben angewöhnt. Manche hingegen setzen die Sinnesänderung und den Glauben zu viel auf die Seite, wollen aus eigenen Kräften Gott lieben und bauen darauf den Grund ihrer Seligkeit; welches aber alles in meinen Augen nichts taugt.

Was ich von den Freimaurern halte, ist hier der Ort nicht, davon zu reden, zumal da sie durchaus leugnen, daß ihr Orden eine Beziehung auf die Religion habe; welches ich aber keinem ganzen Freimaurer glaube. — Aus vielen Umständen muß ich schließen, wo nicht alle, doch die meisten Mitglieder pflichten einer solchen christlichen Religion bei, in welcher man nichts von der Gottheit Christi, Religionsgeheimnissen, Sinnesänderung und dem Seligwerden durch den Glauben an Christum hält. — Uebrigens sind die im Druck vorhandenen Lieder der Freimaurer und die bei ihren Zusammenkünften gehaltenen Reden bei manchem Guten, was darin vorkommt, im ganzen so gar nicht nach meinem Geschmack, daß mir, so gesellschaftlich ich auch bin und so gern ich von andern als Religionssachen spreche und höre, doch die Weile sterbenslang würde, wenn ich dabei sein müßte, wo so gesungen und geredet würde.

So viel glaube ich aus der Erfahrung bemerkt zu haben, daß in allen christlichen Hauptreligionen alle, welche 1) eine hinreichende buchstäbliche Erkenntnis haben und denen es 2) ein wahrer Ernst ist, ihre Seele zu retten, im Hauptzweck und darin zusammenkommen: 1) es müsse eine Aenderung in dem Verstand und Willen des Menschen vorgehen und 2) wir (die wir das geschriebene Wort Gottes haben) werden durch den Glauben an Jesum, um seines für uns erstandenen Kreuzestodes willen, gerecht und selig.

Meine Religion betreffend, so habe ich nicht nur die evangelische, lutherische und reformierte und die katholische, sondern auch die der Herrnhuter, Separatisten, Inspirierten, Juden, Naturalisten und vieler anderen Sekten, sowohl aus ihren Schriften als auch aus ihrem (langwierigen) Umgang genau kennen lernen, und ich war mehrmals in Umständen, da es mir frei gestanden wäre, auch äußerlich zu glauben, was ich wollte; ich kann es aber ohne Menschengefälligkeit oder andere Nebenabsichten versichern, daß ich die evangelisch-lutherische Religion für die der heiligen

Digitized by Google

Schrift gemäßeste halte und ihr ohne alle Ausnahme mit vollkommenster Ueberzeugung beipflichte, aber auch zwischen bekehrten Lutheranern und Reformierten keinen sonderlichen Unterschied spüre.

Wie es Gott mit denen halten werde, die das geschriebene Wort Gottes nicht haben, das ist mir zu wissen weder nötig noch möglich und maße mich keines ungebührlichen Richteramtes an.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen endlich (worüber viel Streitens ist) halte ich der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit, bewandten Umständen nach, durchaus nicht für unanständig und um so weniger ungerecht, da ich nicht vermuten kann, daß die Verdammten in der Hölle werden besser werden und zu sündigen aufhören, sondern vielmehr, daß sie die alten Sünden mit neuen häufen werden.

Vierzehnter Abschnitt.

Allerlei Aufgaben.

Für die Ausarbeitung des deutschen Staatsrechts und vieler andern dahin einschlagenden Schriften war es — bei der Dürftigkeit seiner sonstigen Hilfsmittel — vom größten Wert, daß Moser Gelegenheit erhielt, dem Kaiser-Wahltag (namentlich den Verhandlungen über die neue Wahlkapitulation und die bezüglichen Anbringen der Reichsstände) zu Frankfurt anzuwohnen. Hier nämlich wurden von den Kurfürsten oder deren Gesandten alle Anliegen der deutschen Reichsstände verhandelt und in das Reichsgrundgesetz, die Wahlkapitulation des neu zu wählenden Kaisers, aufgenommen. Moser wurde nun (im Jahre 1741) von dem kurtrierischen Hof aufgefordert, der Gesandtschaft dieses Hofes bei diesen Verhandlungen beratend zur Seite zu stehen. Sechs Monate lang hielt er sich daher auf dem Wahltag auf und wurde dabei vielfach auch von andern Reichsständen zu Rate gezogen. Die wichtigsten Quellen des damals geltenden Staatsrechts,

Digitized by Google

Protokolle und Urkunden, wurden ihm hier zugänglich. Er schreibt: Wie dieser Wahlkonvent einer der merkwürdigsten in etlichen hundert Jahren war, so hatte ich daran zugleich eine rechte hohe Schule, deren ich mich aber auch rechtschaffen bediente und unsäglich sammelte und arbeitete, so daß ich vom September (1741) bis März (1742) hundertundvierzehn Gutachten und andere Arbeiten verfertigte, ohne was ich sonst arbeitete, und ich hatte doch für meine Ausarbeitungen nichts bei mir als meinen Kopf und zwei Bücher. Es war daher nicht zu verwundern, daß mich mein Gedächtnis nur ein paarmal verließ und ich etwas anführte, das doch irrig war. Zum Glück aber merkte es niemand. Hingegen meinte einmal eine andere kurfürstliche Gesandtschaft etwas erhascht zu haben, das falsch wäre, und verlangte von der kurtrierischen Gesandtschaft einen (von jener für unmöglich geachteten) Beweis; als aber derselbe hinlänglich und überzeugend dargelegt wurde, erstaunte sie darüber. — Der Kurfürst verlangte, daß ich meine Gedanken darüber aufsetzen sollte, was bei der neuen Wahlkapitulation zu beobachten wäre; ich that es, und das meiste wurde gutgeheißen und in dem kurfürstlichen Wahlkollegium vorgetragen; ich war sehr glücklich damit und es kam manches aus meiner Feder in dieses wichtige Reichsgrundgesetz der kaiserlichen Wahlkapitulation.

Eine hohe Person ersuchte mich, ein gewisses Gesuch bei dem trierischen Hof zu unterstützen. Ich sagte: Was Sie mir zumuten, ist contra jus naturae (gegen die natürlichen Rechtsgrundsätze)! Jener entgegnete: Der Walfisch hat kein anderes jus naturae, als daß er den kleineren Fisch frißt! Ich erwiderte: Erstlich sei dem nicht so, sondern das thun nur die Raubfische; der Walfisch lasse die kleineren Fische ruhig um sich herumschwimmen, und was die Raubfische anbelange, so seien es Bruta (unvernünftige Tiere), und für solche Bruta schicke sich auch so ein brutales jus naturae; wir aber seien vernünftige Menschen und sollten etwas billiger miteinander handeln.

Aus erheblichen, den trierischen Hof und meine eigene Person betreffenden Ursachen wollte ich inkognito auf dem Wahltag sein und bediente mich daher des Namens Dr. Weilerberger. Weil nun manche, die mich nicht genauer kannten, daraus schlossen, ich

Digitized by Google

müßte ein Arzt sein, so hieß man mich bald Herr Leibmedikus, bald wollte man mich zu Kranken und Sterbenden holen; wenn ich dann erklärte, ich sei ein Doktor der Rechte, so machte man mir wohl das Kompliment: Ei! man hätte gehört, ich sei in beidem gut! welches ich aber höflich ablehnte.

Im Frühjahre 1742 reiste ich mit der schwer beladenen Koburger Postkutsche nach Haus. Im Spessartwald stürzte der Wagen um, dicht neben einem tiefen Abgrund. Von Saalfeld nahm ich die Post nach Ebersdorf; weil aber der ordentliche Weg über und durch die Saale wegen hohen Wassers nicht zu passieren war, mußten wir einen andern Weg nehmen, welchen zu zeigen ein alter Postknecht ein Stück Weg mitging. Dieser fand ein Beil im Weg, wollte es anfangs mit nach Hause nehmen, gab es aber hernach meinem Postillon mit und sagte, man wisse nicht, wo man es unterwegs brauchen könnte. Im Fahren warf eine neben mir sitzende christliche Frau die Frage auf, ob Kinder Gottes auch auf Reisen in Gefahr geraten könnten? Ich sagte: Allerdings! und führte an, was der Apostel Paulus (2. Kor. 11, 26) von sich bezeuge. Die Hohlwege lagen voll Schnee, wir mußten deshalb auf dem Ackerfeld fahren und kamen gegen einen starken wilden Birnbaum. Ich bückte mich, daß mir die Aeste nicht ins Gesicht schlugen; der Wagen wurde aufgehalten, und indem ich mich aufrichtete, faßte mich ein starker Ast hinten um den Hals und vorn setzte sich eine hervorragende starke Spitze mir ganz fest an den Kehlkopf. Wäre der Wagen mit Gewalt vorwärts getrieben worden, hätte mir der Ast das Genick gebrochen, und wäre der Wagen rückwärts gegangen, so hätte mir die Spitze den Hals durchbohrt. Man versuchte allerlei, mich los zu machen. Es war aber alles vergeblich und ich mußte alle Augenblicke des Todes gewärtig sein. Endlich sagte ich: Nun weiß ich, warum Gott uns das Beil heute hat finden lassen; es ist kein anderer Rat, als den Ast abzuhauen. Dieses geschah auch und alsdann konnte man mir heraushelfen. Es sind nachher viele Leute, denen der Postillon solchen Zufall erzählt hat, hinausgegangen, diesen wunderbaren Ast und wie ich darin gesteckt, zu sehen.

Als im Jahre 1745 wieder eine neue Kaiserwahl bevorstand,

Digitized by Google

hatte ich zunächst ein Gutachten nach Hannover zu erstatten, was auf dem künftigen Wahltag zu beobachten sein möchte, wobei ich denn viele praktische Anmerkungen aus dem, was ich auf dem früheren Wahltag beobachtet hatte, anbringen konnte. Darauf ward ich zu der kurbraunschweigischen Wahlgesandtschaft nach Frankfurt berufen und blieb dort bis nach erfolgter Wahl und Krönung. Auch diesmal hatte ich noch von andern Reichs- und Landständen Aufträge.

Einst verlangte der hannöverische Staatsminister, Herr v. Münchhausen, in einer wichtigen Sache ein schriftliches Gutachten von mir; ich setzte es auf und schickte es ihm durch meinen Sohn. Als er es gelesen hatte, verbrannte er es, um desto gewisser zu sein, daß die Sache geheim und verschwiegen bleibe. Nachher schickte er wieder zu mir: ein in meinem Gutachten enthalten gewesener Gedanke, an welchem ihm viel gelegen wäre, sei ihm ausgefallen; ich möchte also das Gutachten noch einmal aufsetzen. Ich setzte es zum zweiten- und drittenmal auf; er schickte es mir aber allemal wieder mit dem Bemerken, das Gutachten sei schön und gründlich, aber der von ihm vermißte Gedanke stehe nicht darin. Als mein Sohn zum drittenmal mit dieser Antwort wiederkam, dachte ich in meinem Sinn: Lieber Gott! wenn an diesem Gedanken etwas gelegen ist, ist es dir ja etwas Geringes, mir diesen Gedanken wieder einfallen zu lassen! Kaum hatte ich so in meinem Sinn gedacht, so fiel mir etwas bei. Ich sagte meinem Sohn: Ich glaube, ich habe meinen verlorenen Gedanken wieder; wenn dem so sei, wollte ich ihm nachher erzählen, wie es zugegangen. Ich setzte mich nieder, schrieb es auf, und Herr v. Münchhausen ließ mir sagen: Ja, das sei der Gedanke, der ihm entfallen wäre. Darauf teilte ich meinem Sohn den Verlauf der Sache mit.

Dem neugewählten Kaiser wurde eine Denkschrift übergeben, welche ich auf Erfordern des Herrn v. Münchhausen ausgearbeitet: wie der Kaiser es anzugreifen haben möchte, um sich eine für Deutschland glückliche Regierung zu versprechen. Ich stellte als Hauptgrundsätze auf: 1) Deutschland sei ein Reich, welches mit Liebe regiert werden müsse; wolle man etwas gegen den Widerspruch der Reichsstände erzwingen und es gelinge

Digitized by Google

nicht, so leide das kaiserliche Ansehen ungemein; wenn aber die Mine gar zurückschlage, habe man so viel Schaden davon, daß man wünschte, die Sache nie angefangen zu haben. 2) Eine unparteiische Justizadministration mache eine kaiserliche Regierung sehr beliebt und eine parteiische sehr verhaßt. 3) Müsse man in Religionssachen keine Heftigkeit und keinen Verfolgungsgeist aufkommen lassen, sondern beide Parteien dazu glimpflich anweisen, im Frieden miteinander zu leben und sich mit dem zu begnügen, was die Reichsgrundgesetze jedem Teil zulegen.

Eine sehr wichtige Angelegenheit war es, wodurch Moser mit seiner württembergischen Heimat wieder in Verbindung trat und seinem Vaterland einen erheblichen Dienst leisten sollte. Nach der alten württembergischen Verfassung hatten die Stände, zusammengesetzt aus den Bürgermeistern der Städte und den evangelischen Prälaten, und namentlich der engere ständische Ausschuß sehr weitgehende Befugnisse in Wahrung der Rechte des Landes gegen den Herzog. Diese „württembergische Landschaft“ nun hatte gewisse Zusicherungen in betreff ungeschmälerter Aufrechthaltung der evangelischen Religion, die sogenannten Religionsreversalien, für den Fall, daß der Herzog der katholischen Kirche angehören sollte, jedesmal, sowie die landschaftlichen Rechtszuständigkeiten überhaupt, sich vom Kaiser nach dessen Regierungsantritt von Reichs wegen bestätigen lassen.

Diese Bestätigung und die der übrigen Privilegien der Landschaft war von Kaiser Karl VII. (unter dem 22. November) nur mit einer gewissen Klausel erteilt worden. Hierbei wollte sich die württembergische Landschaft nicht beruhigen; sie erließ deshalb an Moser die Einladung, er möge nach Stuttgart kommen, damit der Ausschuß und die Geheimeräte mit ihm persönlich die in der wichtigen und schwierigen Sache thunlichen Schritte beraten könnten. Moser entsprach diesem Wunsch; sein Rat, zunächst an dem kaiserlichen Hof das Terrain zu sondieren, wurde gutgeheißen und er mit der Ausführung beauftragt. Er reiste also nach Frankfurt zurück und mußte unterwegs nicht ohne Gefahr die auf dem Rückzug befindlichen französischen Truppen passieren. Er erzählt: Zu Sinzheim in der Pfalz traf ich schon einen (in Verfolgung der französischen Armee begriffenen) kaiserlichen General mit der

Digitized by Google

Avantgarde an. Um allen Beschwerlichkeiten auszuweichen, führte mich der Postillon durch die abominabelsten Nebenwege über Berg und Thal, bis wir in die Bergstraße kamen; diese vortreffliche Gegend war völlig ruiniert und sah nun wie ein von der Pest völlig ausgestorbenes Land aus, indem wir bis Heidelberg keinen einzigen Menschen noch ein Tier erblickten. Nachdem ich von Heidelberg aus fünf Stunden gefahren war und nichts mehr besorgte, stieß ich auf ein französisches Jägercorps. Als ich dem mich anhaltenden Offizier sagte, daß ich preußischer Geheimerat wäre, ließ er mich höflich ziehen, doch schien ihm mein neben mir im Wagen steckendes schönes Paar Pistolen sehr in die Augen zu stechen. Je näher ich Darmstadt und Frankfurt zu kam, je trauriger sah die Gegend aus, und man konnte oft nicht mehr unterscheiden, was Wiesen, Gärten, Fruchtfelder oder ungebautes Land sei. Die an den Straßen liegenden verschmachtenden und mit dem Tode ringenden Franzosen machten mein ganzes Herz rege. — Ich dachte auf diesem Wege, wie auch sonst, öfter: O, wie widersprechend denken und handeln die Souveräne! Mancher kann sich lange besinnen, ehe er einem schweren Verbrecher das Leben abspricht, oder thut es wohl gar nicht. Aber durch einen Krieg, dessen man hätte überhoben bleiben können, Millionen Menschen auf unzählige Weisen zeitlich und viele ewig unglücklich machen, darüber geht man hinweg, als ob es eine Kleinigkeit beträfe.

In Frankfurt machte ich verschiedenen Gesandten und kaiserlichen Ministern als königlich preußischer Geheimerat und als ein Passagier meine Aufwartung, sprach zuerst von andern Sachen, sagte endlich, ich komme jetzt aus Württemberg, wo die kaiserliche Resolution in den Reversalien sehr großes Aufsehen und Bewegung verursachte, und noch üble Folgen haben könnte; es wollte mir aber keiner aufsitzen, außer der wackere bayrische Hofkanzler Freiherr v. Breitenlohn. Dieser sagte mir im Vertrauen, der allzu eifrig katholische kaiserliche Oberstkämmerer Graf P. sei schuld; es werde aber nichts in der Sache zu thun sein, außer der König von Preußen nehme sich derselben an, als auf welchen Hof der Kaiser viele Rücksicht nehmen müsse. An diesen Aeußerungen hatte ich genug und ging nach Stuttgart zurück, und es wurde beschlossen, ich sollte nun auch nach Berlin gehen.

Digitized by Google

Zu Berlin wollte man anfangs durchaus nicht in die Sache hineingehen, weil man glaubte, es sei nichts weiter darin aus zurichten, in welcherlei Fällen der König lieber davon bliebe. — Als alles nichts verfangen wollte, bat ich meinen alten bewährten Gönner, den Geheimerat Weinreich (welcher die deutschen Reichssachen zu behandeln hatte), er möchte wenigstens nur einigen Schritt thun, weil man sonst ganz gewiß die Schuld allein auf mich legen würde, als ob ich mein Geschäft so schlecht geführt hätte. Er veranlaßte sodann, daß der preußische Gesandte am kaiserlichen Hof den Auftrag erhielt, die Sache zu unterstützen. — Der Kaiser sah denn auch die Akten in dieser Reversalienſache selber ein, prüfte sie und schrieb darauf eigenhändig die von der württembergischen Landschaft erbetene Bestätigung.

Von dieser Reise nach Berlin erzählt Moser: Ich reiste zunächst mit meiner Frau von Stuttgart nach Ebersdorf. Oberhalb Bamberg und unterhalb Kronach war das Thal ganz überschwemmt, und die Leute aus einem Dorf riefen uns zu, wir sollten aussteigen und die Chaise durch das Wasser fahren lassen, wir aber sollten gehen, bis wir zu einem Steg kämen, über welchen wir kommen könnten. Wir gelangten auch endlich, nachdem wir weit und breit nichts mehr von unserer Chaise oder einem Menschen sahen, zu einem Steg, welcher aber aus einem einzigen Balken ohne alles Geländer bestand, zu welchem man etwa sechs Stufen hinauf und auf der andern Seite wieder so viel hinab mußte. Der Balken war nicht so breit, daß ich darauf hätte geradeaus gehen können, sondern ich mußte seitwärts einen Fuß nach dem andern setzen, um so hinüberzukommen. In der Mitte war der Balken faul und ein Brett darauf genagelt; unten aber raste das Wasser mit aller möglichen Wut auf das grauenhafteste durch. Es ging schon gegen die Nacht, war regnerisch und kalt, und wir hätten etliche Stunden wieder in ein Dorf gehabt, wenn wir hätten zurückgehen wollen, wie ich doch zu anderer Zeit hundert- und tausendmal lieber gethan hätte. Ich nahm das Gepäck, das wir, um es nicht im Wasser zu verlieren, mit uns genommen hatten, auf mich und ging zuerst auf das behutsamste allein hinüber, legte das Gepäck ab und kam wieder herüber, meine liebe Frau abzuholen. Weil aber diese einen unfehlbaren

Digitized by Google

Schwindel und somit den gewissen Tod besorgte, wenn sie die Augen offen behielt, so mußte ich sie ebenfalls seitwärts mit geschlossenen Augen über diesen Balken führen, ihr, als wir an das aufgenagelte Brett kamen, sagen, sie sollte die Füße etwas emporheben, hernach wieder, daß nun das Brett ein Ende habe, und so half uns Gott glücklich hinüber; aber, wie leicht zu erachten unter solcher Angst, daß ihr bloßes Andenken noch jetzt mich ganz bedecken kann. Meine liebe Frau sagte mir nachher, sie habe sich schon völlig darauf ergeben gehabt, daß sie hinabstürzen und ertrinken würde, und in ihrem Sinn Gott nur gebeten, daß sie mich nicht auch hinabziehen und mit um das Leben bringen möge. Gewiß haben damals die Engel Gottes das Beste gethan.

Fünfzehnter Abschnitt.

Homburg und Hanau.

Zu Anfang des Jahres 1747 hatte Moser sich entschlossen, von Ebersdorf wegzugehen. Da erhielt er einen Ruf des Landgrafen zu Hessen-Homburg als Geheimerat und Direktor der Regierungskanzlei. Ich schrieb, berichtet Moser, ganz aufrichtig und unverblümt, nach welchen Grundsätzen in Religions-, Staats-, Justiz-, Finanz- und Polizeisachen ich handeln, auch wie ich mich im Umgang mit dem Landgrafen verhalten würde; wenn nun der Herr Landgraf alles dieses leiden könnte, so wollte ich auf eine Probe in seine Dienste gehen. Es wurde auch alles gebilligt und beliebt.

Meine Bibliothek und übrige Mobilien gingen in einem Schiff den Main hinab bis Frankfurt. Als aber unterwegs die Schiffsleute über Mittag im Wirtshause waren, wurde ein von einem Jungen übel regiertes leeres Schiff von dem Strom so hart daran getrieben, daß jenes Schiff sank und meine Bücher und sonstigen Sachen theils sehr beschädigt, teils ganz und gar verdorben wurden.

Digitized by Google

Als die Nachricht davon nach Homburg (wohin ich allein vorausgegangen) kam, befragte mich die Frau Landgräfin-Mutter, ob dem so sei und was ich zu diesem Verlust sagte? Als ich ihr aber mit größter Gelassenheit antwortete, daß ich diesen Zufall geduldig aus der Hand Gottes annehme und zufrieden sei, sagte sie mit ausnehmender Bewegung: Das ist mir erbaulicher, als wenn ich viele Predigten gehört hätte.

Moser hatte nun die Aufgabe, die zerrütteten Finanzen des landgräflichen Hauses wieder auf gesunden Fuß zu setzen, und griff mit gewohnter Thatkraft auch diese Arbeit an. Er entwarf Voranschläge, welche in den Ausgaben nicht überschritten werden sollten, forderte die nötigen Einschränkungen im Hofhalt und den Landesausgaben, wußte die Einnahmequellen zu bessern und hielt über ordnungsmäßiger Rechnungsablegung bei allen Einnahmestellen. Namentlich stellte er einen Schuldentilgungsplan auf und ließ sich die Zusicherung geben, daß derselbe eingehalten und keine neuen Schulden gemacht würden. Durch strenge Pünktlichkeit in den Zahlungen suchte er den Kredit wiederherzustellen. Unzuverlässige Beamte wurden, wo sie sich fanden, entfernt. Sein Grundsatz war, am rechten Ort zu sparen, nicht aber, wo die Ehre oder die Billigkeit verletzt würde; den Beamten so viel Gehalt zu geben, daß sie bei einer guten Oekonomie ehrlich davon leben und etwas ersparen könnten, hingegen auch alsdann alle Ungebührlichkeiten scharf zu bestrafen. Die Accise (namentlich Wirtschaftsabgaben) hatte, schreibt Moser, bisher, wegen des vielen Unterschleifs wenig eingetragen. Als ich aber den Abgabepflichtigen eindringlich vorstellte, wie sehr sie ihr Gewissen dadurch beschwerten und ihnen einen jährlichen Accord vorschlug, nahmen sie es mit Dank an, und nun trug die Accise ein Merkliches mehr ein. Die vortreffliche ungebraucht liegende Salzquelle aber wußte ich, aus Mangel an Geld und Holz, nicht zu nutzen oder in Pacht zu bringen. — In der äußersten Unordnung war die Kanzlei zu Homburg; die Räte kamen, wann und wie sie wollten; der Kanzlist, Kanzleidiener und dessen naseweises Weib waren mit in der Ratsstube gegenwärtig und gaben auch wohl ihr Gutachten; es wurden keine ordentlichen Beratschlagungen gepflogen, sondern jeder Rat kam, wie es ihm beliebte, nahm von den einlaufenden

Digitized by Google

Sachen, was er wollte, referierte, wann und ſo viel oder wenig er wollte, und alles wurde als ein Diskurs behandelt; übrigens las man Zeitungen, unterhielt ſich mit Geſprächen, jeder blieb, ſo lange er wollte, und ging, wann er wollte. Ich aber machte ſogleich eine Kanzleiordnung und ließ ſie den Landgrafen genehmigen; ich ging mit gutem Beiſpiel voran, kam auf die beſtimmte Stunde in die Kanzlei, ließ die Räte, wenn ſie nicht zu rechter Zeit kamen, holen, hielt für mich ein Verzeichnis über alles, was einkam, verteilte die Akten, ſorgte für raſche Erledigung, brachte ſelbſt die Regiſtraturen in Ordnung und machte einen Plan, wie die Archive einzurichten ſeien.

Sogar mit der Forſtwirtſchaft hatte Moſer ſich zu befaſſen und ſchreibt: Ein Wald von vielen tauſend Morgen, die hohe Mark, war faſt gänzlich ruiniert. Ich entwarf einen ordentlichen Nutzungsplan, damit der Wald ſich wieder erholen könnte. Um mit gutem Beiſpiel voranzugehen ließ ich, wiewohl ich dazu berechtigt geweſen, für mich kein Scheit hauen, ſondern kaufte all mein Holz. Mein Nachfolger hingegen, ließ zu ſeinem Gebrauch die Spitzen von dem jungen Nachwuchs abhauen, weil ſie ſo gut zum Brennen ſeien.

Zwiſchen Darmſtadt und Homburg wurde wegen gewiſſer Gerechſame geſtritten. Ich ſagte dem Landgrafen, ich wüßte wohl einen Weg, wie die Sachen bald beſſer gehen würden: wenn er nämlich dem Referenten in Darmſtadt ein ſchönes Geſchenk an barem Geld und eine jährliche anſehnliche Penſion geben wollte; gleichwie aber ihm, dem Herrn Landgrafen, es nicht gefallen würde, wenn Darmſtadt mir dergleichen Anerbietungen machte, ſo könnte ich ihm auch nicht raten, gegen Darmſtadt alſo zu verfahren.

In Darmſtadt erfuhr man aber unſere größten Geheimniſſe und wir konnten lange auf keine Spur kommen, wie es zuginge. Endlich traf der Landgraf ſelbſt ſeinen Kammerdiener (auf den er alles hielt) darüber an, wie er ihm die Taſchen, darin er ſeine geheimſten Sachen verſteckte, ausſuchte.

Bei jenen Streitigkeiten handelte es ſich um eine ſehr wichtige Urkunde, welche im Archiv nirgends zu finden war; endlich entdeckte ich ſie an einem Ort, wo man ſie gewiß nicht geſucht hätte;

Digitized by Google

sie fand sich nämlich einer Rechnung vom Jahre 1623 beigebunden, als deren Beleg sie gebraucht worden war.

Auch die kirchlichen Angelegenheiten des kleinen Landes waren ihm zugewiesen, und dabei erfreute Moser sich eines ausnehmenden Vertrauens. Er berichtet: Die Reformierten bezeugten ein solches Vertrauen zu mir, daß sie mich freiwillig bei dem Herrn Landgrafen auch zum Chef des reformierten Konsistoriums sich ausbaten, wie ich es bei dem evangelisch-lutherischen ohnehin war, und wir kamen sehr wohl miteinander aus.

Im übrigen aber kam vieles zusammen, ihm sein Amt „recht schwer und sauer zu machen". Eine Partei am Hofe trat seinen Grundsätzen auf jede Weise entgegen und der Finanzplan wurde gleich im ersten Vierteljahre überschritten. Er stellte daher dem Landgrafen schriftlich vor, auf welche Grundsätze und Bedingungen er in seine Dienste gegangen sei und daß, wenn es auf dem bisherigen Fuß fortginge, er weder mit Ehren noch Nutzen in seinem Amt bestehen könne, sondern jedermann glauben würde und müßte, entweder er sei der ehrliche Mann nicht, für den man ihn gehalten habe, oder er gelte nichts bei dem Landgrafen; welches beides ihn inkommodiere. Der Landgraf anerkannte zwar seine Geschicklichkeit und Redlichkeit, meinte aber von seinen eigenen anderweiten Anschauungen nicht abgehen zu können. „Was war da anders zu thun, als zu gehen?"

Dazu kam, daß er den in Ebersdorf so reichlich genossenen Umgang mit Gleichgesinnten für sich und die Seinigen schmerzlich entbehrte. Von den wenigen Personen, an die er sich hätte etwa anschließen mögen, schreibt er, es sei der eine ein ganzer und der andere ein halber Separatist gewesen, „da denn aus unserem Umgang nicht viel herauskam".

Als er (im Oktober 1748) von dem Landgrafen seine Entlassung erhielt und „von Homburg wieder frei war", ging sein Wunsch nur dahin, von neuem sich in die Stille zu begeben, und zwar zu Frankfurt a. M., konnte aber des Magistrats Genehmigung dazu nicht erhalten. Er wollte darauf nach Usingen ziehen, was sich abermals zerschlug, und so wählte er Friedberg. Sogleich warnte hier ein Pfarrer von der Kanzel die Gemeinde, man solle keine Pietisten hereinlassen! Weil nun darüber Be-

Digitized by Google

wegungen in der Stadt hätten entstehen mögen, änderte er seinen Sinn nochmals. Man riet ihm sodann Hanau an, und er ließ es sich gefallen; doch bat er zunächst den Landgrafen, daß ihm in Ansehung seiner Schriften (wie vormals in Frankfurt a. d. O., Ebersdorf und Homburg) Censurfreiheit gewährt werden möchte; dies wurde ihm denn auch zugestanden.

Moser zog nun nach Hanau und errichtete hier (1749) eine Staats- und Kanzleiakademie, in welcher junge Männer nach vollendeten Universitätsstudien für die staatsmännische Laufbahn angeleitet werden sollten. Den Lehrstoff bildeten vornehmlich die wichtigsten schwebenden staatsrechtlichen Fragen des deutschen Reichs und der einzelnen Reichsstände nach rechtlichen und politischen Gesichtspunkten, sodann das europäische Völkerrecht, jedesmal mit Erläuterung durch die seit hundert Jahren vorgefallenen denkwürdigsten Streitigkeiten und Abkommen. Schließlich wurden praktische Uebungen vorgenommen.

Das Unternehmen erfreute sich vielseitiger Anerkennung. Anträge, seine Akademie — mit Gehaltbezug — nach Marburg oder sie nach Erfurt zu verlegen, lehnte Moser ab, weil ihm die Nähe von Frankfurt erwünscht war.

Aber auch dieser Beruf sollte kein bleibender sein. — Als darauf von dem häufigen Wechsel seines Wohnorts ein hämischer Kritiker Anlaß nahm, die Frage aufzuwerfen, warum doch Moser weder in Wien, noch Stuttgart, noch Frankfurt a. d. O., noch Homburg, noch Hanau, noch sonst irgendwo mit der menschlichen Gesellschaft sich habe vertragen können? antwortete er: der Prophet Jeremias klage, es hadere jedermann wider ihn und zanke im ganzen Lande; und warum das? Er sagte den Leuten zu viel unangenehme Wahrheiten. — Dies wurde auch für den ferneren Lebenslauf Mosers Aufgabe, und er hat sie, wie nun zu zeigen, in vollstem Maße und mit völliger Selbstaufopferung erfüllt.

Digitized by Google

Sechzehnter Abschnitt.

Rückkehr ins Vaterland.

Als Herzog Karl Alexander von Württemberg starb (1737), war dessen Sohn Karl Eugen erst neun Jahre alt; er wurde in früher Jugend (1741) zu Friedrich dem Großen nach Berlin geschickt, um dort sich in der Staats- und Kriegskunst auszubilden. Schon mit sechzehn Jahren erklärte ihn ein kaiserliches Reskript für volljährig, so daß er nun die Regierung des Herzogtums antreten konnte. Bei diesem Anlaß schrieb ihm Friedrich der Große: „Glauben Sie nicht, daß Württemberg für Sie da sei; seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen; setzen Sie daher stets sein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen!" — Im Anfang seiner Regierung schien denn auch der junge Herzog diese Ermahnung beachten zu wollen. „Aber," so berichtet ein württembergischer Geschichtschreiber*), „es folgten bald traurige Jahre der Willkür und Gewaltherrschaft, wo die heiligsten Rechte mit Füßen getreten, die schädlichsten Mißbräuche zu Gesetzen erhoben und den unersättlichen Lüsten eines von bösen Ratgebern irre geleiteten Fürsten nicht allein das Glück einzelner Familien, sondern des ganzen Landes Wohl aufgeopfert ward."

Bei dem Schwiegervater des Herzogs, dem Markgrafen von Baireuth, diente der Geheimerat v. Montmartin; derselbe wirkte auf dem Reichstag zu Regensburg (1756) für den Reichskrieg gegen Preußen, wurde dafür in den Reichsgrafenstand erhoben und vom Wiener Hof dem Herzog von Württemberg empfohlen, welcher ihn zum ersten Minister und Präsidenten des Geheimerats machte (1758). Von diesem bald allvermögenden Minister wird gesagt**): „Zum Dienst der willkürlichen Gewalt war dieser Mann recht eigentlich gemacht; kein Geschäft war zu entehrend, kein Auftrag zu gesetzwidrig für ihn, wenn er dadurch in seines

*) Pfaff, Geschichte von Württemberg, Bd. II, Abt. 2, S. 440.
**) Pfaff a. a. O., S. 463.

Digitized by Google

Herrn Gnade sich zu befestigen hoffte; kein Auftrag war ihm zu verwegen, aber auch kein Mittel, seinen Zweck zu erreichen, zu schlecht. List und Ränke wandte er stets am liebsten an, aber er scheute auch nicht offene Gewalt, wo es nötig war."

Die „württembergische Landschaft", eigentlich der engere ständische Ausschuß, hatte einen oder einige Konsulenten. Die Aufgabe eines solchen Syndikus war, den Ausschuß in allen rechtlichen Angelegenheiten zu beraten und namentlich die erforderlichen oder beschlossenen Vorträge an den Herzog auszuarbeiten; da er auch im übrigen an den ständischen Arbeiten hervorragenden Anteil hatte, so übte er unter Umständen den größten Einfluß auf den Gang der Landesangelegenheiten aus. Moser, welchem nun diese Stelle angetragen wurde, schreibt: Wenn ein Landschaftskonsulent seinem Amt gewachsen ist, auch bei der Landschaft den nötigen Kredit hat, kann er in manchen Fällen mehr Gutes stiften und mehr Böses hindern als ein wirklicher Geheimerat, ja als das ganze Geheimeratskollegium, und der Hof selbst schreibt den Gang der landschaftlichen Sachen regelmäßig den Konsulenten zu. Indessen kam doch dieser Antrag (an äußeren Vorteilen) in keine Vergleichung mit den Stellen, welche ich ausgeschlagen hatte, aber ich wußte, wo es meinem Vaterlande fehlte. Gewerbe und Handel, die Oekonomie des Staats und der Gemeinden und viele öffentliche Einrichtungen erforderten noch vielfache Verbesserungen. Weil ich nun bei meinem Aufenthalt in Frankfurt, Ebersdorf, Homburg und Hanau mancherlei Einsicht und Erfahrung hierin bekommen hatte, hoffte ich, auf diesem Gebiet meinem Vaterlande wichtige Dienste leisten zu können. Ich zog also im Sommer 1751 wieder nach Stuttgart.

Zunächst setzte ich mich in die Lage, aus allen landschaftlichen Akten, deren eine ungeheure Menge ohne jede Uebersicht und Register war, bei allen Anlässen sofort Auskunft geben zu können; fertigte mir also aus diesen Akten genaue Inhaltsverzeichnisse und Auszüge. Was dieses für eine Arbeit erfordert hat, weiß ich am besten, und mancher würde meinen, er habe viel gethan, wenn er in zehn oder zwanzig Jahren es zustande brächte. — Uebrigens ging es in meiner neuen Stellung anfangs gut, und man wunderte sich, wie ich in so kurzer Zeit so viele Wissenschaft

Digitized by Google

von Landschaftssachen erlangt habe. — Sobald ich aber anfing, von Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen, von Hebung der Gewerbe und des Handels zu sprechen, ging der Handel an, und ich wurde darüber von vielen patriotischen Leuten als weiß nicht was für einen schädlichen Mann angesehen; der vorhandenen Gesetze und Anstalten seien schon hinlänglich genug oder doch eine Verbesserung derselben hierzulande nicht möglich, dem Klima oder der Verfassung entgegen und mit allerlei besorglichen Mißbräuchen verbunden. Nun suchte ich durch meine Schrift über die Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst*) zu zeigen, daß meine Vorschläge nötig und möglich seien und daß sie weder auf Windmacherei noch Geldschneiderei, sondern darauf hinauslaufen, die Naturgaben des Landes durch Fleiß möglichst zu verbessern, Geld im Land zu erhalten, mehreres herein und das Vorhandene in besseren Umlauf zu bringen, mithin des Landes innere Kräfte zu vermehren und den Unterthanen bessere Nahrung zu verschaffen. Es half aber alles nichts, ich konnte mit nichts durchdringen und fand überall den heftigsten Widerstand. Als ich meine Schrift in dem engeren (ständischen) Ausschuß mitteilte, las ein Prälat einige Zeit darin und sagte sodann mit einer sehr spöttischen Miene zu mir: Es ist so schön, daß es einem in den Zähnen weh thut, daß nunz (nichts) daraus wird. Und ein anderer Prälat äußerte sich, er habe dem Herzog schon oft gesagt: Ihro Durchlaucht, nuh nex Nuis! (nur nichts Neues)! Ich versetzte: Aber doch neue Besoldungen und Nebeneinkommen! Er trage ja eine Perücke, die sei auch einmal etwas Nuis gewesen! Er entgegnete, er hätte sie auch nicht getragen, solange sie etwas Nuis gewesen sei, worauf ich ihm vorstellte, ob es einem verständigen Menschen auch wohl anstehe, etwas ungeprüft oder gar etwas Gutes nur um deswillen zu verwerfen, weil es etwas Neues sei?

Herzog Karl war ein kluger, aber gewaltthätiger und verschwenderischer Herrscher und seine im Ausland aufgelesenen Günstlinge mißbrauchten ihren Einfluß zum großen Schaden des Landes. Damals aber und in den ersten sechs Jahren seiner landständischen Thätigkeit bezeigte der Herzog große Achtung vor Mosers Ein-

*) Anhang Ziffer XV, 1.

Digitized by Google

sicht und Patriotismus, ließ sich häufig von ihm Gutachten über die verschiedensten, namentlich volkswirtschaftlichen Fragen geben*) und unterredete sich mit ihm in eingehendster Weise. Aber auch dies erregte die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der landschaftlichen Kollegen, wiewohl ihnen Moser die Versicherung gab, daß er sich in nichts gebrauchen lasse, was der Landschaft und dem Land nachteilig sei. Und wenn er auch etwa nicht viel Gutes stiften könnte, so hätte er doch Gelegenheit, manch Böses, was dem Herzog von andern an die Hand gegeben würde, abzuwenden. Immerhin sollte man es als ein Glück ansehen, daß der Herzog einen ehrlichen evangelischen Mann, Landeskind und Landschaftskonsulenten befrage, statt einen Katholiken, einen Offizier, einen Ausländer u. s. w. — Noch im Jahre 1756 schrieb der Herzog eigenhändig an Moser: „Wollte Gott, es dächte ein jeder so patriotisch wie der Herr Konsulent und ich; es ginge gewiß Herrn und Lande wohl."

Moser machte sich nun durch eine Reihe gemeinnütziger Anstalten und durch umfassende, gesetzgeberische Arbeiten um sein Vaterland verdient. Er entwarf den Plan einer allgemeinen freiwilligen Witwen- und Waisenkasse, welche denn auch nach seinen Vorschlägen ins Leben trat; ferner den Plan einer Landes-Feuerversicherungs-Anstalt. Sein Plan zur Errichtung eines öffentlichen Leihhauses scheiterte an der Schwierigkeit, die nötigen Mittel aufzubringen. Als er den Antrag stellte, eine öffentliche Bibliothek für das ganze Land zu errichten, wurde er veranlaßt, für dieselbe Bücher anzuschaffen; aber die Bibliothek trat nicht ins Leben und — Moser „behielt die Bücher auf dem Hals". — Um der nahrungslosen Stadt Ludwigsburg aufzuhelfen, schlug er vor, eine Akademie zu errichten, in welcher Anleitung für den praktischen Staatsdienst gegeben werden sollte, zugleich auch für gewerbliche Förderung, letztere namentlich durch eine Ausstellung von Modellen und Arbeiten; ferner eine höhere weibliche Erziehungsanstalt.

In diesen und andern Richtungen hat er viele gemeinnützige

*) Diese Gutachten von Mosers Hand sind im württembergischen Staatsarchiv noch heute aufbewahrt.

Digitized by Google

Vorschläge gemacht und fremde Plane, die nur zu häufig auf Schwindel hinausgingen, namentlich von Ausländern, welche sich bei Hof einzuschmeicheln wußten, durch seine Gutachten ins rechte Licht gestellt. In dieser Hinsicht bemerkt er: Da ich sehr gern meines Nebenmenschen Lasten und die Mühseligkeiten dieses zeitlichen Lebens, soviel in meinen Kräften ist, erleichtern helfen möchte, so war ich auch unermüdlich in Entwerfung solcher Projekte, wodurch (zu des Herrn und Landes Besten) der Nahrungszustand der Unterthanen möglichst verbessert würde; zu anderen Plusmachereien, namentlich Erfindung neuer oder Vermehrung alter Abgaben und Lasten, aber bin ich nicht zu gebrauchen, sondern ich ließe vielmehr für dergleichen Afterkameralisten einen eigenen Galgen bauen.

Ich hätte gern auch je und je in Sachen, welche das ganze Reich betreffen, mich gebrauchen lassen, es hat aber nicht sein wollen, und manches hat man gar mißdeutet. Ebenso ist es mir mit manchen Betrachtungen über die deutsche (Reichs-) Verfassung ergangen; da mir manchmal das, worin ich mich als den besten Patrioten und im höchsten Grad unparteiisch gezeigt zu haben glaubte, im höchsten Grad übelgenommen worden ist.

Uebrigens gab ich in dieser Zeit zwei Jahrgänge „Monatlicher Beiträge" zur Förderung des wahren Christentums*) heraus und eine „Sammlung von eigentlichen Krankenliedern"**); beide waren mit Segen begleitet.

Auf Veranlassung des Herzogs arbeitete Moser den Entwurf der württembergischen Wechsel- und Wechselgerichts-Ordnung aus, welche denn auch als Gesetz in Kraft trat.

Ebenso ist die im Jahre 1758 publizierte württembergische Kommunordnung, welche sechzig Bogen umfaßt (und namentlich das Oekonomie- und Rechnungswesen der Aemter und Gemeinden normiert), sein Werk. Es handelte sich besonders auch darum, „die ungemein vielen und großen Mißbräuche der Gemeindevorsteher abzustellen". Moser trat übrigens für zeitgemäße Erhöhung von Gehalten und Gebühren der betreffenden Bediensteten ein: „Denn

*) Anhang Ziffer XIX, 14.
**) Anhang Ziffer XIX, 17.

Digitized by Google

wenn die Leute für ihre Arbeiten nicht hinlänglich belohnt würden, so könnte man auch mit Billigkeit nicht über der Ordnung halten; wohl aber, wenn jeder so bezahlt werde, daß er dabei als ein ehrlicher Mann bestehen und, wenn er ein guter Haushalter sei, für sich und die Seinigen noch etwas ersparen könne." Als seine Grundsätze die herzogliche Genehmigung erhielten, übernahm er „die unbeschreiblich mühsame Arbeit", aus mehr als tausend fürstlichen Entscheidungen und Verfügungen das noch Brauchbare zusammenzutragen und den untauglichen neue Gesetze entgegenzustellen, diese in gehörige Ordnung zu bringen und endlich das Ganze unter Berücksichtigung der Ausstellungen des Geheimerats und des herzoglichen Kabinetts neu zu redigieren und nochmals abzuschreiben.

Für all diese ungemeinen und seine ganze Zeit und Kraft aufbrauchenden Arbeiten erhielt Moser nur den sehr kleinen Gehalt als Landschaftskonsulent, während drei andere Landschaftskonsulenten, welche weit entfernt waren, solche Arbeiten zu übernehmen, neben jenem Gehalt auch noch Regierungsrats-Besoldung genossen. Moser verlangte sie nicht, verzeichnete aber in diesem und anderem Betracht, „die Erfahrung, daß Patriotismus nur selten der Weg sei, sein zeitliches Glück zu machen". Dabei mußte er bei seinen gut gemeinten Vorschlägen in der Landschaft öfter sich mit der Bemerkung abweisen lassen, es stehe nichts davon in den Amtsvorschriften; darauf entgegnete er dann, es stehe aber doch darin, daß des Landes Nutzen zu befördern, sein Schaden aber abzuwenden sei.

Er erzählt weiter: Im Jahre 1755, da mir Gott die Freude bescherte, meine älteste und vierte Tochter zumal an zwei wackere Männer verheiratet zu sehen, fing auch meine hohe Amtsleidensschule an, und die erste Lektion war, daß Prälat T. und Konsulent St. mich durchaus von meinem landschaftlichen Amt verdrängen wollten; indem sie der Landschaft den Verdacht beibrachten, als ob ich nicht gut landschaftlich gesinnt wäre und mich von dem Herzog zum Nachteil des Landes gebrauchen ließe. — Als im Jahre 1756 der Soldatenaufruhr*) entstand, wollten die Aufrührer die landschaftlichen Gebäude mit Feuer anstecken und

*) Vergl. unten S. 106.

Digitized by Google

uns ermorden, so daß auch mein Kollege St. seine besten Sachen flüchtete und in der dazu bestimmten Nacht nicht in seiner Wohnung schlief. Ich wollte anfangs ein Gleiches thun, weil ich in doppelter Gefahr war, da man unter die Soldaten und Bürgerschaft gebracht hatte, als sei ich an dem Subsidientraktat (siehe unten) schuld, wodurch diese Leute an Frankreich überlassen worden waren. Ich blieb aber doch hernach im Vertrauen auf Gott und auf mein gutes Gewissen zu Haus; nur gingen wir nicht zu Bett und zündeten kein Licht an. Gott half auch durch.

Den ganzen Sommer schleppte ich mich mit dem Anfang eines Hüft- und Gliederwehs, welches im Herbst auf überaus erschreckliche Weise ausbrach und bis in den Mai des folgenden Jahres dauerte. Auf der rechten Seite und dem Rücken konnte ich vor Schmerzen nicht liegen, und an der linken Seite lag ich mich endlich auf und mußte mich an ein neben das Bett aufgerichtetes Brett halb sitzend lehnen, um nur ein wenig schlummern zu können. Es waren oft drei und mehr Personen an mir und konnten mich vor unsäglichen Schmerzen nicht aus der Stelle bringen. Ich litt die entsetzlichsten Schmerzen und kam mir vor wie einer, der auf der Tortur hängt und dem alle Nerven ausgespannt sind. Die Nacht brachte ich mit Thränen und viel tausend Oh! zu. Mein ganzer Leib bebte, wie ein Baum, der von einem Sturmwind herumgetrieben wird; Gesicht und Hände voll Angsttropfen, wie die Erbsen, Haare und Kleider aber ganz naß davon. Bei alledem scheukte Gott mir Geduld im Gemüt, Geberden und Worten. Das Höchste war, daß (sehr selten) ich ausrief: Ist denn gar keine Hilfe mehr für mich! Ich suchte auch mein Gemüt durch Verfertigung einiger meiner Krankenlieder in guter Fassung zu erhalten. Als ich wieder aufkam, war mir der rechte Fuß zu kurz und das Rückgrad ganz krumm und ich konnte nur stark gebückt gehen. Endlich aber wurde ich durch Gottes Gnade und das herrliche Wildbad wiederum hergestellt und ich gehe seither wieder so aufrecht als jemals.

Als ich mich wieder erholte, ging es in der Landschaft auf dem vorigen heftigen Fuß gegen mich fort. Man schloß mich von den Sitzungen und der landschaftlichen Mittagstafel aus. Ich hätte mir durch den Herzog und das Geheimeratskollegium leicht

Digitized by Google

Hilfe verschaffen können. Ich wollte aber nicht Gelegenheit zu übeln andern Folgen geben, welche daraus hätten entstehen können, sondern entschloß mich, so lange in Geduld zu leiden, bis Gott helfen würde. — Ein gewisser Mann wunderte sich überaus über meine Gelassenheit und meinte, ich könnte und dürfte mir wohl selbst helfen; ich bezeugte ihm aber, ich steige nicht vom Kreuz herab, es sei Gott ein Geringes, entweder den Sinn des Prälaten T. und des Konsulenten St. zu ändern, oder einen oder den andern aus dem Wege zu schaffen, oder mir sonst zu helfen. Als nun bald hernach Prälat T. in etlichen Tagen starb, bezeugte mir jener Mann, wie sehr ihm, als er diese unvermutete Nachricht erhalten, besagte meine Rede auf das Herz gedrungen sei und er die darunter'waltende Hand Gottes verehrt habe. Der Konsulent St. aber kehrte sich nicht daran, sondern wollte mich durchaus fort haben oder mir doch unerträgliche Bedingungen vorschreiben und drohte, widrigenfalls sein Amt niederzulegen; in ungezweifelter Meinung, daß der engere Ausschuß (bei welchem er bisher alles gegolten hatte) es hierzu nicht kommen, sondern lieber mich fallen lassen würde. Als er aber auf seinem Kopf beharrte, nahm endlich der engere Ausschuß seine bedingte Resignation für pur (unbedingt) an; und so kam ich auch dieses Widersachers los, und mein Betragen in meinem Amt öffnete nun dem engeren Ausschusse die Augen, so daß kein Mensch mehr den geringsten widrigen Verdacht gegen mich hatte.

Hingegen gediehen nun die Sachen zwischen dem Herzog und der Landschaft je mehr und mehr zu solchen Weitläufigkeiten, daß man wohl voraussehen konnte und mußte, es würde zu Gewaltthätigkeiten ausschlagen und dabei das Wetter über mich, als nunmehrigen alleinigen oder doch älteren Konsulenten, ergehen. Was war zu thun? Wider Pflichten und Gewissen handeln, durfte und wollte ich nicht. Das Vaterland und den engern Ausschuß in diesen Nöten stecken und (weil ein neuer Konsulent in diesem Amt nicht gleich informiert, noch brauchbar ist) hilf- und ratlos lassen und abdanken, um mich und meine Familie zu retten, wollte ich auch nicht. Es blieb also nichts übrig, als auszuharren und im Vertrauen auf Gott zu erwarten, was er über mich und die Meinigen beschließen würde.

Digitized by Google

Ich sagte es auch mehrmals im engeren Ausschuß: Ich werde das Opfer sein müssen; ich denke aber wie Daniel und seine Genossen (Daniel 3, 17. 18.). Ich fügte hinzu, dieser ihr Glaube habe freilich müssen bewährt werden und sie hätten in den feurigen Ofen hinein gemußt, seien aber auch wieder herausgekommen.

Es war nun aber diese meine Stellung (als Landschaftskonsulent) um so gefährlicher, als seit der Zeit, da Graf v. Montmartin in herzogliche Dienste getreten war, die herzoglichen Resolutionen von der Landschaft mit ausdrücklichen Worten einen „unbegrenzten und unumschränkten Gehorsam" forderten, wodurch also alle Grundsätze der Reichs- und Landesverfassung aufgehoben wurden. Der Herzog verlangte zur Bestreitung seines übermäßigen Militäraufwandes von der Landschaft Geldsummen, welche für das Land unerschwinglich waren. Der Ausschuß konnte und durfte nach seiner Pflicht solchen Ansinnen nicht willfahren, worüber es zu großen Zwistigkeiten zwischen Herzog und Landschaft kam. Da ich nun bei allen Deputationen das Wort und bei allen Aufsätzen die Feder zu führen hatte, so fiel der ganze Haß des Hofes und des Herrn Grafen allein auf mich; ich sollte Dinge gethan haben, daran ich nicht den geringsten Anteil hatte, und der Herr Graf glaubte, daß ich nicht allein gegen seine Principien, sondern auch gegen seine Person agiere, äußerte sich auch, wer ihn attaquiere, müßte auf den Boden und sollte er gleich selbst mit darauf müssen. Und obgleich in den herzoglichen Resolutionen (welche immer schärfer gefaßt und darin endlich sogar von Majestätsverbrechen gesprochen wurde) meiner nicht namentlich gedacht war, so konnte ich doch mit Händen greifen, daß ich entweder gehen und das Land im Stich lassen mußte oder ein Opfer für dasselbe werden würde: das erstere konnte und wollte ich gewissenshalber nicht, also erfolgte das letztere.

Späterhin erst kam Moser auf die Spur, woher jene Anschuldigung eines Majestätsverbrechens rühren möge und warum auf ihn persönlich es abgesehen zu sein schien. Er hatte nämlich dem ständischen Ausschuß in betreff der immer bedenklicher sich gestaltenden „Landesirrungen" eine Denkschrift übergeben, dahin gehend, daß im äußersten Falle die Landschaft die Vermittelung anderer deutscher Höfe zu Beilegung der Streitigkeiten mit dem

Digitized by Google

Herzog nachsuchen müßte. Ein ihm feindseliger Kollege hatte in pflichtwidriger Weise diese zur Geheimhaltung bestimmte Denkschrift dem Herzog oder dem Minister mitgeteilt und vermutlich ausgesprochen, Moser bezwecke, die Einsprache des — dem Herzog besonders verhaßten — Königs von Preußen zu veranlassen. Erst nach fünfjähriger Gefangenschaft hatte Moser Gelegenheit, sich wegen dieses Verdachts zu rechtfertigen. In seiner (unter dem 19. Mai 1763 von Hohentwiel aus an den Herzog gerichteten) ausführlichen „Verantwortung" sagt Moser: Ich habe, als ein Mann, der von vierzig Jahren her in vielen wichtigen Staatssachen gebraucht worden ist, wohl eingesehen und allezeit behauptet, daß nach Beschaffenheit der zwischen Euer Herzoglichen Durchlaucht und der Landschaft obschwebenden Angelegenheiten, durch einen bloßen Schriftwechsel nicht nur nichts Gutes würde ausgerichtet, sondern alles nur viel mehr verwirrt und verderbt werden. Weil ich aber vor dem Wege Rechtens (bei den Reichsgerichten) und den demselben in dergleichen Fällen folgenden kaiserlichen Kommissionen einen noch viel größeren Abscheu hatte, indem oft Herr und Land dadurch (bei den maßlosen Kosten solcher Deputationen und Exekutionen) auf lange Zeit in Grund verderbt und ausgesaugt werden, so blieb nur der Weg einer behutsamen und klugen Unterhandlung, und zwar entweder unter Vermittelung des herzoglichen Geheimerats oder anderer Höfe. Der erste Weg ist der natürlichste. Weil aber das Geheimeratskollegium seit einigen Jahren das erforderliche Ansehen bei Euer Durchlaucht nicht mehr hatte, so blieb nichts anderes übrig, als entweder alles geschehen zu lassen (welches ich doch nach Amt und Pflichten nicht durfte) oder andere Höfe um ihre Vermittelung anzugehen. Solche Vermittlung anderer Reichsstände ist und war in Württemberg etwas sehr Gewöhnliches. Moser führt mehrere Beispiele an und erklärt, er selbst und persönlich habe niemals bezügliche Verhandlungen mit einem fremden Hof oder Minister angeknüpft oder versucht, sondern nur in der angedeuteten Richtung seine Denkschrift abgefaßt und dem engeren Ausschuß übergeben, welcher aber in der unbegreiflichsten Gleichgültigkeit die Sache völlig beruhen ließ. — Er fährt fort: Obwohl ich sogleich nach Uebergabe dieser Denkschrift besorgte, mein damaliger Kollege könnte und möchte sie zu

Digitized by Google

meinem Schaden mißbrauchen — da er dieselbe in Händen gehabt und sonst alles nur Ersinnliche gethan, mich durch die Landschaft wieder aus der Landschaft weg oder, wenn es nicht so gehen wollte, bei Euer Durchlaucht in Ungnade und Unglück zu bringen — so habe ich doch nachher diese Denkschrift ganz vergessen, bis mir endlich jetzt der Gedanke kam, dieser Mann habe (da er anstatt mich zuletzt sich selbst aus der Landschaft gebracht) aus Rachgier obgedachte Denkschrift Euer Durchlaucht behändigt. — Ich bin, als ein oft geprüfter, aber allezeit von unbestechlicher Ehrlichkeit und Treue erfundener Mann überall bekannt, und ist auch unleugbar, daß ich und die Meinigen von all diesen Händeln weder Nutzen noch Ehre zu hoffen gehabt haben, sondern vielmehr (wie ich es wenige Tage vor meinem Arrest in dem Geheimeratskollegium in Gegenwart des Grafen v. Montmartin genugsam bezeugte) nichts als Haß, Verfolgung, Unglück, und habe, daß ich und die Meinigen ein Opfer für das Vaterland würden sein müssen, vorausgesehen, welches ich aber, solange ich in diesem Amt gestanden bin (wollte ich anders nicht meineidig und verdammt werden), mich nicht habe abschrecken lassen dürfen, das zu thun, was ich meinen Pflichten gemäß zu sein erachtet habe; übrigens ohne allen Vorsatz, Euer Herzogliche Durchlaucht auch nur im geringsten zu beleidigen.

Das Vorspiel von dem über Moser bald ausbrechenden Sturm war, daß sein Sohn, welcher einem herzoglichen Kollegium angehörte, wegen einer „mit aller Behutsamkeit abgelegten" Abstimmung seiner Stelle enthoben, auch ihm untersagt wurde, eine ihm angetragene fürstlich isenburgische Oberforstmeisterstelle anzunehmen, so daß er „drei Jahre auf seine Kosten in der Stille leben mußte", ein Unrecht, welches erst nach neun Jahren durch Nachzahlung der dreijährigen Besoldung anerkannt und gesühnt wurde.

Während Moser selbst mit Ausarbeitung eines Werkes über deutsches landständisches Staatsrecht beschäftigt war, erschien bei ihm eines Tages ein Generaladjutant des Herzogs mit dem Befehl, das Manuskript auszufolgen.

Moser hatte bei Antritt seines landschaftlichen Amtes den preußischen und homburgischen Geheimeratscharakter, obwohl

Digitized by Google

ihm derselbe vom Herzog damals vorzubehalten anerboten war, niedergelegt, weil er „seine Ehre seit langen Jahren nicht mehr in Titel und Rang suche". Jetzt aber, wenige Monate vor der über ihn hereinbrechenden Katastrophe, war es für ihn nicht ohne Bedeutung, daß ihn (ohne sein Zuthun) in Anerkennung seiner „stattlichen Verdienste" der König von Dänemark zum Etatsrat ernannte. Zugleich, schreibt Moser, meldete der dänische Staatsminister v. Bernstorff: Obgleich der König es sich zur Regel gemacht habe, denen, die in fremden Landen wohnen und nicht in seinen Diensten stehen, keinen Charakter (Rang und Titel) beizulegen, und obgleich verschiedene Erwägungen ihn abhalten könnten, diese Regel in Ansehung eines in dem Herzogtum Württemberg lebenden Mannes zu überschreiten, so hätten dennoch die so gefährlichen als rühmlichen Umstände, in welchen ich mich befinde, und die vielen Verdienste, so ich mir erworben, vorgedrungen und Ihro Majestät bewogen, zu meinen gunsten eine Ausnahme zu machen.

Zu Beleuchtung der weiteren Vorgänge in Mosers Leben ist ein Blatt eines württembergischen Geschichtschreibers*) hier einzufügen. Friedrich II., König von Preußen, unterrichtet von den Planen, welche die österreichische Kaiserin mit ihren Bundesgenossen entworfen hatte, um ihm Schlesien wieder zu entreißen und ihn aus der Stellung, welche er unter den Mächten von Europa eingenommen hatte, in die seiner Ahnen zurückzusetzen, kam diesen Gefahren zuvor, überzog das Land des Kurfürsten von Sachsen, schlug das österreichische Heer, das demselben zu Hilfe kam, zurück (1. Oktober 1756) und nahm das sächsische Truppencorps, das sich bei Pirna zusammengezogen hatte, gefangen. Das deutsche Reich bewaffnete sich, um die Störung des Landfriedens zu rächen, die er, dem gegen ihn beschlossenen Angriffe auf dem Wege gerechter Notwehr begegnend, verübt haben sollte. Auch der Herzog von Württemberg hatte in Regensburg für den Krieg gestimmt und rüstete sein Kontingent, um es auf den Sammelplatz der Reichsexekutionsarmee bei Nürnberg zu entsenden. Aber er verletzte dadurch die Gefühle seines

*) Pahl, Geschichte von Württemberg, Bd. 5, S. 111 fg.

Digitized by Google

Volkes, das sein Benehmen gegen einen Regenten, dem er so viel zu verdanken hatte, für unedel hielt, und das gewohnt war, den König von Preußen als den Beschirmer der deutschen evangelischen Kirche gegen die Macht des Papsttums zu betrachten, und nun in einem Religionskrieg die Waffen einer Partei tragen sollte, von der es bei einem glücklichen Ausgang die eigene Unterdrückung zu erwarten hatte.

Dem Herzog von Württemberg fehlte es für seine militärischen und sonstigen Liebhabereien an Geld. Um sich solches zu verschaffen, hatte er schon 1752 einen Vertrag mit dem französischen Hof geschlossen, vermöge dessen derselbe ein Corps von 6000 Mann Infanterie von Württemberg in seinen Sold übernahm, so jedoch, daß der Herzog dieses Corps so lange in seinem eigenen Dienst gebrauchen könnte, bis man desselben von französischer Seite bedürfte. Dieser Fall war eingetreten; ein französischer Kommissär erschien in Stuttgart und forderte die schleunige Erfüllung des Vertrags. Aber da fehlte es an Soldaten und Ausrüstung. Mit Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte des Landes wurden 4000 Mann mit Gewalt zusammengetrieben und bewaffnet. Gewaltsam ihren Familien entrissen, gleich Verbrechern zu ihren Fahnen geschleppt, entrüstet durch das Bewußtsein, daß sie an eine fremde Macht verkauft seien, um gegen den Beschützer ihres Glaubens zu dienen, vermochten die armen Soldaten ihren Mißmut nicht länger zu unterdrücken. Nach der Musterung, die sie vor dem zu ihrer Uebernahme abgeordneten französischen Kommissär erstanden hatten, kam es zu dem „Soldatenaufruhr", welcher indes mit Gewalt unterdrückt wurde.

Am 9. Februar 1759 schloß der Herzog einen neuen Subsidienvertrag mit Frankreich ab, worin er sogar die Verbindlichkeit übernahm, die bisher geleistete Hilfe zu verdoppeln. Von nun an überstiegen die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen in Herbeischaffung der zur Rüstung erforderlichen Mittel und die Grausamkeiten in Aushebung der Mannschaft alle Grenzen. Die Landschaft machte hierüber dem Herzog Vorstellungen; diese nannte der Minister aufrührerisch und erklärte, dem Landesherrn gebühre unbeschränkter Gehorsam, dessen Verletzung zu bestrafen der Herzog längst das Recht gehabt hätte; indes wolle er diesmal der Land-

Digitized by Google

schaft ihr vermessenes Betragen verzeihen, weil er es ihrer geringen Einsicht und an den Tag gelegten Schwachheit zuschreibe; doch solle sie sich künftig davor hüten und ihm innerhalb vierundzwanzig Stunden den Verfasser ihrer Vorstellungen anzeigen. — Als die Landschaft (1758) sich weigerte, die ihr angesonnene Beihilfe zu den Landesverteidigungsanstalten mit 50000 Gulden zu leisten, wurde auf Befehl des Herzogs die Landschaftskasse mit Gewalt gestürzt und das vorrätige Geld weggenommen. Endlich verlangte (1763) der Herzog, daß die Landschaft statt des früher (1739) im Vergleichswege festgestellten Militärbeitrages von 360000 Gulden künftighin jährlich 1600000 Gulden bezahle.

Der Minister vermochte die Zustimmung der Landschaft zu den von Tag zu Tag gesteigerten Geldforderungen nicht zu erlangen. An solchem Widerstreben mußte nun der Konsulent die Hauptschuld tragen. Montmartin suchte Mosers guten Willen durch Ueberredung, durch Schmeicheleien, durch Versprechungen zu gewinnen, um durch ihn die Einwilligung der Stände in die herzoglichen Forderungen zu bewirken, und schilderte ihm die Gefahren eines feindlichen Ueberfalls, gegen welche die landesväterliche Sorgfalt das Land schützen und zu diesem Zweck Geld haben müsse; er versprach, wenn Moser dazu mitwirken wolle, diesem die höchste Gnade des Herzogs. Aber Moser*) blieb bei diesem einnehmenden Vortrage ganz unbeweglich. Die Landstände, sagte er, wüßten nichts von Krieg oder Gefahr feindlichen Einfalls und könnten daher auch die Notwendigkeit neuer und noch dazu so starker Beiträge nicht einsehen. Er selbst aber wolle eher seinen grauen Kopf hergeben, als zu des Ministers Ansinnen behilflich sein! Diese Erklärung war einem Montmartin freilich sehr unerwartet und desto größer sein Zorn über den unbeugsamen Mann. Er eilte zum Herzog nach Ludwigsburg; Moser selbst ward dahin vorgefordert.

*) So Pfaff a. a. O., S. 463.

Digitized by Google

Siebzehnter Abschnitt.

Gefangenschaft auf Hohentwiel.

In treuer Wahrung der Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes hatte Moser getrosten Mutes dem, was ihm bevorstehen mochte, entgegengesehen. Kurze Zeit, ehe der gegen ihn vorbereitete Schlag erfolgte, so schreibt er, bezeugte ich dem damaligen Stadtpfarrer Storr: Ich sehe voraus, daß es mir wie dem (alttestamentlichen) Zeugen der Wahrheit, dem Propheten Jeremias, ergehen würde, von dem es (Jeremias 37, 16) heißt: „Also ging Jeremias in die Grube und Kerker und lag lange Zeit daselbst". Ich erinnerte endlich meine liebe Frau, sie möchte sich beständig gefaßt halten, daß man mich einmal bei Nacht mit Husaren abholen werde.

Einige Tage vor meinem Arrest sagte ich im Geheimerat: Ich sehe wohl, wo es hinaus will. Es geht ins Gefängnis. Wenn ich aber wie im Spiegel sehen könnte, daß ich halb darin verfaulen müßte, so gehet es mir wie Luther zu Worms: Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir.

Den verhängnisvollen Hergang selbst beschreibt Moser folgendermaßen: Den 12. Juli 1759 ließ der Herzog durch einen Kabinettssekretär mich nach Ludwigsburg abholen. Als ich in dem Vorzimmer so lange warten mußte, bis man mich bei dem Herzog meldete, sagte ich aus der Fülle meines Herzens geschwind zu einem anwesenden geheimen Sekretär: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, sich stets lassen schauen". Dieses Wort breitete sich mit der Nachricht von meiner Gefangennahme durch das ganze Land aus.

Der Herzog that mir in seinem Kabinett in eigener Person ungefähr folgenden Vortrag: „Weil alle meine bisher gegen ihn erlassenen Entschließungen nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit ihren respektwidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe Ich Mich genötigt, Mich seiner, als des Verfassers Person zu versichern und ihn nach Hohentwiel zu schicken. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen

Digitized by Google

lassen." Diese letzteren Worte wurden mit äußerster Heftigkeit ausgesprochen. Ich antwortete nur: „Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden". Darauf mußte ich fort.

Zu gleicher Zeit wurden meine schriftlichen Sachen und Korrespondenz zu Stuttgart durch einen geheimen Sekretär weggenommen.

Der Bericht über die Haussuchung und Wegnahme der Papiere (im Staatsarchiv befindlich) besagt, daß diese Handlung von mittags 12 bis abends 7 Uhr gewährt, daß Mosers Frau alle Orte, wo schriftliche Sachen lagen, getreulich angezeigt, die Kommode, deren Schlüssel ihr Mann bei sich trug, durch den Schlosser aufmachen lassen und „sich bei der Sache ganz vernünftig betragen" habe.

Im württembergischen Staatsarchiv befindet sich noch das eigenhändige Schreiben des Herzogs (vom 12. Juli 1759) an den Kommandanten zu Hohentwiel, Oberst K.: „Flügeladjudant von Nicolai wird auf Meine Vestung Hohentwiel gegenwärtigen Arrestanten, den landschaftlichen Konsulent Moser, überbringen, welcher in sorgfältige Verwahrung zu nehmen ist. Der Herr Oberst wird verantworten, daß selbiger mit niemand zu sprechen bekomme, auch ihm niemalen Dinte und Feder hingelassen werde, als wann er an Mich schreiben will, deßwegen der Herr Oberst, falls er schreiben wollte, selber in Person dabei sein soll, desgleichen auch, wann er zu Mittag und Abend speiset. Ich bin ꝛc. Meines cher colonel wohl affectionirter ꝛc."

Da die Sache im ganzen Land großes Aufsehen machen mußte, ließ der Herzog sofort in die Stuttgarter privilegierte Zeitung, das privilegierte Stuttgarter Zeitungs-Journal und die Stuttgarter wöchentlichen Nachrichten einen Aufsatz setzen: „So Reichs- und Landeskundig Seiner zu Württemberg regierenden Herzoglichen Durchlaucht angestammte Huld, Gnade und Milde gegen Höchst Dero sämmtliche Diener und Unterthanen ist, so haben Höchst dieselbe sich dennoch heute aus höchsttriftigst bewegenden Ursachen vermüssiget gesehen, selbige bei Seit zu setzen und den landschaftlichen Konsulent Moser auf die Vestung Hohentwiel in gute Verwahrung bringen zu lassen. Es hat sich dieser so viele seltene Rollen gespielte Mann schon längstens in ganz Deutsch-

Digitized by Google

land durch sein unruhiges Betragen und ohne genugsame Beurteilungskraft affektirte Zaumlosigkeit berüchtigt gemacht, daher auch nirgends eine bleibende Stelle gefunden, noch sich bei allen seinen Arbeiten eines wesentlichen göttlichen Segens und Gedeihens notorischermassen zu erfreuen gehabt. Seine Herzogliche Durchlaucht haben immittelst seinem Benehmen in den hiesigen landschaftlichen Geschäften immerzu mit großmutvoller Langmut nachgesehen und ihm manche Warnung in Ihren gnädigsten und jederzeit mit der zärtlichsten Liebe, auch landesväterlichen Sorgfalt für Dero getreue Unterthanen angefüllten Resolutionen auf die landschaftlichen Schriften in der fürstmildesten Anhoffnung gegeben, er werde doch endlich in sich gehen, sich fassen und alle das Unheil beherzigen, welches anzuzetteln er bisher beflissen gewesen. Nachdem er sich aber stetsfort in seiner Bosheit mehreres verhärtet, und es am Ende zu nichts weniger einzuleiten gesucht, als das geheiligte Vereinigungsband zwischen Haupt und Gliedern zu schwächen, somit dadurch die allergefährlichsten Anschläge auszuführen; als haben Herzogliche Durchlaucht, bei sothaner äussersten Bewandniß, nach Ihren theuersten Regentenpflichten, welche ohne Unterlaß die erste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger thun können, denn in gegenwärtigem dringlichen Fall das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen andern Betrachtungen vordringen zu lassen, folgbar ein so gefährliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft ausser Stand zu setzen, fernerweiteren Schaden anzustiften."

Zugleich wurde Vorsorge getroffen, daß die Moserische Familie nicht wegen der geschehenen Vergewaltigung auswärts Schritte thun möge. Es erging nämlich (unter dem 14. Juli 1759) ein Dekret an den Geheimerat: „Nachdem Seine Herzogliche Durchlaucht aus höchsttriftigst bewegenden Ursachen sich zu entschließen vermüssiget gefunden, den landschaftlichen Konsulenten Moser nicht nur auf die Festung Hohentwiel in enge und gute Verwahrung bringen, sondern auch hiernächstens ihn in genaue Inquisition ziehen zu lassen, — so hat das herzogliche Geheimerats-Collegium dessen Sohn, dem gewesenen Kirchen-Expeditionsrat Moser aufzugeben, sich mittlerweile ruhig zu verhalten und sich nicht ohne immediate gnädigste Spezial-Erlaubnis aus der herzoglichen Residenzstadt Stuttgart zu begeben."

Digitized by Google

Weil aber zu besorgen stand, es möchte die Sache bei dem kaiserlichen Hof in Wien Aufsehen machen und dem Herzog daraus Widrigkeiten erwachsen, so wurde auch an den Kaiser eine Darstellung abgelassen, welche das Vorgehen des Herzogs rechtfertigen sollte. In welchem Sinn, erhellt aus dem Antwortschreiben des Kaisers an den Herzog (vom 20. August 1759). Dieses, im württembergischen Staatsarchiv aufbehaltene Schreiben, nachdem es über das Verhalten der württembergischen Landschaft sich ausgelassen, fährt fort: „Noch mehr sträflich ist es, daß der dasige Landschaftskonsulent Moser, wie Euer Liebden in Dero Schreiben weiter herkommen lassen, sich unterfangen mögen, die Haupttriebfeder von obbedachtem, der Landschaft widersetzlichem Bezeugen abzugeben, und dabei von sich nicht undeutlich verspüren lasse, daß er von der preußischen Partei und deren Anhang verleitet worden, wider Euer Liebden die allergefährlichsten Machinationen und Aufwiegelungen im Schild zu führen ... Es ist demnach von Euer Liebden wohl und vorsichtig daran geschehen, daß Dieselbe den Landschaftskonsulenten Moser, welcher seiner üblen Gesinnungen halber ohnehin berüchtiget ist, in genaue Verwahrung haben bringen lassen, um solcher gestalten denselben außer Stand zu stellen, seine gehegte böse Absichten weiter zu treiben, da er dadurch, daß er von dem in der Empörung befangenen König von Preußen und dessen Anhang zu einem schädlichen Werkzeug sich hat gebrauchen lassen, sich auch eines Verbrechens gegen das Reich schuldig gemacht hat" u. s. f.

Moser beschreibt nun seine Reise nach Hohentwiel. Ich hatte in dem Wagen einen Unteroffizier und zwei gemeine Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten bei mir, welche alle drei Italiener und Franzosen waren. Voran ritten drei Husaren, an dem Wagenschlag ein Offizier und hinten wieder drei Husaren. Es sollte bei der unerträglichsten Hitze kein Fenster an dem Wagen herabgelassen oder mit mir gesprochen werden; wenn aber der Offizier nicht neben dem Wagen reiten konnte, oder sich sonst entfernte, oder im Wirtshaus speiste, ließen meine Wächter die Fenster doch herab. Einer fragte mich: Ob ich nicht Bürgermeister zu Stuttgart sei? Ich antwortete: Nein. Er fragte mich weiter: Ob ich ein Mitglied des Parlaments (der Landschaft) sei? Und

Digitized by Google

als ich es bejahte, bezeigten sie mir ihr Mitleid, führten sich ordentlich gegen mich auf, und unsern Hohentwiel sagte einer zu mir: Er sei ein armer Teufel, aber er wollte gern ein Stück von seinem Vermögen geben, daß mir dieses nicht begegnet wäre!

Ich durfte den ganzen Weg (der dreißig Stunden betrug, woneben wir noch acht Stunden wegen gebrochenen Wagens in einem Dorf halten mußten) nicht aus dem Wagen steigen. Zu Engen erlangte ich, daß der Unteroffizier mir eine Mütze kaufte, damit ich nur (weil ich fort gemußt, wie ich gestanden) bei Nacht mein Haupt bedecken konnte. — Als ich in Hohentwiel ankam, mußte man mich unter den Armen hinaufführen, weil ich nicht mehr gehen konnte.

Die Vorsehung Gottes fügte es, daß ich ein in seiner Art gutes Zimmer bekam. Es war nämlich dem Kommandanten (wie er mir selbst sagte, bei Verlust seines Kopfes) befohlen, zu verhüten, daß ich mit niemand sprechen könne. Nun waren in der herzoglichen Burg (darein ich gleich andern Arrestanten von höherem Stande kam) nur zwei Zimmer, die nicht auf die Galerie gingen, sondern ein Vorzimmer hatten, in deren einem der Herzog, in dem andern aber die Gemahlin, wenn sie nach Hohentwiel kamen, zu logieren pflegten; dieses letztere nun wurde mir eingeräumt, darin ich eine der schönsten Aussichten der Welt auf die umliegende Gegend, die Stadt Konstanz, den oberen und untern Bodensee nebst der Insel Reichenau, wie auf die Tiroler und Schweizer Gebirge hatte, und auf den letzteren auch im heißesten Sommer große Felder mit ewigem Schnee erblickte; da übrigens das Zimmer bloß nur aus sehr dicken Mauern bestand, und ich die uralten Fenster mit Wacholderholz gegen das Einstürzen befestigen mußte.

Als ich in Hohentwiel anlangte und in mein Zimmer gebracht wurde, war es mir ganz unvermutet, es gehe etwas mit mir an der Seite hinein und als ob zu mir gesprochen würde: Das ist der Friede Gottes, der dich hereinbegleitet! Sobald ich allein war, legte ich mich vor dem Herrn auf mein Angesicht, opferte mich von neuem auf, bat ihn, daß, da ich es ganz allein auf ihn gewagt, er mir nun auch Kraft schenken wolle, in dieser Probe auszuhalten, und resolvierte mich, diese ganze Zeit eigentlich

Digitized by Google

und hauptsächlich zum Dienste Gottes und zum Heil meiner Seele anzuwenden.

Ich kam in vier Jahren nicht aus dem Zimmer; es durfte niemand, auch kein Geistlicher, mit mir sprechen, viel weniger durfte ich in eine Kirche; der Kommandant mußte allemal dabei sein, wenn ich speiste; ich durfte mir keine Bücher, keinen Thee, Kaffee u. dergl. bringen, noch, als ich das Gliederweh wieder heftig bekam, meiner pflegen lassen.

Einmal war ich so sehr elend, daß der Kommandant selber sorgte, ich würde nicht allein in das Bett kommen und möchte gar das Licht nicht recht löschen können; er kam deshalb, als ich bereits zu Bett lag, nochmals mit einem Licht und seinem Hund. Dieses alte, sonst sehr mürrische Tier, welches noch nie seinem Herrn oder mir einige Liebkosung gemacht hatte, kam zu mir vor das Bett und bezeigte sich so freundlich gegen mich, daß es mich auf das innerste rührte und ich dem Kommandanten sagte, es gehe mir wie dem Lazarus: weil sich die Menschen nicht über mich erbarmen wollten, so bezeige mir doch dieses Tier sein Mitleid, so gut es könne!

Ueber meine Kost hatte ich in der ersten Zeit nicht zu klagen. Der Kommandant, in der Meinung, daß ich es bezahlen müßte, schlug mir anfangs selbst mittags vier, abends drei Schüsseln und jedesmal eine Flasche Wein vor; ich sagte aber, wie ich gewohnt wäre, zu Haus zu leben; weil nun der Herzog mich nicht auf die Mastung nach Hohentwiel gethan hätte, so wollte ich auch bei meiner alten Lebensart verbleiben. Und von da an war das Essen (obwohl der Wirt ein gutes Kostgeld bekam) so schlecht und so unreinlich gekocht, daß, als ich z. B. einst schon ein gut Stück von einem Eingeweide gegessen hatte, ich erst beobachtete, daß der Mist vom Tier noch daran war, und das Fleisch war meist noch blutig; der darauf gefolgte Wirt aber schickte mir nur vor Hungersterben zu essen*).

Als ich einst meinen Wein einschenkte, gärte er stark. Bei

*) Der Verpflegungsaufwand betrug — laut der im Archiv aufbewahrten herzoglichen Dekretur — in sechs Monaten 172 Gulden = 295 Mark).

Digitized by Google

den Umſtänden meiner Gefangenſchaft war es kein Wunder, daß ich bedenklich darüber wurde. Der Kommandant merkte es und ſagte mit einer ernſthaften Miene: Es ſcheint, Sie haben keine Luſt, zu trinken! Weil Sie immer über ſtarkes Kopfweh klagen, ſo habe ich etwas hineingethan, daß Ihnen der Kopf nicht mehr weh thun wird. Dieſe unbeſonnene Rede machte mich noch mehr beſtürzt; ich dachte aber: „So ſie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden“ (Ev. Marci 16, 18), trank meinen Wein aus und erfuhr erſt nach einiger Zeit, daß das Faß, daraus mein Wein kam, ſoweit es leer geweſen, mit friſchem Moſt von der Kelter weg aufgefüllt worden war und dieſes die Gärung verurſacht hatte, welches mir aber der unfreundliche Kommandant hätte ſagen können.

Eines Tages ſtand meine Waſſerflaſche gegen die Sonne; ich ſah, daß ſich etwas darin bewegte; als ich es nun näher unterſuchte, war es eine junge Otter, die ich leicht hätte mit hinunterſchlingen können, wenn es ſich bei dem Abendeſſen (da ich oft in der Dämmerung aß) zugetragen hätte.

Einſt beging der Kommandant die Unvorſichtigkeit, daß, als er mir friſchen Zunder, ein Licht anſtecken zu können, brachte, er ſolchen in einen Rapport einwickelte, darin der ganze Zuſtand der Feſtung enthalten war; ich ließ mich nichts davon gegen ihn merken, hatte aber meine Freude damit, daß ich, wenn er nicht mürriſch war, in mein Geſpräch bald dieſes, bald jenes von der Stärke der Garniſon auf der oberen und unteren Feſtung, von der Zahl und den Namen der Poſten u. ſ. w. einfließen ließ, darüber er in die größte Verwunderung und Verlegenheit kam, woher ich es zu wiſſen bekäme, weil niemand mich außer in ſeiner Gegenwart ſprechen konnte.

Als es anfing, kalt zu werden, bot der Kommandant (der bei mir ſein übriges Holz teurer als bei andern anbringen wollte) mir von freien Stücken an, ob ich mir nicht wollte einheizen laſſen. Sobald er aber hörte, daß ich auf herzogliche Koſten verpflegt werden ſollte, ſparte er an dem Holz dergeſtalt, daß ich bei kalter Witterung alle Fenſter mit Läden und Vorhängen bedecken, den ganzen Tag (außer wenn ich etwa um zu leſen ein wenig aufmachte) in der Finſternis ſitzen, auch mich mit allen

Digitized by Google

möglichen Kleidern bedecken und doch auf dieſem hohen Felſen in einem ſehr dicken ſteinernen Gebäude faſt das Mark in den Beinen erfrieren laſſen mußte. Es konnte und durfte auch niemand nachſchüren. Ich mochte vorſtellen, was ich wollte: ob ihm denn eine gewiſſe Quantität Holz vorgeſchrieben ſei? ich ſei ja noch imſtande, es allenfalls zu bezahlen u. ſ. w., ſo half alles nichts, ſondern der ganz in Pelz verhüllte und ſtark im Zimmer auf und ab laufende Kommandant blieb darauf: Es ſei warm genug!

Einſt geriet das im Vorzimmer zum Trocknen aufgeſetzte grüne Holz in Flammen und ich mußte zum Fenſter hinaus um Hilfe rufen, in Gefahr, zu verbrennen oder etliche Stock hoch hinabſpringen zu müſſen.

Dieſer Kommandant war gegen ſich ſelbſt und gegen alle Menſchen ein rauher Mann, der mir oft hart begegnete, ſo daß, wenn ich ihn notwendigerweiſe um etwas anſprechen mußte, ich zuweilen etliche Tage lang zuvor Gott bat, daß er dieſes Mannes hartes Herz erweichen möchte, ſich nicht übel gegen mich zu bezeigen. Aber hernach kam er zur Beſinnung und bat mich, nachdem er den Dienſt verlaſſen hatte, ſchriftlich um Verzeihung mit dem Anfügen, er habe es Gott ſchon oft abgebeten und traue auch meiner chriſtlichen Geſinnung zu, daß ich es ihm ebenfalls vergeben werde.

Als ich einige Wochen da war, ſchlug der Blitz in die obere enge Feſtung und zerſchmetterte ein Schilderhäuschen, das nur etliche Schritte von den Pulvermagazinen ſtand; und auch unter meinem Quartier lag Pulver.

Zuweilen hörte ich aus meinem Fenſter einige Soldaten von der Garniſon oder ihre aus dem Feld auf einen Beſuch nach Hohentwiel gekommenen Söhne miteinander von dem ſprechen, was damals im Krieg vorgegangen war; wenn ich nun meinte, der Kommandant ſei gut aufgelegt, erzählte ich ihm aus Spaß, was das Neueſte vom Kriegsſchauplatz ſei; wenn er darauf böſe werden wollte, entgegnete ich ihm, er habe mir nur geſagt, er ſolle verhüten, daß ich mit niemand ſpreche, und dieſes hielte ich; wenn er mir nun auch eine Ordre vorweiſen könne, daß ich nimmer hören ſolle, ſo wolle ich auch parieren. Endlich gab er den Befehl, daß in dem ganzen Bezirk um mein Quartier herum nichts laut geſprochen werden ſollte.

Digitized by Google

Allein die Leute auf der Festung hatten alle großes Mitleid mit mir, bekümmerten sich um alle Befehle nichts, wollten oft, wenn ich zum Fenster hinausschaute, ohne meine Veranlassung von diesem und jenem mir Nachricht geben oder mich über etwas befragen. Ich nahm es aber nie an, sondern legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß es mir verboten sei, zu reden, und ging vom Fenster hinweg.

Als der oben erwähnte Kommandant (Oberst Kommerstätt) durch den General Roman ersetzt wurde und dieser das erste Mal zu mir kam, sagte er: Ich sehe, daß die Fenster nicht vergittert sind, ich muß dem Herzog berichten, daß ich auf diese Weise für Ihre Person nicht verantwortlich sein kann, und wenn der Herzog mir befehlen will, ich solle Ihnen einen eisernen Ring an einer langen Kette um den Leib legen, die Kette durch die Wand gehen und draußen ein Schloß daran legen lassen, so muß ich gehorchen. Das war ein tröstliches Kompliment für mich. — Indes brauchte man nicht zu besorgen, daß ich durchgehen möchte; denn ob mir gleich die Stelle wohl bekannt war, wo sich zu meiner Zeit einige Gefangene über den Felsen hinab gerettet haben, so fiel mir doch nicht ein, davon zu profitieren; man hätte alles vor mir offen stehen lassen dürfen, ich wäre doch nicht gegangen; vielmehr sagte ich allezeit, wer mich habe heißen heraufbringen, müsse mich auch heißen hinabbringen.

Im fünften Jahre erhielt ich endlich die Erlaubnis, mit dem Kommandanten oder sonst einem Offizier auf der oberen Festung zuweilen herumgehen zu dürfen, doch ohne mit jemanden zu sprechen. Als ich das erste Mal also herumgehen durfte, waren meine Nerven so erstarrt, daß ich fast nicht die Treppe hinabgehen konnte.

Mir wurden weder Papier, noch Tinte, noch Feder, noch Bleistift zugelassen und an Büchern hatte ich nur die Bibel und die Steinhoferschen Evangelienpredigten, wozu späterhin noch ein Gesangbuch kam. Ich hatte mir gleich anfangs vorgenommen, meine Zeit hauptsächlich zum Heil meiner Seele anzuwenden; ich teilte also meine Zeit so ein, daß ich sie abwechselungsweise mit Beten, Lesen des Alten Testaments, besonders der Psalmen, sodann des Neuen Testaments und der Lieder zubrachte.

Digitized by Google

In der Zwischenzeit hätte ich gern geistliche Lieder gedichtet, aber wie sollte ich es machen (sie aufzuschreiben)? Als ich einige Arzneien in buntes Papier eingepackt bekam, stach ich mit einer Stecknadel, nach Art der Spitzenmuster, mit lauter Punkten einige Verse, aber es war zu mühsam und reichte nicht weit.

Meine Frau schickte mir eine kleine Schreibtafel mit dem Bemerken, der Apostel Paulus habe verlangt, Timotheus solle ihm ein gewisses Pergament mitbringen; sie schicke mir auch eines, um ein und andern guten Gedanken darein aufzeichnen zu können. Nun bekam ich von dem Kommandanten zwar die Schreibtafel, aber ohne den Stift, womit ich schreiben sollte. Was war zu thun? Ich hatte silberne Schuhschnallen; mit der Spitze davon konnte ich auf die Pergamentblätter schreiben und ebenso mit dem Stiel meines silbernen Löffels; ich that es also. Jedoch die Schreibtafel war klein und es ging wenig hinein. Ich bat den Herzog, daß ich die von mir gedichteten Lieder auf pergamentene Blätter oder eine Schiefertafel schreiben und selbige sodann dem Kommandanten zustellen dürfte, um sie abschreiben zu lassen; ich erhielt aber keine Antwort.

Ich fand darauf, daß ich mit der Spitze meiner Lichtschere in die weiße Wand kratzen konnte: da war viel gewonnen! Anfangs kam es grob und groß heraus; ich lernte es aber hernach viel kleiner und feiner. Nun überschrieb ich die ganze weiße Wand in meiner Stube und Kammer, so weit ich reichen konnte. Allein nun stand es zwar an der Wand; aber wie sollte ich es machen, daß ich es bei meiner Befreiung auch wieder mitnehmen könnte? Mein Predigtbuch war auf Schreibpapier gedruckt; wenn ich nun etwas unter ein Blatt legte, ging es an, daß ich mit besagter Spitze so darauf kratzen konnte, daß, wer ein gutes Gesicht in der Nähe hat, es wohl lesen mochte. Das war eine Freude! Aber sie wurde mir gestört, denn 1) nutzte sich die Spitze so ab, daß ich das damit Gekratzte selber nicht mehr lesen konnte, und 2) wurden die weißen Stellen meines Buches gar bald voll, zumal da ich nur die eine Seite brauchen konnte, weil das Gekratzte die andere Seite mit einnahm und durchschlug. Ich künstelte aber so lange, bis ich erfand, wie ich die Lichtschere auf meinem Feuerstahl, so oft es nötig war, spitzen konnte. Ich hatte auch eine Schere,

Digitized by Google

aber die Spitzen waren zu scharf, so daß ich nicht damit schreiben konnte; als ich aber doch anhielt, verlor sich die allzu große Schärfe, daß ich sie auch zum Schreiben oder Kratzen gebrauchen konnte. — Da ich die hallische Bibel hatte, versuchte ich es, auch auf die wenigen weißen Stellen derselben zu kratzen; weil das Papier aber sehr dünn ist, wollte es lange nicht angehen; endlich gewann ich ihm doch den Vorteil ab; es gehört aber ein sehr scharfes Auge dazu, es lesen zu können.

Meine liebe Frau durfte nach mehreren Monaten endlich an mich schreiben und später erhielten meine Kinder gleichfalls die Erlaubnis, und so sehr es mich freute, wenn ich einen Brief bekam, so lieb war es mir, wenn auch viele leere Stellen darin waren; wiewohl, sobald etwas gegen ein Oktavblatt betrug, es von dem Kommandanten (der ohnehin von meinem Geheimnis nichts wußte) weggeschnitten wurde, ehe ich den Brief erhielt, damit ich kein unbeschriebenes Papier bekäme. Weil aber bei diesen Umständen auch dieses Papier nicht viel betrug, so kratzte ich womöglich zwischen jede geschriebene Linie noch eine neue weiße hinein. Wenn mir altes gedrucktes Papier zum Gebrauch gegeben wurde, schnitt ich alle weiße Stellen, die nur einen Finger breit waren, sorgfältig ab; ja, wenn ich etwas erhielt, das in graue geleimte Makulatur eingepackt war, machte ich mir auch dieses zu nutze. — Aber nun schrieb ich so viel, daß auch meine Schere stumpf wurde. Ich schärfte die Schere und die Lichtschere auf dem Ofen; allein darauf kratzten sie so arg, daß alles Papier durchriß und nichts zu lesen war. Jedoch „Lust und Lieb zu einem Ding ꝛc.“ Ich hatte (unerachtet meiner Gliederschmerzen) lauter eichene Stühle in meinem Zimmer, ich versuchte, meine Instrumente darauf zu polieren, und es glückte, ich konnte wieder damit kratzen, das ist, nach meiner Art, weiß auf weiß schreiben. Auf solche Weise spitzte, schärfte und polierte ich diese meine eisernen und stählernen Federn nachmals sehr oft und bewahre sie nun meinen Nachkommen zum Angedenken als Familienstücke auf*). So waren meine Instrumente beschaffen.

*) Noch heute befindet sich jene Lichtschere im Besitz des Herrn Hofrat Römer in Stuttgart.

Digitized by Google

Ich schrieb nun an die Wand gekratzte Lieder auf bereits erzählte Weise wieder ab und dichtete noch mehrere, so daß derselben endlich über tausend wurden*). Ich ließ es aber nicht bei Liedern allein bewenden, sondern machte mich auch an andere theologische Sachen und arbeitete sie bald weiläufiger, bald kürzer aus. Ich machte mich ferner in meinen dazu ausgesetzten Nebenstunden auch an vierunddreißig andere Materien, bei denen ich mich jedoch in betreff der Thatsachen, weil es mir an Büchern mangelte, bloß auf das mir von Gott verliehene gute Gedächtnis verlassen mußte; davon wurden später gedruckt die „Grundsätze des Besteuerungsrechts der deutschen Reichsstände“. Absonderlich gingen mir zweierlei Entwürfe stark im Gemüte um, davon der eine dieser war: „Gedanken von Anlegung eines Landes-Nahrungs-Kollegii in einer jeden beträchtlichen Provinz des Deutschen Reichs“; sie sind ganz ausgearbeitet, aber von dem Gekratzten noch nicht abgeschrieben. Der zweite Gedanke bestand in einem Entwurf eines europäischen Staatshandbuchs, enthaltend einen kurzen Begriff aller wichtigen und bekannten alten und neuen Staatsgeschäfte zwischen allen europäischen Mächten, besonders in dem vorigen und jetzigen Jahrhundert.

Endlich, um zu zeigen, daß ich bei meinem Arrest und obwohl ich die meiste Zeit mit theologischen Betrachtungen zubrachte, dennoch nichts von der Lebhaftigkeit meines Geistes zugesetzt habe, verfertigte ich auch noch „Muntere Stunden eines alten Mannes während eines engen Festungsarrestes“.

Diese „Munteren Stunden“ enthalten keine beißenden Satiren, noch Schnaken, oder etwas einem Christen oder ernsthaften Mann Unanständiges, sondern nur einen gemäßigten Witz, unvermutete Gedanken und Wendungen und sittliche Charaktere gewisser Gattungen von Personen, die ich genau habe kennen lernen; der letzteren Art will ich hier die letzte Fabel zur Probe beifügen.

Der unglückliche patriotische Fuhrmann**).

In dem Fürstentum Gutland war in einer Landstadt ein wohlhabender Bürger Namens Kurzgesicht, der mit eigenen Pferden

*) Sie erschienen später im Druck, siehe den Anhang Ziffer XX, 2—8.

**) In dieser Parabel geißelt Moser zumeist wohl seine Kollegen in

Digitized by Google

und Wagen einen starken Weinhandel in andere Länder trieb und dabei ein in seiner Art so verständiger und wohlgesinnter Mann war, daß er mit in den Rat seiner Stadt gezogen wurde. Er war aber ein abgesagter Feind von allem, was den Namen oder auch nur den Schein hatte, daß es etwas Neues sei; worin er auch von dem Bürgermeister seines Orts, mit dem er in genauer Bekanntschaft stand und welcher mehrmals auf Landtagen gewesen war, noch mehr bestärkt wurde. Allein eben dieses gab endlich Gelegenheit, daß er eines erbärmlichen Todes sterben mußte. Es ist nämlich unsern der Hauptstadt dieses Fürstentums ein sehr hoher Berg, über welchen die allgemeine Reichs-, Heer- und Landstraße von alters her durch einen krummen, sehr tiefen und für Menschen und Vieh höchst beschwerlichen Weg ging, worüber sehr oft an Vieh und Wagen, wie auch den aufgeladenen Waren großer Schaden entstand, ja zuweilen Menschen und Vieh dabei verunglückten. Es wurde daher ein ganz neuer Weg nach Art der neuen Chausseen angelegt. Anfangs murrten diejenigen darüber, welche entweder mit in eigener Person an diesem Weg arbeiten oder doch an den dazu erforderlichen Kosten etwas beitragen mußten. Als aber der Weg in völligem und brauchbarem Stande war, dankte es jedermann dem, der einen so guten Einfall gehabt hatte, und kein Mensch bediente sich mehr des alten Weges, daher er vollends in kurzem ganz unbrauchbar wurde.

Besagter Weinhändler Kurzgesicht kam mit etlichen schwer beladenen Wagen voll Wein, neben welchen er herritt, auch dahin und hieß seine Knechte in den alten Weg hineinfahren, welche ihm auch, aller Vorstellungen unerachtet, gehorchen mußten. Die Leute, welche in der Gegend waren, sagten ihm, gleich daneben sei ein neuer, sehr bequemer Weg angelegt, der alte hingegen nicht mehr zu gebrauchen. Er sagte, er wisse es wohl, er wolle aber mit dieser Neuerung nichts zu thun haben, sondern den Weg fahren, den er, seine Eltern und Voreltern von vielen hundert Jahren her allezeit gebraucht hätten. Die Leute dachten, er sei im Kopf verwirrt, blieben stehen und wollten sehen, was denn

---

der „Landschaft", welche mit unverbesserlichem Eigensinn jeder zeitgemäßen Neuerung und nützlichem Fortschritt sich entgegenstemmten.

dieſe Fahrt für ein Ende nehmen würde. Er ſtieg vom Pferde ab und nahm die Peitſche ſelbſt in die Hand. Der Wagen konnte nicht fort; die Pferde fielen einmal über das andere hin und eines brach gar ein Bein. Er blieb aber doch dabei, er wolle den alten Weg hinauf; es werde ſchon noch gehen. Endlich brach ein Rad, der Wagen fiel auf ihn hin und zerquetſchte ihn, daß er augenblicklich des Todes war, nachdem er noch dieſe Worte herausgebracht hatte: Er ſterbe doch als ein Patriot, der nicht in dieſe Neuerung eingewilligt habe.

Die Zuſchauer, welche ihn gekannt hatten, bedauerten ihn, daß er ſeine patriotiſche Geſinnung nicht am rechten Ort angebracht habe; die übrigen hielten ihn für einen Narren; ſeine Knechte, Frau und Kinder aber bejammerten ſeinen Eigenſinn und den dadurch ihm ſelbſt und ihnen zugezogenen Verdruß, Mühe und Schaden und beweinten ſeinen patriotiſchen Unverſtand.

Lehre: Es iſt nichts unvernünftiger und einem Staat ſchädlicher als alles Neue nur darum, weil es neu iſt, ungeprüft verwerfen, oder auch, wenn es gleich ſichtbarlich und handgreiflich gut iſt, nur darum nicht gebrauchen wollen, weil es etwas Neues iſt. Und es iſt zu bedauern, daß öfter auch ſonſt kluge und wohldenkende Leute zu ihrem ſelbſteigenen und des gemeinen Weſens Schaden ſich durch dieſes Vorurteil ebenfalls blenden und mit hinreißen laſſen.

Eine nicht minder ſcharfe Satire enthält ein zweites Stück der „Munteren Stunden". Dasſelbe iſt, von Moſers Hand geſchrieben, noch heute in den Familienpapieren aufbewahrt.

Politiſcher Streit zwiſchen einem lateiniſchen Schulmeiſter und ſeinen Schülern.

Ich ging einſt ſpazieren und ſtand eine Weile vor der lateiniſchen Schule ſtille, da ich denn eben recht kam, folgenden Diskurs mit anzuhören:

Präceptor: Pueri! scribite phrases*).

*) D. h. Knaben! ſchreibt folgende Redensarten.

Digitized by Google

Schüler: Wir sind bereit.

Präceptor: Mundus vult decipi, das ist: „Große Herren wollen treu bedient sein."

Schüler: Ei! Herr Präceptor! das heißt ja auf deutsch: „Die Welt will, daß sie betrogen werde." Nach dem Lexikon heißt mundus „die Welt", vult „sie will", decipi „betrogen werden".

Präceptor: Esel! du und der, so dein Lexikon gemacht, verstehen nur Küchenlatein; von mir aber könnt ihr das Hoflatein lernen. Mundus heißt freilich „die Welt". Aber a potiore fit denominatio*). Nun, wer sind die potiores**)? Sind es nicht die Großen? Vult heißt nach der Grammatik „will"; aber von großen Herren spricht man nicht im Singulari, sondern im Plurali: „sie wollen"; wie auch ein einzelner Großer in seinen Befehlen doch schreibt: „wir wollen". Decipi heißt zwar „betrogen werden", aber nur, wenn von gemeinen Leuten oder andern schlechten Kreaturen die Rede ist, wie man z. B. sagt: Fistula dulce canit, volucrem dum decipit anceps***). Aber gegen große Herren und von großen Herren darf man sich auch in Worten nicht in dem Respekt verlieren. Das merkt euch wohl!

Und damit ihr es desto besser behaltet und euch gleich von Jugend auf daran gewöhnt, jedermann nach Standesgebühr zu zu begegnen, so will ich es mit einem Exempel erläutern. König Friedrich IV. von Dänemark trat einst in Holstein bei einem Landedelmann auf seinem Gut ab. Es war just selbiges Jahr in dem Hirn des Edelmanns ein Mißwachs an Gedanken, daher er den König nicht im Gespräch unterhalten konnte. Der König unterhielt also ihn. Und weil im Holsteinischen die Viehzucht stark im Schwange geht, so fragte der König (welcher einmal mochte gehört haben: Naviga de ventis, de tauris narrat arator†), wieviel der Edelmann Vieh habe? Der Edelmann erzählte es

*) D. h. nach dem Vorzüglichsten geschieht die Benennung.

**) Die Vorzüglichsten.

***) Angenehm tönt die Rohrpfeife, indes den Vogel die Falle berückt.

†) Der Schiffer erzählt von Stürmen, von Ochsen der Landmann.

nacheinander; als er aber an die Ochsen kam, stutzte er, und weil er wohl begriff, daß es wider den Respekt lauten würde, wenn er gegen einen König das Wort Ochsen gebrauchen wollte, so sprach er nach kurzem Besinnen: Und so viel gekrönte Häupter! Der König wurde durch diesen sinnreichen Einfall sehr charmiert und versicherte den Edelmann: Wenn er einmal Ochsen in seinem Dienst brauche, wolle er auf ihn vorzüglichen Bedacht nehmen. Nun, ebenso wäre es auch wider den Respekt, wenn man von großen Herren sagen wollte: Sie wollen betrogen sein. Man beleidigte sie ja dadurch und gäbe ihnen die Schuld, sie hätten entweder nicht viel Verstand oder sie bedienten sich wenigstens desselbigen nicht; es wäre auch wider die jetzige gesittete Lebensart, so wie die alten plumpen Deutschen von Betrug zu sprechen. Und was das meiste ist, so sind ja diejenigen, so am meisten mit dem decipere umgehen, entweder die größten Minister oder doch die größten Lieblinge. Wenn man nun decipere durch „betrügen" übersetzen wollte, würde man davon unauslöschlichen und fürchterlichen Haß auf sich und seine ganze Familie laden. Man muß also verba in factum temperieren*) die Pillen, die sonst zu beschwerlich zu verschlingen wären, vergolden und zeigen, daß man kein Schulfuchs sei, sondern wohl zu leben wisse. Da schickt sich denn für die Uebersetzung des Wortes decipi nichts besser als: „Treu bedient sein oder werden."

Schüler: Ich bedanke mich für den getreuen und heilsamen Unterricht und werde mich befleißigen, den Herrn Präceptor auf eben diese Weise getreu zu bedienen, um zu zeigen, daß ich nicht ungelehrig sei.

Präceptor: Narr! so ist es nicht gemeint, ich bin kein großer Herr; mit mir sollst du ehrlich und aufrichtig umgehen. Schreibe weiter: An nescis, longas regibus esse manus, das ist: „Große Herren greifen gern überall zu."

Schüler: Ei, das heißt ja sonst: „Weißt du nicht, daß Könige lange Hände haben?"

Präceptor: Halt das Maul! Dieses Wort hat zweierlei Verstand. Einmal: große Herren (denn dieses und „Könige" ist

*) Die Worte nach den thatsächlichen Verhältnissen mildern.

Digitized by Google

in politischem Betracht einerlei) haben lange Hände, womit sie einen, der sie beleidigt, überall ertappen können; davon ist aber hier die Rede nicht, weil ich und du sie nicht zu beleidigen begehren, und sie keine Ehre davon hätten, wenn sie sich an einem alten Schulmann reiben wollten. Es kann aber auch so heißen, wie ich gesagt habe. Denn wer lange Arme, Hände und Finger hat, der kann ja weiter greifen als andere; und wer thut es nicht, wenn er kann? Wenn es gemeine Leute thun, so heißt es, sie maßen sich eines fremden Gutes an, und wenn sie es grob machen, so heißt man es stehlen. Dieses ist aber nur ein Laster der gemeinen Leute, welches freilich unter ihnen so gemein ist, daß auch jenes Weib, als sie Diebstahls wegen bestraft werden wollte, voll Verwunderung sagte: Herr Amtmann! Sie wollen mich um Diebstahls willen strafen? Wer stiehlt denn nicht? Als ich selbst einmal*) über Land fuhr und eine Chaise mit französischen Offizieren vor uns war, die hinten ein Paar Stiefel aufgepackt hatten, sagte mein Postillon, er wollte sie ihnen abschneiden. Ich fragte ihn: was für Religion er wäre? Er sagte: Lutherisch. Ich fragte weiter: ob er das siebente Gebot nicht wüßte? „Du sollst nicht stehlen." Er lachte, so viel er konnte, und sprach: O, das gilt schon lange nicht mehr! Nun, dieses sind niederträchtige Gemüter. Bei großen Herren trifft man wegen ihrer angeborenen Tugenden, davon man so viel in ihren eigenen Befehlen und Resolutionen, wie auch in den Zeitungen liest, nichts dergleichen an. Hätte es auch äußerlich eben diesen Schein (des Gegenteils), so verhält es sich doch im Grunde ganz anders, und sie greifen nur zu. Geschieht es bei den Unterthanen, so geht es aus dem Grund der Oberherrschaft, lateinisch: des dominii eminentis. Wo ich nun die Oberherrschaft habe, da darf ich auch zugreifen. Betrifft es aber Nachbarn oder Fremde, so kann es wieder verschiedene Gründe haben. Entweder kann man dem, bei welchem man zugreift, erweisen, er sei auf eben diese Weise zum Besitz wo nicht eben dieses, doch eines andern Landes, Gutes, Rechts u. s. w. gekommen; es werde also rechtlich (namentlich nach dem Vergeltungsrecht)

*) Dies erzählt Moser in seinem handschriftlichen Lebenslauf von sich selbst.

Digitized by Google

mit ihm verfahren; oder man läßt sich von Ihro päpstlichen Heiligkeit ein Recht fabrizieren, wie Spanien und Portugal auf Ost- und Westindien dergleichen erlangt haben, und man auf aller Ketzer Land und Leute, Hab und Gut leicht erhalten kann; oder es hat auch noch andere Gründe, die ich aber auch nicht sagen kann, weil ich die Kabinettsrechtsgelehrsamkeit nicht studiert habe.

Schüler: Diese Dinge sind mir zu hoch; der Herr Präceptor wird es besser verstehen, als ich.

Präceptor. Injusta bella sunt magna latrocinia, das ist: „Gerechte Beschwerden erfordern eine namhafte Genugthuung“.

Schüler: Ich meine doch, ich müsse ein Hirsch werden!*) Das heißt ja auf deutsch: „Ungerechte Kriege sind große Räubereien“.

Präceptor: Ochs! schreibe du, was ich dich heiße. Damit du aber doch von allem einen zureichenden Grund habest, so merke auf! Es gibt eine redneriſche Figur, da die Wirkung statt der Ursache gesetzt wird. Nun sind die Beschwerden die Ursachen eines Krieges, und der Krieg ist die Wirkung der Beschwerden; darum kann man bella wohl übersetzen: „Beschwerden“. Ferner ist eine schöne redneriſche Figur, die Ellipsis heißt, da etwas ausgelassen und nur im Sinn verstanden wird. Weil nun hier von großen Herren die Rede ist, so läßt man in dem Wort iniusta die erste Silbe in aus, so bleibt justa; iusta aber heißt ja „gerecht“. Die Worte sunt magna latrocinia heißen wohl, dem Buchstaben nach, oder, mit unsern gebietenden Herren Nachbarn, den Franzosen, zu reden, au pied de la lettre, so wie du gesagt hast. Aber der Herr Präsident von Montesquieu hat in einem abscheulich gelehrten Buch „De l'esprit des lois“ gezeigt, daß und wie man oft nicht sowohl auf die Worte, als vielmehr auf den Sinn, Zweck und Bewegursachen der Gesetze zu sehen habe, und die Herren Katholiken halten auch viel auf den spiritum ecclesiae, auf den Sinn der Kirche. So ist es auch hier. Große Herren fangen nie ungerechte Kriege an; deswegen geben sie ja allemal zu Anfang derselbigen ein Manifest heraus, damit alle ost- und westindischen Nationen (denn in Europa weiß man

*) Sprichwort, wenn etwas Unfaßliches oder Tolles vorfällt: „Da möchte einer ein Hirsch werden“.

Digitized by Google

vorhin ſchon, wie man die Sache anzuſehen habe) erkennen, daß ſie recht haben. Alſo laſſen ſich die Worte magna latrocinia nicht nach dem Buchſtaben überſetzen. Wer dieſes wagen wollte, käme dem Henker unter die Hand.

Schüler: Meinetwegen.

Präceptor: Virtus laudatur et alget, das iſt: „Große Herren belohnen treue Dienſte reichlich.“

Schüler: Da kann ich gar keine Aehnlichkeit finden. Das heißt ſonſt: „Man lobt die Tugend und läßt ſie doch frieren und Mangel leiden.“

Präceptor: Darum biſt du auch noch nicht ſo weit gekommen als ich*). Virtus hat vielerlei Verſtand (Sinn); z. B. virtuos heißt nach dem Lexikon einer, der tugendhaft iſt; bei Hof aber wird einer nicht Virtuos genannt, wenn er tugendhaft iſt, ſondern wenn er ſchön ſingen, geigen, flöten u. dergl. kann. Nun, ſo kann ich virtus auch wohl überſetzen: „große Herren“; denn ich habe dir vorhin geſagt, daß man von ihren (noch dazu ihnen bereits angeborenen) Tugenden, z. B. der Menſchenliebe, Großmut, Gnade, Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Weisheit u. ſ. w., vieles in ihren eigenen Befehlen u. dergl. ſogar gedruckt leſen kann; nichts von dem zu gedenken, was die bei ihrem Leben und nach ihrem Tode auf ſie gehaltenen Lobreden davon enthalten. Wenn ich mir alſo alle Tugenden beiſammen und konzentriert vorſtellen will, ſo muß ich mir in meinem Gemüt einen großen Herrn einbilden. Laudatur heißt zwar „gelobt“; weil aber ehrgeizige Perſonen das Lob für die größte Belohnung halten, ſo iſt hier wieder eine rhetoriſche Figur angebracht, da man speciem pro genere ſetzt (eine gewiſſe Gattung ſtatt eines allgemeinen Namens), z. B. „Roſe“ anſtatt „Blume“. Wie ſich aber das alget**) und „reichliche Belohnung treuer Dienſte“ zuſammenſchicken, darüber ſinne ſelber nach und zerbrich dir den Kopf auch ein wenig darüber, damit du dich gewöhnſt, witzig zu denken. Ich will dir dazu bis morgen Zeit laſſen.

---

*) Man denke an Moſers Erlebniſſe, um die volle Ironie zu würdigen.

**) D. h. friert.

Digitized by Google

Schüler: Ich will es thun; dermalen aber reimt es sich bei mir wie Faust und Aug.

Präceptor: Aliquid iuris, aliquid facti: „Wer das beste Recht hat, dringt am besten durch.“

Schüler: Erlauben Sie, Herr Präceptor! heißt das nicht: „Ein wenig Recht und ein wenig Gewalt“?

Präceptor: Tölpel! das muß ich besser wissen als du. Aliquid heißt freilich „ein wenig“, aber es gibt eine rhetorische Figur oder zierliche Redensart, da man entweder das Ganze für einen Teil oder einen Teil für das Ganze nimmt. Auf jene Art nun kann ich das aliquid juris wohl übersetzen: „Wer ganz recht hat,“ oder welches einerlei ist: „Wer das beste Recht hat.“ Facti läßet sich ebenfalls wohl übersetzen: „durchdringen“; denn durchdringen ist ja res facti*) und das Gegenteil vom jure**). Wenn ich nun auch hier das aliquid***) wie vorhin übersetze: „das beste“, so kommt ja aus aliquid facti heraus: „Der dringt am besten durch.“

Schüler: Meinetwegen! In der umgekehrten Welt heißt es auch so.

Präceptor: Schreibe weiter: Principibus †) obsta; sero medicina paratur, das ist: „Durch Nachgeben kann man viel Gutes stiften.“

Schüler: Ei! Herr Präceptor! es ist ein doppelter Fehler darin. Erstlich heißt es nicht principibus, sondern principiis††); sodann heißt es auf deutsch: „Man muß einer Krankheit im Anfang vorbeugen, sonst kommt man mit der Arznei zu spät.“

Präceptor: Schau doch, das Ei will abermals klüger sein als die Henne. ...

Hier wurde ich abgerufen, weiß also nicht, wie dieser Streit abgelaufen ist.

---

*) Etwas Thatsächliches.
**) Vom Recht.
***) Etwas, ein wenig.
†) D. h. den Fürsten.
††) D. h. den Anfängen.

Digitized by Google

Ein anderes Stück dieser „Munteren Stunden“ gibt eine Satire auf die zahllosen Hindernisse, welche Vorurteil, Selbstsucht, Trägheit und Dummheit den gemeinnützigen Vorschlägen und dem öffentlichen Wirken Mosers, namentlich inmitten des württembergischen ständischen Ausschusses (der „Landschaft“) und an Höfen, entgegenstellte. Was er hier schildert, hat er allermeist selbst erleben müssen. Dieses Spiegelbild seiner Zeit gehört daher wesentlich zu seiner Lebensbeschreibung. Von seiner Hohentwieler Warte überblickt er heiteren Sinnes die Verkehrtheiten und Intriguen, welche ihn, zumal in seinem eigenen Vaterland, verfolgt hatten.

Auszug einer Reisebeschreibung in das Land der Altgebräuchler.

Die Begierde, allerlei Arten von Menschen kennen zu lernen, brachte mich in die äußersten nordöstlichen Gegenden von Sibirien. Ich traf allda ein hohes Gebirge an und vernahm, daß jenseits desselben ein großes Land wäre, dessen Einwohner sich die Altgebräuchler nannten. Ich bekam Lust, auch diese Nation mit christlichen und vernünftigen Augen zu betrachten; ließ mich also die Mühe nicht verdrießen, überstieg das Gebirge, kam glücklich in dem Land an und hielt mich darin so lange auf, daß ich mich imstande befinde, einen zuverlässigen Bericht von dessen Einwohnern zu erteilen.

Es ist ein großes Land. Man trifft auch darin Leute von allen Nationen, Religionen, Sprachen und Sitten an, die in der ganzen Welt gefunden werden. Sie haben ein einziges kurzes Landgrundgesetz, dessen Folgen sich aber durch alle ihre Handlungen erstrecken und welches von allen, die das Bürgerrecht im Land erhalten wollen, mit einem leiblichen Eid beschworen werden muß, nämlich: 1) Da es eine ausgemachte und keinem Zweifel unterworfene Wahrheit ist, daß die Alten auch keine Narren gewesen sind und daß das Ei nicht klüger sein kann als die Henne, so soll auch das Altertum in solchen Ehren gehalten werden, daß sich niemand unterstehen soll, anders zu denken oder zu handeln, als es von alters hergebracht ist, wenngleich das Neue offenbar besser, vernünftiger, bequemer, brauchbarer oder auf andere Weise nützlicher und rat-

Digitized by Google

samer wäre. 2) Weil aber auch die Alten oft sehr verschiedener Meinung gewesen sind und oft einige eine Sache für gut, andere hingegen sie für bös angesehen haben, und so auch, wie nicht zu leugnen ist, die Alten nach und nach Millionen neuer Sachen angenommen haben, es aber nicht wohl ein anderes Mittel gibt, aus der Sache zu kommen und Friede und Ruhe im Land zu erhalten, so solle einem jeden erlaubt sein, dasjenige für wahr und gut zu halten, was seine eigenen Eltern und Großeltern für wahr und gut gehalten haben. Hingegen solle er sich nicht unterstehen, sich seiner eigenen oder anderer Vernunft, Einsicht und Erfahrung zum Nachteil dieses alten Herkommens zu bedienen, sondern es schlechterdings dabei bewenden lassen. 3) Wer sich aber dennoch unterfangen würde, hierwider zu handeln, der soll als ein Meineidiger, Landesverräter, Bastard und unwürdiges Mitglied dieses Staats, nach Beschaffenheit der Umstände, des Landes auf ewig verwiesen oder sonst an Hab und Gut, Ehre, Leib und Leben, ohne alle Hoffnung auf Begnadigung, auf das allerschärfste abgestraft werden.

Außer diesen Hauptgrundsätzen aber sind auch die Altgebräuchler unter sich so verschiedener und einander widersprechender Meinungen und Sitten wie alle andern Menschen in der ganzen Welt, und jeder hält sich entweder zu denen, die auch also denken und handeln wie er, oder er bleibt für sich allein.

Das Wichtigste, was ich auf der ganzen Reise beobachtet habe, besteht in folgendem:

Als ich von der Stadt Meinungskram nach dem Schloß Wahrheitsburg fuhr, traf ich auf dem Schiff allerlei Religionsgenossen an, welche auch wie anderwärts, sonderlich bei einem Glas Wein oder Bier, gern in einen Diskurs und Streit von Religionssachen gerieten.

Ein Katholik fing an, einen Lutheraner und einen Reformierten aufzuziehen; er sei ein echter Altgebräuchler, sie hingegen nicht. Diese nahmen es als einen Schimpf auf und wollten behaupten, die katholische Kirche sei weder so alt, noch die evangelische so neu, als die Katholiken vorgäben. Nachdem sie lange hierüber gestritten und alle ihre Kunst aneinander bewiesen hatten, fing ein Jude an zu reden und sagte: Der Katholik, der Lutheraner

Digitized by Google

und der Reformierte seien einer so wenig als der andere rechte Altgebräuchler, wohl aber sie, die Juden.

Ein andermal hörte ich einen katholischen großen Geistlichen sehr gegen den neuen Glauben eifern. Ich hatte ihn aber kennen lernen, daß er ein Mann sei, der von dem alten Glauben auch nicht viel halte. Als wir allein waren, hielt ich es ihm vor. Er lachte und sagte, ich wüßte ja ihr Landgrundgesetz; im Herzen pflichte er mehr der evangelischen Religion bei; wenn er es aber sich merken ließe oder sich gar öffentlich dazu bekennen wollte, würde er seiner Stelle verlustig; mithin sah ich wohl, daß er nur um seines Interesses und Nutzens willen ein Altgebräuchler sei.

Ich traf ferner einen eifrigen lutherischen Prediger an, der sich sein Amt recht angelegen sein ließ; allein der öffentliche Unterricht wollte nicht hinreichen. Ich riet ihm, Privaterbauungsstunden in seinem Hause zu halten, da er mit seinen Zuhörern und sie mit ihm genauer bekannt werden, und er das Wort, nach Beschaffenheit des verschiedenen Seelenzustandes, besser applizieren könnte. Er erschrak darüber und sagte, er möge mit dieser Neuerung nichts zu thun haben, indem er gehört, daß in dergleichen Versammlungen oft Unordnung getrieben oder den Leuten Zettel zu essen gegeben worden seien u. dergl. Ich mochte ihm dagegen vorstellen, was ich wollte, daß vieles erdichtet und er ja Meister sei, dem Mißbrauch zu steuern oder es nach Gefallen wieder aufzuheben u. s. w., so blieb er doch bei seiner unzeitigen Furcht und daß es ihm bei den Altgebräuchlern unverantwortlich fallen würde.

In dem Bezirk Obenhin waren die Kinder überaus schlecht in dem Christentum unterrichtet und wurden ganz unvorbereitet zu dem heiligen Abendmahl zugelassen. Ich sprach davon, man sollte die in vielen andern Bezirken des Altgebräuchlerlandes übliche Konfirmation einführen, da dergleichen Kinder miteinander unterrichtet und erst alsdann, wenn sie ihres Glaubens hinlängliche Rechenschaft geben könnten, zum heiligen Abendmahl gelassen, auch zuvor öffentlich, zu vieler Erbauung bei Jungen und Alten, dazu eingesegnet würden. Man wollte aber nichts davon hören; denn wenn es etwas Gutes wäre, würden es ihre

Digitized by Google

Eltern und Voreltern auch nicht unterlassen haben, und weil es viele Aehnlichkeit mit dem katholischen Sakrament der Firmung habe, so möchte es eine Gelegenheit geben, nach und nach gar das Papsttum wieder lieb zu gewinnen oder einzuführen. Andere Altgebräuchler möchten thun, was sie wollten; sie blieben bei ihren Gebräuchen.

Ich traf ferner ein Häuflein redlicher Seelen an, die aber (wie jene in der Apostelgeschichte 19, 2 nichts vom heiligen Geist) nichts von der Versicherung der Vergebung der Sünden in dem Gewissen wußten. Sie konnten nicht leugnen, daß mein Vortrag der heiligen Schrift gemäß sei, sorgten aber, ich möchte ein heimlicher Herrnhuter sein, weil sie von ihrem Pfarrer und ihren Eltern nie etwas davon gehört hätten; entschuldigten sich also, weil es eine Neuerung und diese Lehre bei den Altgebräuchlern nicht hergebracht sei.

Und so könnte ich noch vieles andere von Religionssachen melden; ich muß aber weitergehen.

Ich wurde mit dem König von Behutsamberg bekannt. Dieser war ein sehr verständiger und wohlgesinnter Herr. Er beklagte sich gegen mich über diese und jene Gebrechen in der Staatsverfassung seines Reichs; setzte aber hinzu, seine Unterthanen seien Altgebräuchler und behandelten alles nach dem Herkommen; er sei deshalb nicht so frei, diese Unordnungen anzugreifen. Solange er sie dulde und nur zu verhüten suche, daß sie nicht noch größer oder schädlicher werden, sei er von seinen Reichsständen geliebt und geehrt, und sie thun ihm manches zu Gefallen; wollte er aber etwas Neues einführen, wenn es auch zum größten Besten des Landes gereichte, wäre er weder seines Throns noch Lebens sicher; was er also nicht ändern könne, müsse er geschehen lassen.

In Seltsamland bestand die Landesversammlung aus 500 Personen, darunter manche verständige, aber noch mehrere tolle, eigensinnige, schwache und interessierte Leute waren, und dennoch konnte und durfte nichts beschlossen werden, sie seien denn alle miteinander (auch nicht einen einzigen ausgenommen) einerlei Meinung. Nun kamen sie zwar öfters zusammen, hatten aber seit Menschengedenken niemals etwas zum Beschluß gebracht, wenn

Digitized by Google

auch 499 einerlei Meinung waren. Ein rechtschaffener Patriot that einstens den Vorschlag, sie wollten, wie es sonst überall bei der ganzen vernünftigen Welt üblich sei, Stimmenmehrheit gelten lassen oder doch eine Mehrheit von $^2/_3$ oder $^3/_4$. Alsbald sah man nichts anderes als entblößte Säbel, und ein fürchterliches Geschrei brach los: man solle ihn als einen Landesverräter niederhauen. Zu der Zeit, als ich abreiste, standen sie in der augenscheinlichsten Gefahr, ein Raub ihrer Nachbarn zu werden. Sie wollten aber lieber als Altgebräuchler zu Grunde gehen, als an der Landesverfassung in diesem Stück etwas abändern lassen.

In Gutmannsland kam das Meiste auf die alten Verträge zwischen dem Fürsten und seinen Landständen an; sie waren aber in vielen Stücken dunkel und mancherlei Auslegungen unterworfen, auch hatten sich mit der Zeit sehr viele Umstände geändert und es waren viele neue, in den alten Verträgen nicht entschiedene Fälle entstanden. Es trug daher bei einer Landesversammlung ein Mitglied derselben darauf an, man möchte einen neuen, nach den jetzigen Umständen abgemessenen Hauptvertrag schließen, wie dergleichen erst kürzlich in Nordland geschehen wäre, wobei sich der Landesherr und die Unterthanen, die vorher einander seit hundert Jahren beständig in den Haaren gelegen, nun ganz wohl und ruhig befänden. Man wollte aber nicht daran, und es behauptete insbesondere ein sonst sehr wackerer Mann und ehrlicher Theologe, sie lebten nach alten Gesetzen; dabei solle man es lassen.

In Ohnesorg wurden einige Vorschläge zur Verbesserung des Volkswohlstandes gemacht. Der Mann, welcher sie machte, bekam aber zum Bescheid, weil aus dem Plan erhelle, daß es auf Neuerungen hinauslaufe, so trage man Bedenken, die Sache zu prüfen, der Regent und die Landstände stünden gut miteinander, jener verlange nicht mehr, als was von alters Herkommen war, und die Unterthanen seien mit ihren jetzigen Umständen zufrieden, der, welcher die Vorschläge gethan, könnte also sein Glück anderwärts damit versuchen.

Der Mann ging darauf nach Neidland. Dem Regenten leuchtete die Sache wohl ein. Aber der Staatsminister, welcher alles galt, stellte ihm vor, er würde viele Mühe, Verdruß und Kosten damit haben, bis die Sache zustande käme, und am Ende

Digitized by Google

hätten doch nur die Unterthanen den Nutzen davon, weil der Regent die Umlagen nicht erhöhen, noch andere Steuern, als von alters hergebracht seien, einführen dürfte. Darauf wurde der ehrliche Mann auch hier abgewiesen. Er stellte zwar dem Minister vor, daß der Landesherr dennoch auf vielerlei Weise Nutzen und Ehre davon hätte und schuldig sei, seiner Unterthanen Bestes auch in den Fällen zu befördern, in denen seine Rentkammer keinen Nutzen davon habe. Der Minister aber antwortete nur darauf, wie er als ein Fremder sich unterstehen möge, dergleichen Vorschläge zu thun? Ob er denn meine, sein Herr sei so schlecht mit Räten versehen, daß, wenn die Sache zu des Herrn und Landes Besten gereichte, sie nicht ebensowohl solche und noch bessere Vorschläge thun könnten? Der Mann ging fort, blieb aber vor der Thüre stehen und hörte, daß der Minister zu seiner Gemahlin sagte, er gäbe einen Finger von seiner Hand darum, wenn diese Vorschläge von ihm, dem Minister, herrührten; er hielte sie für ebenso nützlich als ausführbar; aber je länger und je mehr sich solches äußern würde, wenn er diesen Fremdling unterstützte, um so mehr und früher würde sein eigener Kredit, Ansehen und Einkommen fallen und dieser schlaue Mann möchte ihm zuletzt gar in das Nest sitzen; es sei also am rätlichsten: Fort mit ihm!

In Unordnungsheim sprach ich mit einem Minister von Staatssachen und sagte bei einer gewissen Gelegenheit zu ihm, dieses laufe wider alle Staatsgrundsätze! Er sagte, sie hätten keine Staatsgrundsätze und wollten keine haben. Ich stellte ihm vor, ein Land könne ohne dieselben nicht regiert werden. Er lachte und sagte, dieses sei seines Herrn geringste Sorge! Ich zeigte ihm, wie man sich aus Mangel gewisser Staatsgrundsätze hie und da geschadet oder wenigstens einen beträchtlichen Vorteil verabsäumt habe. Er sagte, die Minister hätten doch nichts dabei verspielt, sondern vielmehr unter diesen Umständen einen guten Schnitt gemacht. Ich hielt ihm ferner vor, dieses und jenes könnte keinen Bestand haben und werde besorglich ein übles Ende nehmen. Er sagte: Kommt Zeit, kommt Rat! Man sehe nicht hinaus, könne also keine Grundsätze fassen. Ich sagte, vielleicht sehe nur er nicht hinaus; andere hingegen erkennten wohl, wo es hinaus wolle; wenn man ein kurzes Gesicht habe, müsse man

Digitized by Google

sich der Augengläser, das ist fremder Augen, bedienen; und je weniger man hinaussehe, um so nötiger sei es, sich auf alle Fälle zum voraus gefaßt zu machen. Er blieb aber dabei, sein Hof habe von alters her keine Staatsgrundsätze gehabt und das Land sei seit mehr als hundert Jahren durch lauter Verwirrung regiert worden, es werde hoffentlich wenigstens so lange halten, als sein Herr lebe, oder doch, als er Minister sei, und wolle es endlich ja nimmer gehen, so gehe alsdann er und sammle indessen, was er könne; die nachkommenden Regenten und Minister möchten sodann auch für sich sorgen. Sein Herr denke ebenso, und er könne und dürfe in langer Zeit, wenn die Umstände auch noch so pressant wären, seinem nur auf Lustbarkeiten und die Erfüllung seiner Passionen erpichten Herrn kaum mit wenigen Worten etwas von Staatssachen vortragen, müsse auch eine bequeme Zeit dazu abpassen; wie wollte er es denn dahin bringen, daß sein Herr sich Zeit nähme, ihn anzuhören und es zu überlegen, um einen gründlichen Plan zustande zu bringen, wonach das Land zu des Herrn, des Hauses und der Unterthanen Bestem zu regieren wäre? Was würde auch das für Mühe kosten, die Sachen aus der jetzigen Verwirrung zu bringen und auf einen andern Fuß zu setzen! Sie seien Altgebräuchler und wollten es bei dem alten Schlendrian lassen.

In Unrechtstein wurde dem Parlament ein Plan zu Abkürzung der Prozesse vorgelegt; es verlangte darauf der Advokaten Gutachten darüber. Diese erstatteten es dem hauptsächlichen Inhalt nach dahin: Es sei eine Grundregel des natürlichen Rechts: Man müsse leben und leben lassen. Nun ziele dieser ganze Plan dahin, daß die Parteien bald zu ihrem Recht gelangen möchten. Der Verfasser habe aber nicht daran gedacht oder sich doch nicht darum bekümmert, wovon alsdann so viele Advokaten, welche einen großen Teil ihres Vermögens auf die Erlernung der Rechtsgelehrsamkeit gewendet, auch meistens Weib und Kinder haben, nur zur Notdurft, ja bloß vor Hunger sterben, zu leben hätten, geschweige daß sie bequemlich oder gar reichlich leben könnten. Viele der Parlamentsherren seien selbst vormals Advokaten gewesen; wie hätte es ihnen gefallen, wenn dergleichen Vorschläge dazumal geschehen wären? Was man nun nicht wolle, daß einem selbst

Digitized by Google

widerfahre, müsse man auch andern nicht zumuten u. s. w. Die Parlamentsherren hielten diese Gründe für erheblich und zogen ferner in reifliche und gewissenhafte Ueberlegung, daß nach diesem Plan auf der einen Seite ihnen die Arbeit sehr vermehrt, auf der andern hingegen viele von alters hergebrachten Nutzungen und Zugänge, wodurch sie bei einer geringen Besoldung ein großes Vermögen erworben hätten, abgeschnitten würden u. s. w. Das Parlament stellte also dem Landesherrn vor, es sei ein altes und wahres Sprichwort: Sobald ein neues Gesetz erfunden worden, sei auch gleich darauf ein Betrug erfunden worden, desselben Wirkung zu verhindern. Wenn man also auch gleich die herrlichsten Gesetze wegen Verbesserung des Justizwesens machte, würde doch nicht darüber gehalten oder allen Justizgebrechen vorgebeugt werden können. Alle Neuerungen seien im Land (dessen Liebe doch der Herr zu erhalten, große Ursach habe) verhaßt und ziehen gemeiniglich nichts als noch größere Unordnungen, denn die alten gewesen seien, nach sich; man möge es also lieber beim alten lassen. Der Landesherr bekräftigte dieses mit seinem Placet*).

Der Fürst von Schwachkopf hatte einen Oberhofmarschall, Freiherr v. Ehrlich. Derselbe war einst bei dem Fürsten allein auf dem Zimmer und glaubte, sein Herr sei dermalen so guten Humors, daß er eine getreue Vorstellung wohl aufnehmen würde. Er stellte daher dem Fürsten die abscheuliche Unordnung in seinem Kameralwesen sehr lebhaft und umständlich vor, besonders aber, wie er von oben an bis unten aus bestohlen und betrogen würde. Der Fürst unterbrach ihn nicht, sondern hörte ihn gelassen und aufmerksam an, solange er redete, schien auch zuweilen sehr durch das gerührt zu sein, was ihm der Freiherr v. Ehrlich vortrug. Als nun derselbe seinen Vortrag beschloß, bestand des Fürsten ganzer Entschluß und Antwort darin: Stiehl du auch! Der Freiherr v. Ehrlich erstaunte und stellte dem Fürsten vor, was es schon jetzt für manche üble Folgen habe und künftig noch mehr haben könnte und würde. Der Fürst aber beschloß damit: Er habe keine Kinder, auch bisher noch allemal so viel Geld bekommen, als er nötig gehabt habe; er passiere bei seinen Unterthanen als

*) Genehmigt.

Digitized by Google

ein guter Herr und sei alt, die erzählten Mißbräuche seien zum Teil auch schon alt; wollte man etwas Neues anfangen, würde er viele Liebe verlieren, sich vielen Verdruß auf den Hals laden und zuletzt stände es doch dahin, was herauskommen würde. Man könne ihm ja nicht zumuten, daß er die Sachen selbst untersuche, sondern er müsse es auf die Minister ankommen lassen; wollten diese untreu an ihm handeln, könnten sie es hernach ebensowohl als jetzt. Er wolle also lieber alles auf dem alten Fuß lassen. Bei König Friedrichs I. von Prachtsburg Zeiten sei man auch mit der damaligen Verwaltung und Anwendung der Einkünfte nicht zufrieden gewesen; aber wie sehr habe man hernach diesen König bedauert, als sein Nachfolger eine so gute und genaue Wirtschaft eingeführt habe! Alte Münzen und alte Gebräuche seien überall beliebt.

In Gutregentenland wollte der König eine allgemeine Feuerkasse (Brandversicherungsanstalt) im ganzen Land errichten und ließ seinen Unterthanen vorstellen, was für einen unsäglichen Nutzen eine solche Anstalt sowohl für die durch Brandschaden Verunglückten, als auch für das gemeine Wesen habe; dennoch wolle er zum Beweis, daß er darunter nichts für sich, sondern nur das gemeine Beste suche, sie nicht, wie er wohl thun könnte, dazu nötigen, sondern es lediglich ihrem freien Willen überlassen. Die Unterthanen äußerten sich, es sei bekannt, daß in den p.schen Landen eine errichtet, das Geld aber hernach zu andern Sachen verwendet worden sei, und so möchte es auch hier wo nicht jetzt, doch künftig, gehen. Der König, um diesen Zweifel zu heben, erbot sich, diese Kasse und ihre Einkünfte samt deren Austeilung den Unterthanen zu ihrer eigenen Verwaltung zu überlassen. Sie faßten aber den einmütigen Beschluß, weil es wider die Freiheiten und Denkungsart der Altgebräuchler sei, wollten sie weiter keine Antwort darauf erteilen, sondern es auf sich beruhen lassen.

In dem Fürstentum Landtreu wurde eine allgemeine Kasse für die in unverschuldetes Unglück geratenden Personen errichtet; doch so, daß es ebenfalls jedermann freistand, ob er sich dabei interessieren wolle oder nicht. Nun wurde allen Städten und Aemtern Nachricht von dieser neuen Anstalt gegeben. Viele nahmen es als eine Wohlthat an; wenige tadelten es und suchten es zu

Digitized by Google

hindern, so viel sie konnten. Ein Amt aber übergab dem Fürsten eine Schrift, darin sie der von ihm hierin für sie und das ganze Land zu besorgenden ausnehmenden landesväterlichen Liebe und Sorgfalt den verpflichtetsten und tiefniedrigsten Dank abstatteten, endlich aber damit schlossen: weil es bei allem dem etwas Neues sei, so verlangten sie keinen Anteil daran zu nehmen.

In Eigensinnsheim ließ der Landesherr vielerlei Mittel zur Verbesserung der Stadt- und Landwirtschaft und des Bergbaues u. s. w. bekannt geben, auch auf eigene Kosten von manchem die Probe machen, um die Unterthanen zu überzeugen, daß die Sachen ausführbar und ihnen vorteilhaft seien; aber alles umsonst. Viele sagten, ob man denn meine, daß sie und ihre Voreltern lauter Ochsen gewesen seien? Andere sagten nichts Gutes noch Böses davon, sondern ließen es auf sich beruhen, wenn sie es nur so gut hätten und behielten als ihre Voreltern, seien sie zufrieden. Wer wollte sich den Kopf mit solchen neuen Sachen zerbrechen. Ihre bisherige alte Art sei gewiß, die neue noch ungewiß; wenn sie mehr Nahrung bekämen, müßten sie nur um so viel mehr Steuer geben und hätten also doch wenig oder nichts davon; kurz, sie wollten nicht ihre Voreltern noch im Grabe beschimpfen, daß sie so schlechte Leute gewesen seien, sondern wollten, als von Ureltern her Altgebräuchler, auch solche bleiben und ihre Kinder gleichfalls vor allen Neuerungen bei Verlust ihres väterlichen Segens warnen. — Im weiteren Verlauf wird erzählt, wie in Geizburg die Einführung des Wechselrechts, auf der Universität Ignoranzstadt die Reform der Hochschule auf den hartnäckigsten Widerstand gestoßen; ferner, wie es bei dem Fürsten von Kleinwitz nach der Begegnung mit dem Herrn von Ahnentropf, dem bürgerlichen Großkanzler des Königs von Machtland ergangen. Darauf fährt die Reisebeschreibung fort:

Soll ich zum Beschluß noch ein paar Worte von dem Nationalcharakter oder der Gemütsbeschaffenheit des größten Teils der Altgebräuchler beifügen, so habe ich gefunden, daß es meistens Leute sind, welche keinen aufgeklärten natürlichen Verstand haben, und sich wenig oder gar keine Mühe geben, eine Sache durchzusehen, viel weniger sich imstande befinden, ein gründliches Urteil davon zu fällen, das Wahre von dem Falschen, das Solide von

Digitized by Google

dem bloß Scheinbaren, das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden. — Man bemüht sich daher vergeblich, ihnen bessere Begriffe beizubringen. Einige sind träge, faule und gemächliche Leute, die sich die Mühe nicht nehmen mögen, etwas gründlich zu prüfen. ... Einige sind und bleiben aus Neid Altgebräuchler. ... Wieder andere sind boshafte Leute. ... Noch andere sind gute Leute; aber es ist ihnen alles recht und gleichgültig. Hätten sie es so angetroffen, wie man es nun einleiten will, wäre es ihnen auch ganz recht gewesen, weil sie aber eines andern gewohnt sind, lassen sie es eben, nach dem weislichen Rat des alten Sprichwortes, bei den alten Löchern bewenden. — Der Eigensinn ist gleichfalls der Stammvater eines Geschlechts der Altgebräuchler. Sie hassen oder verwerfen alles oder doch dieses und jenes Neue und wissen selbst nicht warum, oder sie können und wollen es wenigstens nicht sagen. Genug, sie wollen nicht und finden keinen Geschmack daran.

Doch nun ist es Zeit aufzuhören. Denn so wenig man alle Arten von Narren in der Welt zählen kann, ebensowenig lassen sich auch alle Arten der Altgebräuchler beschreiben.

Kehren wir nach diesen „Munteren Stunden" zu der Tagesordnung des Gefangenen zurück.

Meine Zeit habe ich, schreibt er 1763, schon lange ordentlicherweise also eingeteilt: Morgens $^1/_4$ nach 6 Uhr schlage ich meine Augen auf, verrichte ein kurzes Gebet und mache mich ganz munter. Um $^1/_2$7 verrichte ich mein Morgengebet aus meinem Herzen im Bett. Wenn ich sodann Wärme halber aufstehen kann, stehe ich auf, bis dahin ich etwa an einem Lied dichte. Jede Stunde gehe ich eine Viertelstunde auf und ab, verrichte im Auf- und Abgehen ein kurzes Gebet und bin sodann stille. Schlägt es $^1/_4$, so lese ich die erste Stunde einen Psalm, die zweite ein Lied aus dem Gesangbuch, die dritte eines von den Bogazkischen Liedern; alsdann wechsele ich wieder so um. Während des Lesens oder nach dem Lesen verbinde ich allemal das Gelesene mit meinem kurzen Gebet. Wenn es $^1/_2$ schlägt, lese ich ein Kapitel im Alten Testament, und wenn es $^3/_4$ schlägt, eines im Neuen Testament und vereinige es ebenfalls mit meinem Gebet. Nach 11 Uhr speise ich zu Mittag. Von 12 bis 1 Uhr gehe ich zweimal auf

Digitized by Google

und ab (um 12 und um $^1/_2$1 Uhr), die übrige Zeit bin ich still. Um 1 Uhr gehe ich eine Viertelstunde auf und ab, sodann halte ich meine Mittagsbetstunde. Von 2 bis 3 Uhr nehme ich etwas Weltliches vor. Von 3 bis $^3/_4$6 halte ich es wieder wie sonst den ganzen Tag; sodann habe ich meine Abendbetstunde. $^1/_4$ nach 6 speise ich zu Nacht und bin sodann still bis 7 Uhr, da ich wieder auf und ab gehe, hernach, wenn ich ein Licht habe, gewöhnlich lese, wenn ich aber keines habe, ein Lied singe und sodann still bin bis 8 Uhr, da ich nochmals auf und ab gehe, sodann mein Gebet verrichte, darauf zu Bett gehe, wieder mich zu Gott wende und sodann einschlafe.

Mein Gebet ist zwar vielen Abwechselungen unterworfen; nachdem nämlich bei mir selbst oder den Meinigen, oder andern Bekannten, oder auch im gemeinen Leben, z. B. mit Krieg, Frieden, im Vaterland u. s. w., Veränderungen vorgehen. Damit aber doch meine lieben Kinder meine Gemütsfassung desto besser erkennen, auch ihr eigenes Herz und Gebet zu verhoffentlichem einigem Nutzen danach prüfen mögen, so will ich, da auf das Gebet so vieles ankommt und man so ist, wie man betet, hier zum Beschluß noch anhängen, wie mein Gebet dermalen ungefähr und gemeiniglich eingerichtet ist.

Des Morgens. Ehre und Anbetung sei unserem Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, von allen heiligen Engeln und Auserwählten im Himmel und auf Erden, und so auch aus meinem Herzen, Mund und allen Seelenkräften in Zeit und Ewigkeit. Amen! Lieber Gott und Vater unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und in demselbigen auch mein versöhnter, gnädiger, getreuer lieber Gott und Vater! Heilige und segne nun auch diesen heutigen Tag. Laß mich denselben auf eine dir wohlgefällige Weise, in deinem göttlichen Frieden, in erträglicher Gesundheit zubringen und mit Segen vor deinem Thron in der Ewigkeit wiederfinden. ... Du wollest unter den gegenwärtigen schweren und langwierigen Umständen, auch öfters zusammenschlagenden Glaubensproben mir und den Meinigen immer wieder auf das neue einen festen und unbeweglichen Glauben schenken, der dir die Ehre gebe und auf das allergewisseste zutraue, daß du Gebet und Flehen erhörest, auf deine Kinder ein genaues Aufsehen habest und selber für sie streitest, zuletzt

Digitized by Google

noch alles werdest wohl machen und zu rechter Zeit nach deiner Allmacht, Weisheit, Liebe, Wahrheit, Treue und Verheißungen es zu einem solchen Ende bringen, daß es dir rühmlich, mir und den Meinigen aber auf Zeit und Ewigkeit erfreulich sei.

Mein stündliches Gebet unter dem Auf- und Abgehen besteht darin: Lieber Gott und Vater unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, und in demselbigen auch mein versöhnter gnädiger, getreuer, lieber Gott und Vater! Ich danke dir mit Mund und Herzen für alle Barmherzigkeit im Geist- und Leiblichen, so in dieser abgewichenen Zeit mir und den lieben Meinigen, allen deinen Kindern und allen Menschen auf dem Erdboden widerfahren ist; bitte dich aber auch um des Blutes und der Fürbitte Jesu Christi willen um Vergebung alles desjenigen, worin wir uns nicht nach deinem Sinn und zu deinem Wohlgefallen bewiesen haben. Heilige und segne nun auch die gegenwärtigen und alle übrigen Stunden dieses Tages und meines ganzen Lebens, sonderlich auch des jetzigen Arrestes, daß er möge eine rechte Saatzeit werden auf den Geist und auf die selige Ewigkeit, daß ich dem Vorbilde Jesu Christi immer mehr möge ähnlich, mithin dir auch immer wohlgefälliger werden in allen Stücken. — Sodann bete ich die eine Stunde um Ausbreitung des Reiches Gottes in und außer uns auf dem ganzen Erdboden ꝛc., die zweite Stunde für das Vaterland ꝛc., die dritte in Absicht auf meinen Arrest ꝛc.; die vierte für meine Kinder, Anverwandte nach Fleisch und Geist, Notleidende ꝛc. Und so wechsele ich wieder um. Liegt mir aber etwas besonders am Herzen, so hänge ich auch dieses alle Stunden noch besonders mit an. — Bis hierher, schreibt Moser im September 1763, hat der Herr geholfen; er wird vollends durchhelfen. Ihm sei Ehre für alle Barmherzigkeit im Geist- und Leiblichen und für alle Geduld und Langmut! Wie wohl wird sich's dort nach der Arbeit ruhen! Wie wohl wird's thun! Wie wohl wird's thun!

Allmonatlich mußte der Kommandant auf Hohentwiel über den Arrestanten Moser unmittelbar an den Herzog berichten, ein Rapport, welcher regelmäßig dahin lautet, „daß sich erwähnter Moser in seinem Arrest noch allezeit ganz still und gelassen aufführt".

Digitized by Google

Vier Monate nach seiner Gefangensetzung durfte Moser erstmals an seine Frau schreiben; er schrieb: „Fürchte Dich nicht; glaube nur! und wird Dir etwas schwer, so glaube desto mehr! Meine teuerste Mitgenossin an der Trübsal, aber auch an der Hoffnung des ewigen seligen Lebens! Nachdem ich die gnädige Erlaubnis erhalten, an Dich schreiben zu dürfen, so ergreife ich die Feder mit tausend Freuden, Dir zum Preise Gottes und zu Deiner Beruhigung zu melden, daß 1) was das Innere anbelangt, der Friede Gottes, welcher mich in meinen Arrest begleitet hat, bisher unverrückt bei mir geblieben ist. Und wie ich mir gleich anfangs vorgenommen, meine ganze Zeit dem Dienst und der Ehre Gottes und dem Heil meiner Seele zu widmen, so hat es auch der liebe Gott dergestalt gesegnet, daß ich für den Segen dieses Arrestes . . . nichts sehr Großes nehmen wollte; denn dieses müßte ich (wer weiß wie bald!) im Tode verlassen. Jener Segen aber wird mit mir in die Ewigkeit übergehen und sich auch über mein Haus ausbreiten. Die Tage und Stunden sind zwar nicht alle gleich, und es gibt manchen Kampf und Thränensaat; aber doch siegt der Glaube allemal. Die Wege des Herrn, so krumm und bitter für den alten Menschen sie auch sind, sind mir heilig und respektabel, und mein Wille ruht in seinem Willen. Kurz, er hat eine ganze Erneuerung des inneren Menschen vorgenommen; das Licht ist wieder geputzt und der Staub vom Spiegel wieder abgewischt. 2) Belangend den Körper, so . . . war ich die meiste Zeit so erträglich, daß ich mich oft selbst gewundert und gedacht, es müsse viel und stark für mich gebetet werden. Der den Anfang der Verheißung (Psalm 91): „Ich bin bei ihm in der Not," so herrlich erfüllt hat, wird auch das Weitere: „Ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen!" erfüllen. Laßt uns ihm nur aus ganzer Macht vertrauen. Er (vor dessen Augen ich in der Lauterkeit und Redlichkeit des Herzens gewandelt habe) wird helfen. Amen! — Was nun Dich, meine teuerste Seele, betrifft, so stärke Gott Dir den Glauben, daß er nicht schwach, sondern immer völliger werde, so wird es gewiß gut gehen. Ich empfehle uns alle der Gnade und Liebe unseres allmächtigen Vaters, der vollgültigen Fürbitte unseres Heilandes und der Tröstung, Regierung, auch übrigen Gemeinschaft seines heiligen

Digitized by Google

Geistes. Amen! — Meines allerliebsten Herzens nach Natur und Gnade treu und ewig verbundenster. Hohentwiel, auf der hohen Schule, den 15. November 1759.

Von nun an erfreute sich Moser fast drei Jahre hindurch — freilich unter den Augen des Kommandanten, welcher jeden Brief lesen mußte — des brieflichen Verkehrs mit seiner Frau. Diese selbst bewährte sich in der schweren Zeit als ein wahres Kleinod. Nebstdem daß sie die Kinder und das Hauswesen treu versorgte, ließ sie nicht ab, im Gebet des ihr so innig verbundenen Mannes zu gedenken. Ihre Briefe zeugen denn auch von der siegreichen Kraft eines in Gott ruhenden tiefen Gemüts. Es waren keineswegs, sagt Moser, besondere Naturgaben, welche sie so schreiben machten, sondern die lebendig erfahrene Gnade und Liebe Gottes in Christo Jesu erleuchtete ihren Verstand, regierte in ihrem Herzen und führte ihre Feder.

Zwei Tage nach meiner Arrestierung (den 13. Juli 1759) schrieb sie: „Mit thränenden Augen und zitternder Hand ergreife ich die Feder. Der Herr stärke uns den Glauben und schenke uns Gnade, gerade auf ihn zu sehen, der unseres Angesichts Hilfe und Gott ist. . . . Er bleibt uns treu und einerlei; so haben wir ihn erfahren. Du kennst mein Herz; Du weißt, wie es mir zu Mut ist . . . Ich bin Deine mitleidende treue Gattin."

Den 17. Juli 1759. . . . Meine Seele ist still zu Gott, der allein, allein meine Hilfe und auch die Deine ist. Mein sehr zärtlich geliebter Ehegatte. . . . .Wenn ich nur einmal von Dir hören werde, wie Du Dich befindest, so werde ich noch um vieles ruhiger mein Gebet für Dich vor den Herrn bringen können. Ich darf mich gar auf nichts einlassen, sonst ist mein Herz wie ein Schiff auf dem großen Weltmeer; darum hilf mir nur ausbitten, in stillem Geiste Jesu nachzufolgen, ihm entgegenzusehen, wann und wie er helfen will.

Im August 1759. . . . Mein liebes Herz! Ich suche mich jetzo mit allen den Worten aufzurichten, die Du mir schon lange her zur Regel gegeben. . . . O, mein Gott wird gewiß herrlich helfen! So werde ich getröstet, wenn ich ermüden will.

Den 13. Januar 1760. . . . Dein letztes Schreiben wollte mich betrübt und sorglich machen. Gott, des Auge mich sieht,

Digitized by Google

weiß es, wohin meine Thränen und Gebet gehen; um die Ruhe Deiner Seele, Freude Deines Geistes und des Glaubens, und daß aus diesen seligen Quellen auch die Erquickung Deiner Hütte folgen möge. Und also bitte ich Dich mit gerührtem Herzen, glaube doch ja nicht, daß wir über Dich seufzen. . . .

Den 25. Mart. 1760. . . . Tausend Handküsse und Dank für Dein liebreiches, schönes und heiteres Schreiben. . . . Ich war im Augenblick wie ein anderer Mensch.

Zehn Tage vor ihrem Tode (den 24. August 1762) schrieb sie: Mein unter allen Proben und Mühseligkeiten dieses zeitlichen Lebens treu bewährter und zärtlich liebender Ehegatte! Dein liebreiches Schreiben ist mir heute wie Goldtinktur gewesen; ich küsse Dir die Hand davor und wünsche und bitte Gott angelegen, daß er Dir Dein Herz beruhigen möge, in seinen Willen mich gläubig zu überlassen. O ja! wie gut ist es, daß wir nicht erst dürfen durch andere ausmachen lassen, wie wir gegen- und miteinander stehen. Jesus hat uns das Siegel der Kindschaft Gottes und seiner Liebe aufgedrückt, und dieses unterhält unsere Gemeinschaft nah und fern, durch Leben, Leiden und Sterben. Du kannst ganz ruhig sein, der Herr mag es mit mir machen, wie er will. . . . Gott hat mir bisher alles noch leicht gemacht; ich habe nicht viele Schmerzen gehabt, sondern nur ein Verlassen aller Kräfte. . . . Jetzt kann ich nimmer. Ich empfehle Dich der Gnade Jesu und bin Deine treue F. R. M.

Moser mußte nun von der Ferne zusehen, wie seine Frau dem Tod entgegenging. Er erhielt von seinem Sohn den Bericht über die letzten Tage und Stunden. Noch an ihrem Todestag (2. September 1762) hatte er an sie geschrieben: Meine allerliebste Ehegattin, Gehilfin, Mama, Kind, Herz, Seele, Schatz und was man sonsten Liebenswürdiges und Reizendes nennen kann! Da ich aus Deinem letzten, sonst mir so erquicklichen Schreiben ersehen habe, daß zu Deiner großen Entkräftung auch noch ein heftiger Anfall gekommen, hat es fast alle meine Hoffnung niedergeschlagen, noch mehrere liebe Schreiben von Dir zu erhalten, und es scheint fast, der liebe himmlische Vater habe beschlossen, an allen Deinen mannigfaltigen, schweren und langwierigen Leiden ein seliges Ende zu machen, Deinem gepreßten

Digitized by Google

Geist bald die völlige, durch Jesum erworbene Freiheit zu schenken! Läßt aber der liebe Gott Dich auch diesen gefährlichen Anfall überstehen, so schöpfe ich auf das neue Hoffnung, er werde Dich uns zum Segen und größten Freude noch länger in unserer Mitte erhalten. Welches von beiden ich erwählte, kannst Du leicht bei Dir selbst ermessen. Weil aber wir arme Kinder nicht wissen, was uns oder andern gut ist, so geschehe auch hierin allein der gute Wille der ewigen Weisheit, die zugleich die Liebe selber ist! ... Die Macht und Liebe Gottes erhält mich unter so vielen zusammenschlagenden starken Glaubensproben und übler Witterung zu seinem Preis an Leib und Gemüt aufrecht. Seine Gnade sei noch ferner mit und über uns und den lieben Unserigen. In dieselbe empfehle ich insbesondere Dich auf Zeit und Ewigkeit auf das allerinnigste und bin, solange ich hier walle, mein liebstes Herz, Dein getreuester Ehegatte J. J. Moser.

Moser selbst schreibt in seiner Lebensgeschichte die kurzen Worte: Im Jahre 1762 starb meine Frau während meiner Gefangenschaft mit vor Gram.

Meine eigene Krankheit nahm ebenfalls so zu, daß man besorgen mußte, es möchte mit mir zu Ende gehen. Der Kommandant fragte (bei dem Herzog) an, ob er in diesem Fall einen Geistlichen zu mir kommen und mir das heilige Abendmahl reichen lassen dürfe? Er bekam aber keine Antwort darauf!

In seiner Gefangenschaft verfaßte Moser für seine Kinder und Nachkommen eine höchst anziehende und eingehende Beschreibung seines äußeren und inneren Lebensganges, worin er in drei Abschnitten sein „natürliches, geistliches und bürgerliches Leben" schildert. Er sagt im Vorwort: Ich bin öfters aufgefordert worden, über das, was bereits in vielen gedruckten Schriften von meinem Leben teils Wahres, teils Falsches zu lesen ist, etwas umständliches zu Papier zu bringen. Da ich nun in dieser meiner Einsamkeit Zeit dazu habe, will ich mich dessen nicht länger entbrechen, soweit, bei Ermangelung aller meiner hierzu unumgänglich nötigen Briefschaften, mein Gedächtnis und das Papier reicht. Der Herr lasse es meinen lieben Kindern und Nachkommen zum Vergnügen und Segen werden. Amen!

Den ganzen Aufsatz mußte er in Ermangelung von Schreib-

Digitized by Google

material in der mühseligsten Weise mit der Lichtschere auf den Rand seiner wenigen Bücher und die unbeschriebenen Stellen der Briefe seiner Kinder u. dergl. einkratzen und hat ihn nach seiner Befreiung selbst abgeschrieben. Das (in der Vorrede gegenwärtigen Buches erwähnte) Manuskript umfaßt über zweihundert enggeschriebene Seiten. Es ist angefangen: „Hohentwiel, den 12. September 1763."

Etwas Besonderes — so steht in dem oben erwähnten Manuskript — trug sich zu, indem ich an gegenwärtigem Aufsatz begriffen bin. Den 13. September (1763) legte ich mich an Hüftschmerzen, und lag fast beständig bis den 20. Dieses Tages vormittags las ich Matthäus 9, die Geschichte von dem Gichtbrüchigen und zweier Blinden, nahm sie ins Gebet und hielt dem lieben Gott vor: Jesus habe auch auf ihren (deren, so den Gichtbrüchigen zu ihm gebracht) Glauben gesehen; er möchte also auch auf den Glauben der lieben Meinigen und anderer seiner Kinder und Knechte sehen, die mit und für mich bitten. Zu den beiden Blinden habe er gesagt: Euch geschehe nach eurem Glauben! Ich glaube, daß, wenn es mir gut sei, er mir jetzo auch eben so leicht helfen könne und wolle. Ich bediente mich noch bis zum Mittagessen einer Krücke oder Stocks und ging kümmerlich einher. Als ich vom Essen aufstand, konnte ich ohne Krücken und Stock gehen, und gleich wieder sonst gewohntermaßen sowohl auf der Stelle, als alle übrigen Stunden selbiges Nachmittags, und seither, bis den 24. September (da ich dieses schreibe), alle Stunden eine Viertelstunde auf- und ab-, auch ausgehen und spürte nur noch eine ganz geringe Ahnung von diesem Uebel.

Zwölf Jahre später erzählt Moser von demselben Vorgang: In Hohentwiel war ich an dem Hüftweh und an Gliederschmerzen erbärmlich krank, mußte mich unter dem einen Arm einer Krücke bedienen und in der andern Hand einen Stock halten, und konnte dennoch nur mit genauer Not etliche Schritte weit zum Tisch oder Bett kommen. An einem Morgen setzte ich mich also an den Tisch, legte die Krücke und Stock auf denselben, las in der Bibel die Geschichte, wo Jesus den zu ihm gebrachten Gichtbrüchigen gesund gemacht, gab ihm in meinem Herzen die Ehre, daß er auch noch jetzt auf seinem Thron eben dieses thun könne, wo er Glauben antreffe, bat aber in Ansehung meiner eigenen

Digitized by Google

Person um weiter nichts. Als es Essenszeit war, kam der Kommandant nebst dem Arzt, gegen welche ich mich entschuldigte, daß ich sie weder an der Thüre empfinge, noch bis an dieselbe begleitete, weil ich außer stande sei, dies zu thun. Als der Arzt meine Krücke und Stock auf dem Tisch liegen sah, sagte er: Ei! behüte Gott! was für fürchterliche Instrumente! Ich versetzte: Ich danke Gott, daß er Holz habe wachsen lassen, welches mir nun so gute Dienste leiste. Als sie fort waren und ich an nichts dachte, stand ich auf und fand, daß ich imstande war, frei zu stehen; ich ging einen Schritt und konnte gehen; ich ging das Zimmer ohne Krücke und Stock auf und ab, solange ich wollte, und konnte gehen, und zwar ohne Schmerzen. Als der Kommandant zum Abendessen kam, empfing ich ihn an der Thüre und ging mit ihm herum. Er erstaunte und wußte nicht, was er daraus machen sollte, und ich hatte meine Ursachen, ihm das Vorhergegangene nicht zu sagen. — Ich nahm nach meiner Befreiung zum dankbaren Angedenken die Krücke mit mir freudig nach Haus*), ohne daß ich die von dem Arzt mir verschriebene Arznei gebraucht hätte. Es sind nun zwölf Jahre, daß dieses geschehen ist, und viele Menschen können bezeugen, daß ich bis auf jenen Tag heftig an Gliederschmerzen gelitten habe und von da an nicht mehr. Nun zerbreche sich den Kopf weiter darüber, wer da will und wie er will.

Nachdem Moser im fünften Jahre seiner Gefangenschaft endlich die Erlaubnis hatte, in Begleitung des Kommandanten auf der oberen Festung hie und da sich zu ergehen, berichtet ein Augenzeuge: In Hohentwiel sah ich ihn mehrmals mit Verwunderung an. Er ging einmal mit dem Kommandanten spazieren, so angekleidet und geputzt, als wenn er zu einer Hochzeit wollte, er durfte zwar nicht mit mir sprechen, aber sein heiteres Angesicht redete genug mit mir. Der Geist der Freude leuchtete aus seinem Angesicht, und derjenige, der ihn gewürdigt hatte, für die Wahrheit und für die Freiheit des Vaterlandes zu leiden, gab seinem Angesicht beinahe einen Glanz der Herrlichkeit, wie dem Angesicht des Stephanus.

Moser hatte drei Tage nach seiner Gefangennahme ein

*) Diese Krücke besitzt noch heute Herr Hofrat Römer zu Stuttgart.

Digitized by Google

Schreiben an den Herzog gerichtet, welches unbeantwortet blieb. Nach zwei Monaten schrieb er abermals: „Es attaquieren mich bei der bereits eintretenden rauhen Witterung meine bekannten Gliederschmerzen, bald in der Hüfte, bald in dem Fuß, bald in den Schultern, bald in den Knieen, dem Rücken und sonst von Zeit zu Zeit so stark, daß ich mich fast weder wenden, noch rühren, noch allein aufstehen kann, auch schon völlig habe liegen müssen. Und da ich diesen Sommer über nicht das Geringste habe gebrauchen können, hingegen unzählige Bekümmernis, Betrübnis und Verdruß gehabt, so könnte, wenn nicht vorgebeugt würde, gar leicht geschehen, daß ich wieder in meine alte, langwierige und schmerzhafte Krankheit verfiele, da ich viele Monate im Bett zubringen und drei, auch mehrere Personen zu meiner Hilfe haben müssen." Da es nun nicht die Absicht des Herzogs sein könne, ihn „durch diesen Arrest so höchst unglücklich zu machen", so bittet er um Entlassung unter der Versicherung, daß der Herzog nicht Ursache bekommen werde, es sich gereuen zu lassen, ihm diese höchste Gnade erwiesen zu haben.

Hierauf erfolgte nach vierzehn Tagen die gnädigste Entschließung, „daß diesem Arrestanten ein Arzt aus dem nächstgelegenen Ort zugelassen werde". Doch müsse der Kommandant der Unterredung anwohnen und „auf alles wohl achthaben, auch daß sie laut und vernehmlich miteinander sprechen, und daß im Diskurs nichts anderes unterliefe als allein dasjenige, so die Moserschen Gesundheitsumstände betrifft".

Unter dem 30. März 1763 bittet Moser: „In meinem dreiundsechzigsten Jahr und bald zu Ende gehenden vierten Jahr meiner Gefangenschaft bitte ich abermals, mich dieses Arrestes nunmehr gnädigst zu erledigen und mich vollends bei den Meinigen absterben zu lassen ꝛc." Mit diesem Gesuch (unter dem 6. April) abgewiesen, wendet Moser sich den 21. April 1763 wiederholt in einer Vorstellung an den Herzog: „Es haben Eure Herzogliche Durchlaucht meinetwegen (die Sachen zwischen Höchstderoselben und der Landschaft seien auch beschaffen, wie sie wollen) Sich nicht die geringste Sorge zu machen, da ich mich vorlängst entschlossen habe, mich künftighin in keinen Landesangelegenheiten gebrauchen zu lassen, sondern nach meiner gnädigsten Befreiung,

Digitized by Google

mein Leben vollends in- oder außerhalb des Landes bei meinen Kindern in der Stille zu beschließen. — Sollte auch diese unterthänigste Erklärung nicht den gewünschten Eindruck machen, so müßte ich, zumal wenn der Arrest auch fernerhin auf die bisherige außerordentlich scharfe Weise fortdauern sollte, bei meinem bereits auf mir habenden dreiundsechzigsten Jahre und dermaligen bedenklichen Leibesumständen mich ebenso bald meines leicht schnellen und plötzlichen Lebensendes als meiner gnädigsten Befreiung versehen, will mich auch darauf gefaßt machen und ersuche in dieser Absicht, auf den noch nicht verhoffenden Fall der Beharrung nebst mildester Erleichterung des für einen so alten und schwächlichen Mann allzu harten Arrestes, gnädigst zu erlauben: 1) daß ich mich von Zeit zu Zeit der heiligen Kommunion bedienen möge; 2) daß, wenn ich wegen meiner bekannten Gliederschmerzen oder sonst mir die nötige Hilfe nicht selbst geben könnte oder gar bettlägerig würde, man mich nicht so pfleglos verschmachten lasse; 3) daß ich von allen meinen Kindern und sie von mir schriftlich Abschied nehmen dürfen, und 4) daß ich die in meinem Arrest verfertigten geistlichen Lieder selbst auf Papier (dessen Blätter mir ja vorgezählt würden) oder doch auf eine Schreib- oder Schiefertafel schreiben, selbige, so oft sie voll, dem Kommandanten zustellen und dieser sie sodann durch jemand kopieren lassen dürfte, um sie den Meinigen zu einem gesegneten Angedenken zu hinterlassen. Da dieses leichtlich mein Letztes, Unterthänigstes an Euer Herzogliche Durchlaucht sein dürfte, hätte ich gern wegen eines gewissen Promemoria an den engeren Ausschuß (welches, wie ich nun vermuten muß, Höchstderoselben zu Handen gekommen sein dürfte, wie auch wegen einiger andern Punkte) noch etwas angehängt; ich will es aber dennoch unterlassen, und ersterbe, mit ruhigem Gewissen in der Euer Herzoglichen Durchlaucht und dem Vaterlande schuldigen, auch niemals verletzten Treue, und ohne Höchstdieselben jemals auch nur im geringsten mit Vorsatz beleidigt zu haben ꝛc."

Der Herzog forderte nun wegen des oben erwähnten Promemoria „eine aufrichtige, ausführliche und vollständige Auskunft", welche Moser denn auch nicht schuldig blieb. Unter dem 19. Mai 1763 — nachdem im vorhergehenden Jahre seine Frau

„mit aus Gram" gestorben war — reichte Moser unter beständigen, das Schreiben sehr sauer machenden Gliederschmerzen eine ausführliche Verantwortung*) ein. Wie wenig er aber in seinem politischen Mut gebrochen war, erhellt aus dem Schluß dieser Verantwortung, da er auf seine frühere (oben erwähnte) Aeußerung zu sprechen kommt, welche dahin gegangen, er wolle sich künftig nicht mehr in Landesangelegenheiten gebrauchen lassen. Diese Aeußerung, schreibt er, ist nicht in dem Sinne geschehen, „als ob ich nun erst, da ich so nahe der Ewigkeit stehe und gar leicht nur noch sehr wenige Zeit zu leben haben dürfte, durch das mir und den Meinigen nun vier Jahre her widerfahrene schwere Leiden oder durch meine jetzige Kränklichkeit in meiner Amtstreue, Mut und Standhaftigkeit wankend gemacht worden wäre, sondern Kraft eines lange vor meinem Arrest gehabten Entschlusses, mich wieder in die so lange Jahre mit großem Vergnügen genossene Stille begeben zu wollen".

Drei Monate später (31. August 1763) schreibt er an den Herzog: „Wiewohl ich allezeit freimütig und getrost behaupten kann, daß ich in meinem landschaftlichen Amt niemals den geringsten Gedanken noch Vorsatz gehabt habe, Euer Herzogliche Durchlaucht mit Worten oder Werken zu beleidigen, sondern daß ich nur getan habe, was ich geglaubt, nach Pflichten und Gewissen schuldig zu sein und nach der Reichs- und Landesverfassung im Stand Rechtens wohl verantworten zu können, so depreziere ich dennoch unterthänigst und fußfällig, daß Euer Herzogliche Durchlaucht ich dadurch zu einer so schweren Ungnade Gelegenheit gegeben habe. Da aber Euer Herzogliche Durchlaucht selbige mich und die Meinigen nun in das fünfte Jahr nach ihrer vollen Schwere haben fühlen lassen und Höchstderoselben weder meine gnädigste Loslassung den geringsten Nachteil, noch meine längere Beibehaltung den geringsten Vorteil bringt, so wiederhole ich in tiefem Respekt meine gehorsamste Bitte um mildeste Aufhebung meines Arrestes, weil sonst die mir wieder zuzuwenden gedenkende herzogliche Gnade leicht zu spät kommen und mich nicht mehr im Leben antreffen möchte. — Sollte es aber auch dieses Mal unmöglich sein,

*) Vergl. oben S. 103.

Digitized by Google

Euer Herzoglichen Durchlaucht Herz so weit zu erweichen, so drängt mich die väterliche Liebe für meinen jüngsten Sohn, eine unterthänigste Bitte einzulegen. Er besucht das Gymnasium zu Stuttgart, ist aber über meinen Arrest und nach dem Absterben seiner Mutter und der Entfernung seines Bruders in den Studien zurückgeblieben, und da er nun bald auf die Universität soll, mangelt es ihm an der dazu nötigen Vorbereitung. Daher ich (auf jenen betrübten Fall) bitte, gnädigst zu erlauben, daß er sich hier auf meine Kosten einige Zeit aufhalten und ich ihn täglich etliche Stunden (allenfalls in Gegenwart einer dazu beorderten Person) informieren, er aber die hierfür nötigen Bücher, Tinte, Feder und Papier jedesmal mitbringen dürfe." — Auch diese Bitte wurde nicht gewährt!

Auf wiederholte Vorstellungen der Landschaft „wegen ihres schon gegen ein Jahr auf der Festung Hohentwiel in enger Verwahrung gehaltenen Konsulenten Dr. Mosers" erging das (im Staatsarchiv aufbehaltene) herzogliche Reskript (25. Juni 1760): Herzogliche Durchlaucht haben so gerechteste als höchst triftigste Bewegursachen gehabt, gegen den ehemaligen landschaftlichen Konsulenten Moser nach vorher vielfältig ihm zugegangenen landesväterlichen gnädigsten Warnungen diejenige Verfügung zu treffen, welche Höchstdieselbe endlich, obzwar wider Höchstdero angestammte Huld und Gnade, hervorzukehren und dadurch beträchtlicheren Folgen vorzubauen sich vermüßigt gesehen. Aus gleicher fürstmildester und großmütigsten Gesinnung, haben Seine Herzogliche Durchlaucht, — bei überhäuften wichtigeren Staats- und Landesgeschäften — bis anhero die Untersuchung seiner Vergehungen verschoben, um ihn nicht einer schärferen Ahndung auszusetzen.

Erfolglos waren auch die Bittschriften, welche Mosers Frau an den Herzog gelangen ließ. Unter dem 25. August 1760 schrieb sie unter anderem: „Inmittelst naht zugleich die rauhe Jahreszeit wieder heran, welche mich unter Kummer und Sorge um den schwächlichen Gesundheitszustand meines treuen Ehegatten versinken macht. Euer Herzogliche Durchlaucht denken zu groß, um ihn in solchem engen Arrest versinken zu lassen; ich flehe daher demütigst und fußfälligst, es bis zu allenfallsiger Untersuchung der ihm angeschuldigten Verbrechen nur dahin zu mildern, daß seine Ent-

Digitized by Google

haltung (Gefangenschaft) in einen Hausarrest allhier verwandelt werde.

Sie bat wiederholt unter dem 9. Dezember 1760: „Siebzehn Monate sind es nun, daß mein Mann in dem engsten Arrest sitzt. Sollte eine so lange Demütigung und die gnädigste Zurückerinnerung seiner unverbrüchlichen Treue gegen die geheiligte Person Euer Durchlaucht Höchstdieselbe nicht zur Gnade bewegen können? Sollte bei der bekannten Kränklichkeit dieses armen Greises und der abermals eingefallenen Winterszeit nicht wenigstens eine Milderung des Arrestes oder eine Verwandlung desselben in einen Hausarrest Platz finden? — Die wenigen Tage, welche uns noch übrig sind, sollen der Beweis werden, daß Euer Herzogliche Durchlaucht keine treueren Unterthanen haben als die, welche wahre Christen sind. — Euer Herzogliche Durchlaucht demütigste Magd Friederika Rosina Moser." — Auch mit diesem Gesuch wurde, wie sich demselben beigesetzt findet, die Bittstellerin einfach „abgewiesen"!

Die von der Landschaft dem Herzog gemachten Vorstellungen wegen Mosers Entlassung waren ohne allen Erfolg geblieben. Nun ließ aber der König von Preußen durch seinen Gesandten in Wien mit den nachdrücklichsten Vorstellungen darauf dringen, daß der Herzog von Württemberg ernstlich angemahnt werde, „diesen alten, würdigen und hart bedrängten Mann aus seinem Gefängnis loszulassen". „Bald darauf," schreibt Moser, „versprach denn auch der Graf Montmartin dem kaiserlichen Ministerium meine unverzügliche Loslassung. Sie erfolgte aber nicht, es blieb alles beim alten, bis die Landschaft gerichtliche Klage bei dem Reichshofrat anhängig gemacht hatte."

Höchst bezeichnend für die Art und Weise, wie der württembergische Minister diese ganze Sache behandelte, ist, daß man nun in letzter Stunde noch ein Bekenntnis der Schuld von dem so unschuldig gefangen gehaltenen Patrioten erlangen und die unter solcher Bedingung anerbotene Freilassung als unverdiente Gnade angesehen wissen wollte. Es erging nämlich unter dem 18. August 1764 die herzogliche Ordre (deren, dem Herzog unterbreiteter Entwurf im Staatsarchiv aufbewahrt ist), an den Kommandanten, einen Revers von Moser unterzeichnen zu lassen, worin dieser „sothane Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen und

Digitized by Google

um solche nochmals unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen bitten" solle. Aber Moser schreibt: „Ob ich gleich von dem, was meinetwegen (bei dem Reichshofrat) vorging, keine Nachricht haben konnte, so hätte ich doch lieber mein Leben gelassen, als meine Befreiung auf diesen Fuß angenommen. Ich sagte in meiner Erklärung (25. August 1764), daß ich nun in das sechste Jahr Zeit genug gehabt, mich zu prüfen, ob ich mich eines Verbrechens schuldig gemacht, und wenn mein Gewissen mich überzeugte, hätte ich es nicht so viele Jahre anstehen lassen, es ernstlich zu bereuen und um Gnade zu bitten. — Euer Herzogliche Durchlaucht haben bei meiner Arretierung mir nichts anderes schuld gegeben, als daß ich der Verfasser der Euer Herzoglichen Durchlaucht mißfälligen landschaftlichen Schriften sein solle, worauf ich den 15. Juli 1759 von hier aus gründlich geantwortet habe, und da auch in der herzoglichen Ordre vom 18. dieses die geringste Spur nicht enthalten ist, worin meine schweren Verbrechen bestehen sollen: so wollen Euer Herzogliche Durchlaucht mir nicht in Ungnaden vermerken, daß ich, als ein mit Ehren in der Welt bekannter, seit vierundvierzig Jahren um das herzogliche Haus, Euer Herzogliche Durchlaucht und das Land auf vielerlei Weise wohlverdienter und nun auf der Grube gehender Mann, mich nicht entschließen kann, meine Freiheit mit dem Verlust meiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen u. s. f." — Uebrigens erbot er sich, einen Revers dahin auszustellen, daß er jederzeit auf Erfordern den Gerichten sich stellen werde; begnüge man sich damit, so wolle auch er das Vergangene zu vergessen suchen. Widrigenfalls aber, so schließt er, bin ich auch ebenso fest entschlossen, mit einem der Gnade Gottes versicherten, gelassenen Herzen alles standhaft abzuwarten, was Euer Herzogliche Durchlaucht über mich ferner beschließen und der Herr aller Herren Ihnen zulassen möchte.

Der Herzog ließ sich ein Gutachten erstatten, ob die Entlassung Mosers rätlich sei; der Geheimerat sprach sich für die Entlassung aus; in Erwägung, daß 1) wegen dieser Sache bereits wirklich geklagt worden, und 2) die Loslassung Mosers dennoch durch richterlichen Spruch erkannt werden wird; 3) der kaiserliche Hof sich der Sache ernstlich annimmt; 4) die Moserische Befreiung

Digitized by Google

schon mehrmals versprochen worden; 5) Moser durch den fünf Jahre lang ausgestandenen Arrest seine Vergehungen ziemlich gebüßt hat; 6) durch diese Arrestaufhebung vielleicht die sehr verminderte Gunst des kaiserlichen Hofes in der Hauptsache wieder mehreres hergestellt werden möchte; 7) von der anzustellenden Moserschen Satisfaktionsklage nicht so viel Widriges zu besorgen sein möchte.

Inzwischen war am 6. September 1764 ein Beschluß des Reichshofrats und kaiserlicher Befehl an den Herzog ergangen, „den Konsulenten Moser (wofern sich sämtliche von den Landständen in ihrer Klage angezeigten Umstände angebrachtermaßen verhalten sollten) seiner fünfjährigen gefänglichen Haft unverzüglich zu entlassen".

Darauf, schreibt Moser, wurde (17. September) ein Regierungsrat (Commerell) nach Hohentwiel geschickt, mich über viele Punkte und Anschuldigungen zu vernehmen, z. B. ich hätte die Landschaft abgehalten, die vom Herzog geforderten Gelder zu bewilligen, und gesagt, ich wollte eher meinen Kopf hergeben, ehe ich thun wollte, was der Herzog verlangte. Ich hatte nämlich im Geheimeratskollegium den Minister befragt, ob er in Abrede sein könne, daß wir darauf hätten schwören müssen, ohne Landtag oder Bewilligung vom Land keine Gelder zu bewilligen? und da er es nicht leugnen können, aber dennoch darauf gedrungen, es zu thun, so hatte ich versetzt: Ehe ich wider Pflicht und Eid handeln wollte, eher wollte ich meinen grauen Kopf hergeben.

Nachdem nun der Herr Regierungsrat hiervon Bericht nach Hof erstattet, erfolgte den 25. September 1764 meine Entlassung gegen Ausstellung des (von mir vorhin anerbotenen) Reverses, daß ich wegen all derjenigen Sachen, um welcher willen ich bisher in Gewahrsam gewesen, mich zu weiterer Untersuchung in reichs- und landesverfassungsmäßiger Ordnung vor Gericht gehörig zu stellen verspreche.

Ein Schreiben des Ministers Grafen Montmartin an den Herzog vom 22. September 1764 hatte diese Entlassung für unabweislich erklärt und bemerkt: „Es ist dem kaiserlichen Hof wiederholt die Zusage wegen Loslassung des Moser gethan

worden; wenn nun dieses Versprechen nicht erfüllt würde, so könnten daraus lauter widrige Folgen und besonders ein unangenehmes und schädliches Mißtrauen gegen Höchstdero in andern wichtigeren Angelegenheiten erteilende Zusagen erwachsen."

Nun komme ich, erzählt Moser, auf meine Abreise von Hohentwiel. Ein christlicher, mir wohlbekannter Wagner zu Stuttgart, Namens Hermann, wurde während meiner Gefangenschaft so krank, daß jedermann glaubte, er werde sterben. Er hingegen behauptete, er sterbe noch nicht, bis ich meines Arrestes los sei; Gott werde sich noch an mir verherrlichen! Nachher fügte es sich, daß sein Tochtermann Pfarrer zu Hohentwiel wurde. Diesen besuchte er und wollte eben des Tages hernach von Hohentwiel wieder nach Stuttgart reisen, als ich meine Freiheit erhielt. Wir wohnten also gemeinschaftlich noch selbigen Nachmittag dem öffentlichen Gottesdienst und dabei gesungenen Lied: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut ꝛc." bei und reisten des andern Tages miteinander nach Stuttgart unter herzlichem Lob Gottes, das den Glauben dieses rechtschaffenen Mannes mit einem so sichtbaren Siegel und Erfolg bekräftigt und uns beide dadurch mächtig in dem Vertrauen auf ihn gestärkt hatte.

Als ich in dem ersten württembergischen Dorf zu Mittag aß, kam ein Mann, den ich für einen Schulmeister ansah (der er auch war), in die Wirtsstube und wollte sich in einen Diskurs mit mir einlassen. Als ich aber nicht viel darauf antwortete, sagte er: Er komme sonst nicht in das Wirtshaus, aber heute habe er nicht daraus bleiben können! Ich sagte: Warum? Er reckte den Finger aus, deutete auf mich und sprach: „Unverzagt und ohne Grauen!" welches so viel anzeigen sollte, er wisse, wer ich sei, und habe das oben (S. 108) Erzählte auch gehört.

Als ich gegen die Stadt Balingen kam, begrüßte man mich durch Zuwinken mit Hüten, Schnupftüchern u. dergl. und bezeugte seine Freude. Als ich vormittags so lange, bis die Pferde umgespannt wurden, in der Wirtsstube auf und ab ging, waren Kaufleute, welche von der Züricher Messe kamen, zugegen; sie sprachen von den schlechten Wegen um Hohentwiel herum. Ich sagte, ich hätte es auch erfahren, und zwar wider meinen Willen.

Digitized by Google

Eine Kaufmannsfrau rief: Ich werde doch nicht der Herr Moser sein? Und auf die Bejahung umarmte sie mich in vollem Affekt auf das zärtlichste und sagte: O mein lieber Herr! es wird an vielen Orten in der Schweiz stark für Sie gebetet! — In einem Dorf ließ ich den Pferden Brot geben und blieb im Wagen sitzen; gleich waren alle Fenster voll von Leuten und ein Mann rief herab: Das hat Gott gethan! Ich antwortete: Ihm sei auch allein die Ehre!

Als ich nach Tübingen kam, war das Wirtshaus und der Markt alsbald ganz voll von Leuten, welche mich segneten und mich zu sehen und zu sprechen verlangten, denen ich auch bei dem Abfahren durch die mit Leuten besetzten Straßen wie billig für ihre guten Gesinnungen gegen mich dankte. — Man wollte mich versichern, wenn die Leute in den Dörfern, die ich zu passieren hätte, wüßten, daß ich käme, sie würden mir in Prozessionen entgegengehen. Nur in Stuttgart wurde an Orten, da man es am wenigsten hätte vermuten sollen, meine Zurückkunft sehr gleichgültig angesehen.

In der That ist es kaum begreiflich und mußte für Moser sehr schmerzlich sein, daß die „Landschaft", für welche er denn doch diese fast sechsjährige harte Festungshaft und so viele Leiden erduldet, keine Begrüßung, keinen Ausdruck des Dankes und der Freude für ihn hatte. Aber sei es, daß der engere Ausschuß bei dem Hof nicht anstoßen wollte oder daß er im Bewußtsein der in der Landschaft selbst eingerissenen Mißstände den ohne alle Nebenrücksichten das gemeine Beste vertretenden Patrioten fürchtete, man hatte kein Wort der Begrüßung, der Anerkennung für ihn.

Er selbst aber macht den Beschluß dieses Abschnitts: Nun, denke ich, sei es Zeit, von meinem Arrest nicht weiter zu gedenken. Nur muß ich noch dieses melden, daß ich über alles menschliche Vermuten aus diesem Arrest (darin ich gar leicht das Leben oder doch den gesunden Verstand hätte einbüßen können) mit solchen Gemüts- und Leibeskräften wieder nach Hause gekommen bin, daß man auch an mir die Erfüllung des Wortes (Daniel 6, 23) ersehen konnte: „Sie zogen Daniel aus dem Graben und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hatte seinem Gott vertraut".

Digitized by Google

Unter den vielen von auswärts ihm zugegangenen Glückwünſchen iſt beſonders ein Schreiben des däniſchen Staatsminiſters v. Bernſtorff hervorzuheben: „Gleichwie ich bisher über die ſchweren und harten Drangſale, welche Sie um Ihres Vaterlandes willen ſtandhaft und edelmütig überſtanden haben, ſehr gerührt geweſen bin, ſo erfreue ich mich von Herzen, daß dieſe Verfolgung endlich ein Ende genommen hat. Der Allerhöchſte ſei gelobt, der Ihnen Kraft verliehen, große und langwierige Leiden unerſchrocken und ohne Verletzung Ihrer Pflichten zu ertragen, und der, nachdem er Sie zu einem nicht nur in jetzigen Zeiten, ſondern auch bei der Nachkommenſchaft aller Ehren würdigen Märtyrer einer guten und gerechten Sache gemacht, Ihnen auch nun mächtig herausgeholfen hat. Er wolle Sie ſchon in dieſem Leben, noch mehr aber in dem künftigen (nach welchem ich weiß, daß Sie ſeit vielen Jahren ernſtlich trachten) für dieſe Ihrem Vaterlande erwieſene Treue belohnen.“

Merkwürdig iſt, in welchem Licht Moſer ſeine Gefangenſchaft überhaupt angeſehen. Er ſchreibt zwölf Jahre ſpäter: Ich habe niemals mit Verdruß oder Widerwillen an Hohentwiel gedacht, ſondern ſehe meinen dortigen Aufenthalt als eine von Gott zu meiner Erhaltung beſtimmte Flucht nach Aegypten (Ev. Matth. 2, 13) an, indem ich vermutlich, wie vorhin und hernach, es in meinem landſchaftlichen Amt weder dem Herzog noch der Landſchaft in allem hätte recht machen und darüber aus Betrübnis und Verdruß leicht den Tod haben können.

Digitized by Google

Achtzehnter Abschnitt.

Die letzten zwanzig Jahre.

Nach der harten Gefangenschaft und so vielen schweren Erlebnissen hatte Moser noch zwei ruhige und friedliche Jahrzehnte, meist in seiner Vaterstadt, zu genießen.

Zuerst glaubte er es seiner Ehre und der Wahrheit schuldig zu sein, daß er dem Herzog „wegen des Vergangenen Vorstellung machte und um dessen Redressierung" nachsuchte. Nun, schreibt er, erhielt ich zwar (unter dem 1. Dezember 1764) keine vergnügliche Antwort darauf; doch wurde 1) mir darin nun weiter kein Verbrechen mehr schuld gegeben, sondern nur geäußert, daß mein Arrest aus erheblichen und wichtigen, auch vornehmlich besonderen Staatsursachen verhängt worden sei; auch wurde 2) (dem unter der Hand geschehenen kaiserlichen Ansinnen und Befehl zufolge) mir mein ausgestellter Kautionsschein*) wieder zurückgegeben, wobei ich es auch habe bewenden lassen.

Die Rückgabe der erwähnten Kautionsurkunde hatte Moser unter dem 21. November 1764 gefordert; in diesem Gesuch sagt er: Ich habe den 17. September d. J. durch den Regierungsrat Commerell**) erfahren, daß mir verschiedene, ja sogar solche Verbrechen, welche Leibes- und Lebensstrafe verdienten, zum Teil aus bloßen ganz und gar ungegründeten Mutmaßungen, zum Teil aber wenigstens aus unerheblichen Ursachen beigemessen werden wollten. ... Da ich wider alle gemeinen Rechte, wie auch gegen die Landesfreiheiten nebst den Meinigen an Leib, Ehre, Hab und Gut auf das empfindlichste angegriffen und vergewaltiget, auch auf mancherlei Weise in nicht geringen Schaden an meinem Vermögen gesetzt worden bin und mir dagegen in das sechste Jahr die Justiz versagt worden ist; so gestatten alle Rechte und erfordert es meine ohne rechtlichen Grund beleidigte Ehre, Euer Herzogliche Durchlaucht in geziemendem Respekt unterthänigst zu

*) Vergl. oben S. 153.

**) Vergl. oben S. 153.

Digitized by Google

bitten, Höchstdieselbe wollen gerechtest und gnädigst geruhen, nebst Zurückgabe meiner ausgestellten Kaution all Obiges auf eine solche Weise zu redressieren, wobei ich und die Meinigen uns beruhigen können, damit ich im Fall einer gar nicht oder einer unhinlänglich erfolgenden gnädigsten Resolution, mich nicht unumgänglich genötigt sehen möge, Kaiserlicher Majestät (allwo diese Sache ohnehin bereits rechtshängig ist) den ganzen Verlauf dieser Sache vor Augen zu legen und um Allerhöchstderoselben oberstrichterliche Hilfe unterthänigst zu bitten oder durch die Landschaft, welche mich zu vertreten schuldig ist, bitten zu lassen. Um aber Euer Herzogliche Durchlaucht auf das allervollkommenste zu überzeugen, wie sehr ich wünsche, daß es nicht dazu kommen möge, so bin ich des Erbietens, mich schlechterdings mit allem demjenigen zu begnügen, was unparteiische Personen für konvenabel erachten werden. Ich bin, alles dessen, was mir widerfahren ist unerachtet, mit wahrer, unverbrüchlicher und lebenswieriger Treue Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster Knecht Johann Jakob Moser, Kgl. Dänischer Etatsrat und Landschaftskonsulent.

Nun konnte zwar dem ersteren Verlangen, nachdem dasselbe, wie erwähnt, auch vom kaiserlichen Hof gestellt worden war, man sich nicht entziehen. Um so weniger „vergnüglich", wie Moser sagt, lautete der Bescheid auf den zweiten Punkt. Es erging nämlich (unter dem 1. Dezember 1764) ein Dekret: ... Nachdem Höchstdieselben den über ihn (Moser) aus erheblichen und wichtigen, auch vornehmlich besonderen Staatsursachen verhängten Arrest bereits wieder gnädigst aufgehoben in der gewissen Erwartung, er (Moser) werde dieser ihm widerfahrenen höchsten Gnade sich nunmehr durch ein anständiges und ruhiges Betragen fähig zu machen suchen, so hätten Seine Herzogliche Durchlaucht allerdings gegründete Ursache, diese seine in einen sehr ungebührlichen Vortrag eingekleidete vermeintliche Rechtfertigung aufs neue ungnädigst aufzunehmen; alldieweil aber Höchstdieselbe sich einmal entschlossen, die Großmut in Ansehung seiner vordringen, das Vergangene auf sich beruhen und es bei seinem erstandenen Arrest lediglich bewenden zu lassen ... so wird ihm seine schriftliche Kaution zurückgestellt ... übrigens aber will man ihn mit seinem weiteren

Digitized by Google

unanständigen Gesuch schlechterdings ab- und zur Ruhe gewiesen haben.

Moser bemerkt hierüber: Ich hatte durch meinen Arrest großen Schaden, weil ich sechs Jahre lang für Auswärtige und mit Bücherschreiben keinen Heller verdienen konnte. Und an eine auch nur mündliche Danksagung (von seiten der Landschaft) für alles, was ich so lange Zeit mit Lebensgefahr für das Vaterland ausgestanden habe, wurde nicht gedacht. Indes ließ er — zu uneigennützig und groß denkend, als daß er hätte mögen für sein Privatinteresse prozessieren — die Sache fernerhin beruhen. Uebrigens wurde ihm, nachdem er während seiner Haft aus der Zahl der Konsulenten gestrichen worden war, zu erkennen gegeben, er könne sein Amt wieder versehen. Von anderer Seite, namentlich vom kaiserlichen Hof hatte man ihm den Rat gegeben, „um mehrerer Sicherheit willen" außer Landes zu gehen. Allein er wollte zunächst wieder Besitz von seinem Amt nehmen. Ich wohnte, schreibt er, der Eröffnung des Landtags und einer Sitzung im engeren Ausschuß bei, blieb aber im übrigen zu Haus und that, was ich konnte. Als aber die Landessachen nicht gingen, wie ich wünschte, und ich wegen meiner Schrift vom Soldaten halten*) in neue Gefahr geriet, so begab ich mich im August 1765 zu meiner Tochter in Karlsruhe.

Von diesem Aufenthalt erzählt er: Als ich an der fürstlichen Tafel speiste und die Frau Markgräfin meinte, ich würde üble Zeit in meinem Arrest gehabt haben, konnte ich ihr nach Wahrheit bezeugen, daß zwar die Zeiten nicht allemal gleich gewesen seien, daß ich aber doch oft manche, nicht nur Stunden und Tage, sondern auch Wochen und Monate gehabt habe, darin ich so vergnügt gewesen sei als jemals in meinem ganzen Leben. Und als ihr solches nicht wohl begreiflich fallen wollte, sagte ich: Da ich die Gnade hätte, daß Ihre Durchlaucht mich schon von langen Jahren her kennten, ob Sie mich jemals munterer und

*) Diese Schrift war (in Quart) 1765 anonym erschienen unter dem Titel: „Beantwortung der Frage: wie viel Soldaten eines Teutschen Reichs-Standes Land zu erhalten schuldig seye?" wie auch: „Wer den Ausschlag darin geben könne?"

Digitized by Google

gesünder gesehen hätten als eben jetzt? Da sie nun solches zugab, sagte ich: Da hätten sie also die Probe von obigem.

Am kaiserlichen Hofe war inzwischen für Mosers Sicherheit in Württemberg gesorgt worden, und der Herzog ließ ihm hierüber durch den zu Stuttgart anwesenden dänischen Gesandten Zusage machen, worauf Moser im März 1766 nach Stuttgart zurückkehrte. Er hatte noch während seines Aufenthalts in Karlsruhe auf Wunsch des Herzogs diesem Vorschläge gemacht, in welcher Weise die langwierigen Streitigkeiten mit der Landschaft durch Vergleich beigelegt werden könnten. Für eine solche Erledigung der „Landesirrungen" war er nun auch in der Landschaft thätig und hatte die Genugthuung, daß im Jahre 1770 dieser Vergleich wirklich zustande kam. Als, schreibt Moser, der Vergleich zwischen Landschaft und Herzog völlig geschlossen war, entstanden am Ende des Landtages in der Landschaft innerliche Streitigkeiten wegen Verwendung der Landesgelder und wegen der Gerechtsame des größeren Ausschusses, darein ich (wider meinen Willen) mit verwickelt wurde und bei dieser Gelegenheit meine Entlassung aus den landschaftlichen Diensten erhielt.

Die Akten über diese Streitigkeiten ergeben, daß, während eine Minderheit in der Landschaftsversammlung für Mosers Wiederberufung zu den Sitzungen stimmte, die Mehrheit sich dagegen erklärte und in ihrer bezüglichen Vorstellung an den Herzog (vom 28. April 1770) ausführte, daß „während der ganzen Dienstzeit des Konsulenten Moser die Landschaft mehr denn einmal teils durch seine gegen das ergangene Verbot publizierten Schriften, teils durch seine veränderlichen Principia und übriges Betragen in manche nicht geringe Verlegenheit gesetzt worden" sei. Diese sinnlosen Anschuldigungen wies Moser zurück in einer an die Landesversammlung gerichteten Denkschrift vom 17. Mai 1770*). Er sagt darin unter anderem: Da ich zu allen den Bewegungen, welche wegen meiner Berufung zu den Landtagssessionen entstanden sind, nicht den geringsten Anlaß gegeben habe und von

*) Diese Denkschrift ist (Stuttgart) 1816 neu abgedruckt unter dem Titel: „Johann Jakob Mosers Pro Memoria an die württembergische allgemeine Landtagsversammlung vom 17. Mai 1770".

Digitized by Google

Herzen wohl zufrieden wäre, wenn ich, ohne Nachteil des gemeinen Besten, in meiner bisherigen Ruhe hätte verbleiben können oder es noch könnte, so habe ich auch nicht nur bisher alles bei dem Landtag oder sonst gehen lassen, wie es gegangen ist, ohne mich im geringsten zu bewegen, sondern ich habe auch, soviel meine Person betrifft, alle diejenigen Lügen und Lästerungen mit Verachtung angesehen, womit das ganze Land, ja entfernte Gegenden überschwemmt, von pflichtvergessenen Leuten die Gemüter der Unterthanen gegen die Landesherrschaft aufgebracht, die rechtschaffenen Patrioten, so sich vor den Riß gestellt, verleumdet und ich auf das ärgste mißhandelt worden bin; nachdem aber die hinter dem ehrwürdigen Namen des engeren Ausschusses und der allgemeinen Landesversammlung sich versteckenden, wenig bekannten Personen kein Bedenken getragen haben, meine Person auf das unverantwortlichste anzutasten, so wird es eher zu spät als zu früh sein, daß auch ich in meinem Teil vorläufig nur kürzlich anzeige, was es sowohl in der Hauptsache, um die es zu thun ist, für eine Beschaffenheit habe, als auch, was in Ansehung meiner Person dabei in Erwägung zu ziehen sein möchte. ... Meine Schriften liegen vor aller Welt Augen und legitimieren mich, daß ich einmal wie das andere als ein ehrlicher Mann denke, der, wie er Herrn und Land zugleich geschworen hat, also auch jedem das seine zuteilt, und ich bin kein falscher Scheinpatriot, der seinen Privatbeutel dadurch spickt und sich beliebt zu machen sucht, indem er tapfer auf den Hof schmäht, dadurch den Pöbel an sich zieht, aufhetzt, und indem er demselben von lauter Freiheit und Erhaltung der Landesprivilegien vorplaudert, ihm das Garn über dem Kopf zusammenzieht und aus vermeintlichen Sklaven des Hofes niederträchtige Speichellecker seiner selbst und unsinnige, zügellose Bewunderer seiner unbändigen, wilden Affekte macht, sondern ich suche, soviel und solange es möglich ist, Einigkeit zwischen Herrn und Land zu stiften, zu erhalten und wiederherzustellen. ... Endlich berufen sich Prälaten und Landschaft auf das, was der Herzog ehemals in Ansehung meiner dem ganzen Land bekannt zu machen geruht habe. Dies kann auf nichts anderes zielen, als auf den im Jahre 1759 bei meiner Arrestierung in die

Digitized by Google

Zeitung gesetzten Artikel*), und rüttelt an dieser Sache die Landschaft, eben die Landschaft, um welcher willen ich mir die damalige herzogliche Ungnade zugezogen habe! Was muß ein jeder ehrliche Mann in der ganzen Welt von denen denken, die den Namen dazu hergeben! ... Daß schließlich die Landschaft oder vielmehr die darin herrschende Partei wünschet, ich möchte meine übrige Lebenszeit in Ruhe zubringen, glaube ich gern; so bliebe alles in der alten Unordnung. Wenn aber die landschaftliche, innere alte Verfassung wieder hergestellt ist (welches, wenn man will, in wenigen Wochen geschehen sein kann), will ich gern meine übrigen Lebenstage in Ruhe beschließen.

Dieser Ruhestand wurde ihm denn auch (16. Juli 1770) mit lebenslänglichem Ruhegehalt (von 1500 Gulden) gewährt.

Für seinen Entschluß, sich in die Stille zu begeben, führt er (an einem andern Ort) an: „daß die Umstände in und außer der Landschaft so beschaffen waren, daß ich alle Hoffnung aufgeben mußte, mit allen mir von Gott verliehenen Gaben und mit allen in so vielen Jahren, unter so vielen Abwechselungen erlangten, nicht gemeinen Erfahrungen in diesem Amt auch nur in etwas ersprießliche Dienste leisten zu können; ich mithin unbrauchbar bin und also um so mehr, nachdem ich mein Leben lang so viel gearbeitet und erlitten habe, mich mit gutem Gewissen und Ehre zur Ruhe begeben kann".

Seither, schreibt Moser im Jahre 1776, bringe ich meine Zeit teils mit Bücherschreiben, teils mit rechtlichen Gutachten für auswärtige Reichsstände, wie auch für andere Personen und Körperschaften zu, bin mit meinen Umständen herzlich vergnügt, und danke Gott, der es so gefügt hat.

In diesen letzten zwanzig Jahren seines Lebens hat Moser noch so viele Bücher geschrieben**) wie ein anderer Gelehrter kaum in seinem ganzen Leben.

*) Vergl. oben S. 109.

**) S. den Anhang Ziffer I, 6—37; II, 3—5; III, 11—32; IV, 6—11; V, 5—7; VIII, 5—7, 9, 11; IX, 1—4; XII, 6—10; XV, 7; XVII, 6—9; XIX, 16, 18; XX, 2—10; XXI, 7—10; XXIV, 4—6; XXVI, 6, 10; XXVII, 6; XXIX, 4, 6, 7. Vergl. auch den zweiundzwanzigsten Abschnitt.

Digitized by Google

Er erzählt weiterhin: Als mein dritter Sohn von der Univerſität zurückkam, hielt ich ihm ein Kollegium, darin ich zunächſt alle Wiſſenſchaften, die er erlernt haben ſollte, mit ihm kurz durchging, ihn danach prüfte und die nötigen Erinnerungen beibrachte, ihm aber ſodann Anleitung zur Kanzleipraxis*) gab.

Ich brachte ferner einige Entwürfe zum Beſten meiner Vaterſtadt Stuttgart und des ganzen deutſchen Reichs zu Papier. Jene wurden auch genehmigt, aber nicht vollzogen, und die letzteren fanden zwar an dritten hohen Orten Beifall, aber nicht an dem Hof, von welchem ich es eigentlich verhofft hatte.

Des Herrn Herzogs Durchlaucht haben ſeit meiner Entlaſſung mich genauer kennen lernen und mir erlauben laſſen, mir eine Gnade auszubitten. Ich bat den Beſoldungsnachtrag für meinen zweiten Sohn**) und auf meinen Todesfall die Abzugsfreiheit für meine auswärtigen Kinder***) aus; beides wurde gnädigſt bewilligt, und als ich mich ſchriftlich bedankte, gab der Herzog in einem gnädigen Handſchreiben (vom 30. Januar 1769) zu erkennen, daß es ihm lieb ſein würde, wenn ich ſelbſt zu ihm kommen werde. Als ich ſodann perſönlich aufwartete, äußerte ſich der Herzog gegen mich, daß er nun wiſſe, daß ich ein ehrlicher Mann, guter Patriot und getreuer Unterthan ſei; er hat mich auch nachher zur herzoglichen Tafel gezogen.

Ich lebe ſchließlich, ſchreibt Moſer im Jahre 1783, in Stuttgart in einer ſolchen Stille, daß Fremde, die mich beſuchen, ſich vielfältig gegen mich beklagen, ſie hätten faſt nicht erfahren können, wo ich wohne.

---

*) Vergl. oben S. 28 und 93.

**) Vergl. oben S. 104.

***) Von einer in das Ausland zu verabfolgenden Erbſchaft war eine beträchtliche Abgabe an die württembergiſche Staatskaſſe zu entrichten.

Digitized by Google

Neunzehnter Abschnitt.

Häusliches Leben.

Mosers Ehe war eine durchaus glückliche. Er hatte bei seiner Wahl nicht auf Schönheit oder Vermögen gesehen, sondern nur auf ein „gutes Gemüt". Er rühmt von seiner Frau: Sie zog, als eine ganz junge und sehr an ihrem Vaterland hängende Person, doch ganz willig und ohne den geringsten Widerspruch mit mir in weit entfernte und uns ganz unbekannte Lande. Und als wir vollends beide uns zu Gott in Christo Jesu bekehrten, waren wir ganz ein Herz und eine Seele, ehrten die Gnade und das Bild Gottes aneinander und trugen unsere Schwachheiten aneinander ebenso in Geduld, wie Gott sie an uns trug. — Ich war sehr cholerisch, sie hingegen phlegmatisch, und wenn ich sie nicht in Liebe behandelt hätte, würde sie bei ihrem schwächlichen Körper und leicht niederzuschlagendem Gemüt kein hohes Alter erreicht haben. So aber bezeugten Graf Reuß zu Ebersdorf und seine Gemahlin uns öfter, wenn sie sich in ihrem Leben über etwas hätten wundern müssen, so sei es dieses, daß wir als zwei Personen von so verschiedenen Temperamenten in so großer Einigkeit und Vergnügen miteinander lebten.

Ich liebte sie und habe nie keine andere Person neben ihr geliebt; daher war es mein Vergnügen mit, wenn sie vergnügt war, und es war mir unerträglich, wenn sie betrübt war, weinte oder seufzte, sonderlich wenn ich wußte oder vermutete, daß ich Ursache daran sei. — Daher kommt auch alles andere, in meinem Arrest erstandene scharfe Leiden bei mir in keine Vergleichung gegen dem, daß sie während dieses Arrestes (den sie so schmerzlich mitempfunden hat) von Gott aus der Welt abgefordert worden ist, und ich ihr nicht noch mich rechtschaffen dankbar habe erzeigen und ihr die letzten Liebesdienste habe erweisen können. Wenn auch der liebe Gott mir zwischen ihr und den allerchristlichst-liebreichst-schönst- und reichsten Weibspersonen noch jetzo die Wahl ließe, würde ich allemal wieder um meine liebe Friederike bitten. Ihr Angedenken ist bei mir beständig neu, und nichts kann mich trösten als die

Digitized by Google

erfreuliche gewisse Hoffnung einer unzertrennlichen, noch vollkommeneren Liebesgemeinschaft mit ihr in der seligen Ewigkeit.

Weil ich ihrer guten ökonomischen Einsichten und Treue in nützlicher Verwendung des Geldes versichert war, so setzte ich ihr, nach Maßgabe meiner jedesmaligen Einkünfte, zu den gewöhnlichen Ausgaben etwas Gewisses aus, was ich ihr alle Vierteljahre voraus oder doch nach und nach bezahlte. Ich machte ihr auch von Zeit zu Zeit einen ungefähren Entwurf, was sie von diesen Geldern zu bestreiten hätte, überließ ihr aber hernach alles (einzuteilen) und fragte weder nach dem, worüber sie nicht selbst mit mir sich besprechen wollte, noch forderte ich eine Rechnung von ihr. Anfangs meinte sie zwar je und je, es sei nicht möglich, damit auszukommen; ich stellte ihr aber vor, sie wüßte, in welchen Vermögensumständen (denn diese waren ihr allezeit bekannt) wir stünden; ich wollte ihr meinen ganzen Verdienst und Einnahme geben: wenn ich aber sterben und sie nebst unsern Kindern in Dürftigkeit verlassen sollte, so könnte und würde sie mir auch keine Schuld geben. Dieses wollte sie nun nicht; also lernte sie immer besser, mit dem ihr Bestimmten auszukommen und dankte mir nachmals oft dafür.

Vor allem aber war Moser darauf bedacht, mit seiner Frau in der völligen Geistesgemeinschaft des lebendigen Christentums zu stehen, und auch dieses Verlangen wurde mehr und mehr erfüllt. Er hat ursprünglich für sich und die Seinigen, eine Geschichte des inneren Lebens seiner Frau niedergeschrieben und diesen Aufsatz nachgehends — auf dringendes Verlangen seiner Freunde — dem Druck übergeben*). Nun hätte ich zwar, schreibt er, eben dabei die meisten Bedenklichkeiten haben können, weil der Zusammenhang der Sache notwendig erfordert hat, von meiner eigenen Person vieles mit einfließen zu lassen. Gleichwie ich aber mit meinen Gesinnungen in Religionssachen nicht zu prangen verlange, also schäme ich mich hingegen auch des Evangelii nicht, sondern will unter den Weisen und Gelehrten dieser Zeit gern als ein solcher passieren, wofür sie dergleichen Leute zu halten pflegen. — Und wenn diese Erzählung auch nur an einer einzigen Seele einen

*) Anhang Ziffer XXIX, 7.

Digitized by Google

Nutzen hat, so wäre es ja schade, wenn sie nicht bekannt geworden wäre *).

Moser hatte neun Kinder, vier Söhne, von denen der eine in früher Jugend starb. Der älteste Sohn war der nachher als Staatsmann und Schriftsteller zu hohem Ruhm gelangte Friedrich Karl v. Moser. Der zweite war Forstmann, der dritte starb als badischer Regierungsrat, achtundzwanzig Jahre alt. Von den Töchtern überlebten zwei in glücklichster Ehe den Vater. Dieser schreibt: An allen meinen lieben Kindern hat mich Gott so vieles Vergnügen erleben lassen, daß ich mich unter die glückseligen Väter rechnen darf. — Meine lieben Söhne hielt ich, sobald sie von Universitäten kamen, sorgfältig von Müßiggang (der so vielen jungen Leuten auf mancherlei Weise zum Verderben wird) ab und zu nützlicher Anwendung der Zeit an.

Wie ich überhaupt aller Heuchelei, besonders in Religionssachen, todfeind bin und weit mehr auf einen guten, natürlichen, noch unbekehrten Menschen halte als auf einen, der noch so viele Erkenntnis hat und noch so schön redet, aber nicht danach thut, so habe ich auch bei meinen Kindern alle Verstellung, vornämlich im Betragen gegen Gott und hinsichtlich der Religion, sorgfältig zu verhüten gesucht. Ich sage ihnen die Wahrheit, nach meiner Ueberzeugung, bei Gelegenheit, suche sie durch meinen eigenen Wandel zur Verleugnung der Welt zu bewegen, überlasse aber sodann das übrige ihrer eigenen Verantwortung.

Bei der zärtlichsten Liebe zu meinen Kindern schätze ich ihr Gutes und Mangelhaftes nach der reinen Wahrheit, ohne alle so vielen Eltern anklebende blinde Liebe. Wenn aber noch ein Unterschied des Grades der Liebe zu einem unter ihnen stattfindet, so sind mir die liebsten die, an denen ich bemerke, daß sie die treuesten gegen die Gnade Gottes sind, welche von Jugend auf an ihren Herzen gearbeitet hat und welche wir Eltern auf alle Weise zu unterhalten und zu befördern gesucht haben.

Als ich meine beiden lieben Söhne in Darmstadt **) besuchte

---

*) Der wesentliche Inhalt dieses Aufsatzes ist schon oben an den entsprechenden Stellen mitgeteilt.

**) Friedrich Karl war Staatsminister zu Darmstadt, Wilhelm Oberforstmeister und Geheimerat.

Digitized by Google

und sie mich dem Landgrafen vorstellten, sagte dieser zu mir: „Ich kann Gott nicht genug danken, der mir diese beiden rechtschaffenen Männer zugeführt hat, von welchen meine und meines Hauses und Landes ganze Wohlfahrt abhängt.

Daß meine lieben Söhne so wichtige Ehrenstellen erreicht haben, erkenne ich zwar mit Dank gegen Gott. Es ist mir aber kein so großes Vergnügen als das, daß sie durch Ehrlichkeit und Fleiß dazu gelangt sind, den Charakter rechtschaffener Männer bei ihrem Fürsten, auch sonst überall in und außer Landes behaupten und sich des Evangeliums weder in Schriften noch sonst schämen.

Uebrigens verlange ich schlechterdings nicht, daß sie in Staats-, Gelehrten- und allen andern Sachen gerade ebenso denken und handeln sollen als ich, ihr Vater.

Meinen lieben Söhnen, als sie noch bei mir waren, erteilte ich in Ansehung der Oekonomie zur Regel: Solange ihr so rechnet: „So viel brauche ich; dazu habe ich so viel einzunehmen; also fehlt mir noch so viel," werdet ihr niemals auskommen oder etwas ersparen; sondern ihr müßt so rechnen: „So viel habe ich einzunehmen; nun, wie teile ich dieses ein, daß ich damit ausreiche?" und da müßt ihr die nötigen Posten zuerst, die andern aber hernach setzen; nicht an jenen, sondern an diesen sparen und so lange rechnen, bis Einnahme und Ausgabe miteinander übereinkommen. Ich erläuterte es ihnen mit diesem Beispiel: Ein Rat hat sechs Kinder und 600 Gulden Einkommen; er wird genau berechnen können, daß er diese 600 Gulden zu seinen sechs Kindern so nötig habe, daß niemand mit Billigkeit etwas daran wird aussetzen können. Er hat aber einen Sekretär neben sich, der hat auch sechs Kinder, hingegen nur 300 Gulden Besoldung und muß doch damit auskommen. Wie macht er es? So: Der Rat hat eine Wohnung, für die er 60 Gulden geben muß; der Sekretär mietet für 40 Gulden. Der Rat hat ein seidenes Futter unter seinem Kleid, der Sekretär ein wollenes, auch geringeres Tuch; der Rat ißt die Woche zweimal Braten, der Sekretär einmal; der Rat trinkt über Tisch einen Schoppen Wein, der Sekretär einen halben, und so durch alles. Aber es ist neben beiden auch noch ein Kanzlist vorhanden, der hat gleichfalls sechs Kinder und nur 150 Gulden

Digitized by Google

Besoldung. Wie macht er es? Er behilft sich mit einer Wohnung von 25 Gulden; er ißt die Woche nur ein paarmal täglich zweimal Fleisch, die übrigen Tage aber nur einmal oder gar nicht; er trinkt nicht alle Tage Wein; trägt ein noch schlechteres Kleid; er hält keine Magd, sondern die älteren Kinder müssen deren Stelle versehen u. s. w. Nun, gehet hin und thut desgleichen!

In Ansehung meiner Hausgenossen (wie auch sonst aller Menschen) ist mir die Regel unverrückt vor Augen: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch! Ich erleichtere ihnen daher ihren (bei mir ohnehin nicht schweren) Dienst auf alle nur mögliche Weise. Sie erkennen es auch, dienen mir mit willigem Herzen, und so herrscht beständig Liebe und Einigkeit in meinem Hause.

Schon im Jahre 1754 hatte Moser seine dreiundzwanzigjährige Tochter Friederike sterben sehen. Zwanzig Jahre später ging sein jüngster Sohn Benjamin, welcher als Rat in Karlsruhe angestellt war, einem frühen Tod an Auszehrung entgegen. Derselbe starb im Hause seines ältesten Bruders (Friedrich Karl v. Moser) zu Darmstadt. Als der Vater die Nachricht von der schweren Erkrankung erhielt, schrieb der dreiundsiebenzigjährige Vater (11. Juli 1774): Herzlich geliebter Sohn! Ich bin zwar durch viele widrige Zufälle so abgehärtet oder, besser zu sagen, in den guten Willen Gottes ergeben und gelassen gemacht worden, daß mich nicht leicht etwas in meinem Gemüte mehr sonderlich anrührt; indessen hat mich das heute erhaltene Schreiben auf das empfindlichste angegriffen. . . . Ich kann nicht bergen, daß ich vermute und besorge, es gehe eher zum Tode als zum Leben; und eben dieser wichtige Schritt und Uebergang in eine selige oder unselige Ewigkeit ist es, was mir unter dergleichen Umständen bei meinen lieben Kindern vor allem andern anliegt und wogegen das sonst auch saure Angedenken eines künftig zu entbehrenden liebreichen Umganges und übrigen Vergnügens fast in keine Betrachtung bei mir kommt. — Tugend und Philosophie reichen bei diesem kritischen Zeitpunkt nicht hin, befriedigen das Herz nicht und können keine Freudigkeit verschaffen, einer Ewigkeit getrost entgegenzugehen und vor einem allwissenden Richter zu erscheinen, um zu empfangen, nach dem wir in dieses Leibes Leben gehandelt

Digitized by Google

haben. Die Krankheit, womit Gott meinen lieben Sohn heimsucht, hat diesfalls viel Vorzügliches gegen andere, weil sie nicht so schnell ein Ende macht wie andere und man also Zeit hat, seine Sachen mit Gott durch Jesum in Richtigkeit zu bringen, und weil der Mensch dabei seinen Verstand und Sinne behält, um solche Vorbereitungszeit wohl anwenden zu können. Schenkt Gott hernach wider Vermuten neue Gesundheit und fristet das Leben, so ist gar dadurch nichts verspielt, daß dieses vielmehr das Leben erst vergnügt macht und man nun erst gern auf der Welt sein kann, wenn man so in einer ununterbrochenen Versicherung der Vergebung seiner Sünden und des Gnadenstandes bei Gott hingeht, daß man gewiß weiß, wenn man auch so schnell weggerückt würde, daß man keinen einzigen Gedanken mehr fassen könnte, man als ein Kind in die Arme eines gütigen Vaters und eines mitleidigen Hohenpriesters hinsinke und so seliger sei, als man noch nie gewesen ist. Wehe mir, wenn ich auch nur einen Augenblick nicht in dieser Fassung stünde! ... Mein lieber Sohn weiß, daß ich nicht erst als ein alter Mann, der dem Lauf der Natur nach seinem Ende täglich entgegensieht, sondern bald fünfzig Jahre so denke und alle meine Handlungen danach eingerichtet habe.

Den 21. August 1774. — Schon oft habe ich mich über unsere so tief in das Irdische versunkene verderbte Natur verwundert, daß und wie es möglich sei, daß ein Mensch, der eine Ewigkeit und eine unendliche Selig- oder Unseligkeit glaubt und seines zeitlichen Lebens keinen Augenblick sicher ist, nicht seine ganze Lebenszeit dazu hauptsächlich anwende, daß alles andere ihm dagegen nicht nur gleichgültig, sondern auch geringschätzig sei; und noch unbegreiflicher ist es mir, wie auch Kinder Gottes, die in der Gnade stehen, doch noch lieber in der Welt länger bleiben möchten, wenn Gott es ihrem freien Willen überließe. ... Eine fleißige Uebung in dem Lobe Gottes und seiner Gnade im Geistlichen und Leiblichen über uns ist, wie ich aus Erfahrung weiß, ein gesegnetes Mittel, den irdischen Sinn in den himmlischen zu verwandeln; daher ich unter allen meinen Liedern das, welches anfängt: „Lobend will ich schlafen gehen ꝛc.“ vorzüglich liebe und nach dem Willen Gottes wünsche, daß es mir in meinen letzten

Digitized by Google

Tagen, Stunden und Augenblicken öfters vorgehalten und durch den heiligen Geist in meinem Herzen mit Ja und Amen versiegelt werde.

Den 10. September 1774. — Als mein Schwager H. meiner lieben seligen Tochter Friederike nur noch etliche Stunden vor ihrem Verscheiden vorhielt: „Wenn mein Herz dran denkt, daß es ist besprengt mit des Lammes Blut, es sich hoch erfreuet, stirbt mit gutem Mut," war sie auch so gegenwärtig und erinnerte mit lächelndem Mund: „Und den Tod nicht scheuet!" welche Worte Herr H. zufällig ausgelassen hatte. . . . Mein lieber Sohn, folge dem Glauben und der ausharrenden Geduld dieser deiner längst seligen Schwester! und mein Ende werde auch wie dieser meiner lieben Kinder Ende!

Im vierten Jahre seiner Gefangenschaft auf Hohentwiel, unter heftigen Krankheitsanfällen, richtete Moser ein Abschiedsschreiben an seine Kinder (5. Mai 1763): Alle meine auf das allerzärtlichste geliebte und lauter gute Kinder! Da sich vor menschlichen Augen die Hoffnung meiner Befreiung von neuem weit entfernt, ich hingegen in meinem dreiundsechzigsten Jahre stehe (welches Alter keiner meiner väterlichen Voreltern in mehr denn zweihundert Jahren erreicht hat), mich auch sonst in solchen Leibesumständen befinde, da mich Gott schnell abfordern könnte, oder ich doch außer stande gesetzt würde, dem Drang meiner väterlichen Liebe ein Genüge leisten zu können, so will ich hiermit auf allen Fall bis auf mein freudiges Wiedersehen und unzertrennliche Vereinigung in einer seligen Einigkeit den liebreichsten Abschied von euch nehmen. . . . Was ich euch hinterlasse, beträgt, bei so vielen Teilen, ein Weniges, im ganzen aber doch ein Ehrliches. . . . Uebrigens wißt ihr selbst, wie sauer ich mir es habe werden lassen, etwas zu verdienen, wie eure liebe selige Mutter und ich uns vieles von manchen wohl erlaubten Dingen abgebrochen und uns manches Vergnügens, z. B. die lieben Unserigen zu besuchen, enthalten, um diese Kosten zu eurem Besten zu ersparen. Da auch meines Wissens nicht ein Heller ungerechtes oder sündliches Gut in meinem ganzen zu hinterlassenden Vermögen ist, so wird auch ganz gewiß, gewiß ein reicher göttlicher Segen darauf ruhen und meine lieben Kinder und Nachkommen solches in der That erfahren. . . .

Digitized by Google

Liebe Kinder! Achtet es nicht gering, daß Gott euch Eltern geschenkt hat, welche in einem Sinn vor ihm gewandelt und euch gemeinschaftlich von Jugend auf ihm zugeführt haben. Bewahret die empfangene Gnade sorgfältig. Wachset in der Treue, so werdet ihr auch in der Gnade wachsen; wachet immer besser über euer Herz und werdet immer aufmerksamer auf die Zucht des heiligen Geistes, so werdet ihr auch jedesmal die Reizung zum Bösen dämpfen, indem sie noch ein Funken ist und ehe sie zur Flamme wird, das ist was Großes und viel dadurch gewonnen. Betet gern, betet herzlich und kindlich, das ist freimütig, aber allezeit mit gänzlicher Ueberlassung in den allein guten, weisen und liebreichen Willen des Vaters. Im Gebet erholt man sich wieder von aller Mattigkeit, Trägheit, Ungeduld und bekommt neue Kraft, wie man sie von nöten hat. Lernt Gott (aber nicht und nie anders als in Jesu Christo) immer mehr als euren Vater erkennen und an seinem Vaterherzen fassen, so werden euch alle seine Wege und Führungen, sie sehen auch so wunderlich aus, als sie wollen, recht sein. Lernt Jesum je mehr und mehr als eure Gerechtigkeit und Heiligkeit erkennen und genießen und vereinigt euch immer mehr durch einen lebendigen Glauben mit ihm. Jesus für uns, Jesus in uns, wir in Jesu, Jesus im Vater und der Vater in Jesu, ist das ganze Mark des Christentums, gibt einen mutigen und sieghaften Glauben, und so ist man alle Augenblicke würdig und willig, in die selige Ewigkeit einzugehen. Seid nicht damit zufrieden, wenn ihr bloß eine (auch gewisse und nach der Ordnung Gottes gegründete) Hoffnung der Seligkeit habt, sondern bestrebt euch, daß ihr das volle Los des euch von Gott in Christo Jesu bestimmten Erbteils in seinem ewigen Reich erreicht, und nicht nur nichts verliert von dem, was ihr durch die Gnade erarbeitet habt, sondern immer mehr mit den empfangenen Gaben wuchert und dagegen auch vollen Gnadenlohn erhaltet. Sucht euren Himmel nicht auf Erden, je größer und reicher, je gefährlicher und leichter geschieht es, daß man dort leer ausgeht oder mit wenigem abgefertigt wird. Vergeßt nicht, daß das Reich Jesu auf Erden ein Kreuzreich ist; wenn euch daher über seiner Nachfolge, oder sonst zu eurer Bewahrung und Demütigung etwas dem Fleisch und Blut Unangenehmes widerfährt, so sucht nicht,

Digitized by Google

dessen überhoben zu werden, sondern daß Gott seinen Zweck an euch erreichen möge, so wird euch dort die Frucht davon ewig erfreuen. . . . Die in der Ehe stehen, suchen mit ihren Ehegatten je mehr eines im Geist und in Jesu zu werden. Dieses gibt das allerfesteste und allerzärtlichste Liebesband und vereinigt auch die Gemüter auf das genaueste, die nach ihren Temperamenten noch so verschieden sind. Und wenn man die Gnade und das Bild Jesu aneinander erblickt und ehrt, kann man in vielen Dingen Geduld miteinander tragen, wo man sie sonst nicht hätte. Ein lebendiges Beispiel davon habt ihr an eurer seligen Mutter und mir dreißig Jahre gehabt; seitdem uns nämlich der Herr beide zu sich gezogen hat. Eure Kinder zieht dem auf, dem ihr sie in der Taufe übergeben habt, und leitet sie von Jugend auf zu einem kindlichen Herzensgebet an. Dieses ist der größte Schatz, welchen ihr ihnen hinterlassen könnt und wofür sie euch in der Zeit, wenn sie ihr Bestes erkennen, und in der Ewigkeit, wenn sie mit durch euren Dienst ewig selig sind, am meisten danken werden.

Zwanzigster Abschnitt.

Gemütsart.

Moser hat in vollster Aufrichtigkeit seine Gemütsart, alle seine Beziehungen und sein Verhalten im Leben gezeichnet, und jeder dieser Züge veranschaulicht uns den ganzen Mann, der er war. Nachdem nun die mannigfachen Wege seines äußeren Lebens dargelegt worden, mögen diese Charakterzüge, wie er sie in der Ruhe des hohen Alters aufgeschrieben, das Bild des trefflichen Mannes vollenden. — Dabei könnte es hin und wieder den Anschein haben, als wollte er sich selbst rühmen, und manchem Leser mag solche Art, von sich zu reden, befremdlich sein. Aber Moser, in seinem fünfundsiebzigsten und bei einem Teil dieser Aufzeichnungen im zweiundachtzigsten Lebensjahr, ist wahrlich von jeder Eitelkeit fern

Digitized by Google

gewesen. Die edle und kindliche Einfalt seiner Selbstbekenntnisse bleibt über solchen Verdacht erhaben. Er betrachtet sich wie einen dritten Menschen und redet im Bewußtsein, daß er auch hierin wegen jedes unnützen Wortes einst würde Rechenschaft zu geben haben.

Ich bin von mittlerer Größe, aber von solcher Kraft, daß ich einst auf der Donau (zur Verwunderung der Schiffleute) ein großes Schiff in seinem Lauf so lange aufhalten konnte, bis das dicke Eisen an der Stange, womit ich es aufgehalten habe, gebrochen ist; auch konnte ich einen Tisch, daran zwanzig Personen sitzen können, ohne Beihilfe der Hände mit den Zähnen von der Erde aufheben und so im Mund herumtragen, selbst noch in meinem dreiundsechzigsten Jahre.

Mein Gesicht ist in die Ferne nicht scharf, in die Nähe aber so gut, daß, ob ich gleich fast den ganzen Tag schreibe, ich doch mit fünfundsiebzig Jahren keine Brille gebrauche, vielmehr auf große Entfernung den zarteſten Druck lesen, auch das, was ich in meinem Hohentwieler Arrest mit der Schere gekratzt habe, noch jetzt bei Tag und bei Licht lesen kann, welches mir die allerwenigsten jungen Leute nachthun können.

Mein Gehör ist so gut, daß ich in Hohentwiel dem Kommandanten das, was er durch etliche verschlossene Zimmer von mir getrennt mit einem Unteroffizier geredet hatte, zu seiner äußersten Verwunderung auf der Stelle vorhalten und, ob es ihm gleich fast kaum glaublich war, vieles aus den Predigten sagen konnte, da doch die Kirche ziemlich entfernt und die Thüren geschlossen waren, auch der Prediger keine starke Stimme hatte.

Ueberhaupt sind im fünfundsiebzigsten Lebensjahre meine Leibeskräfte allen, die mich sehen und kennen, zum Wunder und zu manchem Lob Gottes noch wie vor vierzig Jahren. Mein aufrechter Körper, heiteres Gesicht, lebhafte Farbe, helle Augen, hurtiger Gang, Ermanglung aller Runzeln übertreffen meine Jahre, so daß man mich für einen Mann von fünfzig Jahren hält. Wenn ich und meine Söhne beisammen waren, hat man mich oft für ihren ältesten Bruder angesehen. Nur habe ich schon mit etlich und zwanzig Jahren angefangen grau zu werden, und mit vierzig Jahren war ich schon ganz weiß. — Von meinen väterlichen und mütterlichen Eltern und Voreltern hat keines mein jetziges Alter

Digitized by Google

erreicht. Und doch brachte ich einen so schwächlichen Körper mit auf die Welt, daß man mir mit etlichen zwanzig Jahren ein kurzes und schmerzhaftes Leben prophezeite.

Als das erste und größte Hilfsmittel der Gesundheit sehe ich das wahre Christentum an, denn dieses bringt alle Gemütsleidenschaften und die ganze Lebensart in eben diejenige Ordnung, welche alle vernünftigen Aerzte vorschreiben; der Friede mit Gott und in Gott schafft eine ununterbrochene Gemütsruhe, welche alle Weltweisheit nimmermehr verschaffen kann; sie regiert und mäßigt alle Affekte und Handlungen, benimmt die Furcht des alle Augenblicke zu erwartenden Todes.

Ordnung in allen Dingen ist mir so zur Natur geworden, daß es mir ebenso sauer geschieht, in etwas unordentlich zu sein, als vielen andern, ordentlich zu leben. Ich stehe im Winter um 7, im Sommer um 6 Uhr auf und arbeite nach verrichtetem Gebet und Bibellesen bis mittags um 12 Uhr und nachmittags von $^1/_2$2 bis 8 Uhr; außer wenn ich Besuch gebe oder habe oder spazieren gehe. Ueber Tisch lese ich nichts, des Abends nach Tisch arbeite ich niemals. Abends um 9 Uhr gehe ich zu Bett. Mir träumt die ganze Nacht, aber nichts von dem, womit ich den Tag hindurch umgehe; sondern neben dem, daß ich vielen Umgang mit meiner seligen Frau habe, träumt mir von lauter indifferenten Sachen. — Ich speise nie zu Gast und habe keine Gäste, außer denen, die mit meinem gewöhnlichen Tisch vorlieb nehmen.

Meine ordentliche Bewegung besteht darin, daß, wenn ich Herr meiner Zeit bin, ich von morgens 9 bis abends 7 Uhr, so oft die Stunde schlägt, meine Feder niederlege und in meinem Zimmer auf und ab gehe, verrichte ein kurzes Gebet und bin alsdann still und denke nicht an meine Arbeit, bis es $^1/_4$ schlägt und ich mich wieder hinsetze. So ruht mein Gemüt aus, die Bewegung ist nicht zu lange und zu hastig, und ich sitze auch nie zu lange aneinander. Aber auch außerdem gehe ich, solange es möglich ist, täglich vor das Thor in eine Allee, spaziere dann ein bis zwei Stunden auf und ab und unterhalte mich mit den Personen, die ich da antreffe, im Gespräch. Wenn es aber der Witterung wegen nicht sein kann, mache ich hie und da nachmittags Besuche in der Stadt. Zu meinen Gesundheitsregeln

Digitized by Google

kommt eine äußerst selten unterbrochene Gemütsruhe und Zufriedenheit auch unter den anscheinend mißlichsten Umständen. — So spüre ich auch gottlob! nichts davon, daß das Alter schon selbst eine Krankheit sei, und weiß so gar nichts von einem vielen alten Leuten anklebenden mürrischen Wesen, daß ich jetzt im Gegenteil viel heiterer, liebreicher und nachgebender bin als in jüngeren Jahren.

Soviel ich mich selbst kenne, was meine Seelenkräfte anbelangt, hat bei mir die Beurteilungskraft die Oberhand. Auch übersehe ich vieles geschwind, ja meine ersten Einsichten pflegen insgemein die besten zu sein, nur geht es auch mir wie allen dergleichen Leuten, daß manchmal eine Uebereilung mit unterläuft. — Hierzu kommt Gegenwart des Geistes. — Die Erfindungskraft (ingenium) ist bei mir in gewissem Betracht stark und in gewissem Verstand schwach: stark in Sachen, die auf etwas Wesentliches gehen, neue praktische Wissenschaften, Lehrarten, öffentliche Anstalten u. dergl. zu erfinden oder an den bisherigen etwas zu bessern; da ich an Projekten und Vorschlägen unerschöpflich bin, und wenn eines nicht gehen will oder keinen Beifall findet, zehn andere gleich dagegen da sind; schwach hingegen in abstrakten und auch in solchen Sachen, die mehr zur Zierde gereichen oder einen sogenannten Witz anzeigen; daher ich keine große Anlage zu einer reizenden Rede- oder Schreibart, zur Musik, zur Poesie, Malerei u. dergl. habe, ob ich gleich eine Neigung dazu besitze.

Ich habe keine Neigung zu abstrakten, philosophischen, mathematischen u. dergl. Sachen, sondern zu solchen Dingen, welche nicht nur im Gehirn, sondern wirklich im Wesen sind. Und je größeren und wirklichen Nutzen etwas in dem gemeinen Wesen und Leben hat, um so mehr Neigung habe ich dazu.

In meiner Jugend äußerte sich ein starker Trieb zur Satire; ich habe ihn aber allezeit unterdrückt und noch.

Mein Gedächtnis ist nicht in den Worten, aber in den Sachen stark; ich kann nicht ganze Reden auswendig lernen, ganze Stellen wörtlich behalten, aber in der Sache selbst ist es sehr getreu, weitläufig und vorzüglich gut; daher ich auch meine Vorlesungen fast ganz bloß aus dem Kopf gehalten habe. Was ich

Digitized by Google

einmal gelesen habe oder noch lese, bleibt dem Wesen nach haften, und wenn ich es nötig habe, weiß ich mich dessen augenblicklich wieder zu erinnern oder es doch an seinem Ort zu suchen und leicht zu finden. Was ich vor fünfzig Jahren und seither nicht wieder gelesen habe, davon weiß ich noch die Stelle, an welcher es steht; daher mir auch nicht schwer wurde, so viele tausend Begebenheiten in meinen Schriften von dem deutschen Staatsrecht anzuführen, um das Reichsherkommen und die besondere Staatsverfassung der einzelnen Länder daraus zu erweisen. — Die sinnliche Einbildungskraft oder Phantasie hingegen ist bei mir sehr schwach. Und eben daher, nebst meiner Gelassenheit im Arbeiten, mag es kommen, daß, wenn ich (wie oben erwähnt) alle Stunden eine Viertelstunde in meinem Zimmer auf und ab gehe, ich nicht zwei Schritte von meinem Pult wegkomme, so denke ich nicht mehr an das, woran ich arbeite, ja ich kann mich oft dessen nicht einmal, wenn ich es gleich wollte, erinnern; sobald ich mich hingegen wieder hinsetze, bin ich sogleich wieder völlig in der Sache.

Ueberhaupt pflege ich meine Naturgaben einem rohen Edelstein zu vergleichen; das Wesentliche (und dieses habe ich von Gott, nicht von mir, darf es also nach seinem wahren Wert schätzen) ist gut, aber die Politur, die von außen noch hätte hinzukommen und demselben seinen ganzen Glanz und Wert verschaffen können, fehlt.

Mein Temperament (Gemütsanlage) ist vorwiegend cholerisch*); von solchen Leuten sagt ein Schriftsteller: „Sie sind sehr aktiv, behend, ungeduldig, unbeständig, empfindlich, unleidlich, argwöhnisch, zornig, hoffärtig, dreist, verwegen, schwatzhaft, ruhmrätig, können nichts verschweigen, unbarmherzig, listig, geschickt, von einem subtilen Verstand, übereilen sich aber leicht im Urteilen, ehe sie die Sache reiflich erwogen u. s. f.“ — Nun, so bin auch ich von Natur, außer nicht listig, sondern offenherzig, auch nicht unbarmherzig. Nachdem mich aber Gott zu sich gezogen hat, ist in vielem eine große Veränderung vorgegangen; ich habe zwar noch jetzo

*) Das cholerische Temperament begreift diejenige Geistes- und Körperbeschaffenheit, bei welcher Thatkraft, Ausdauer, Entschlossenheit mit leichter Erregbarkeit verbunden sind.

Digitized by Google

das cholerische Temperament und das wilde Feuer in mir, es steht aber unter dem Regiment der Gnade und herrscht also nicht. Ich will nur zwei Stücke hervorheben. Ich darf mich auf alle, die mit mir umgehen, berufen, daß man in langer Zeit nicht finden wird, daß ich mich über etwas erzürne oder stark ärgere, sondern ich lasse, um meine Gemütsruhe nicht zu stören, viel Ungerades gerade sein und habe mir angewöhnt, daß, wenn eine Gelegenheit vorkommt, wobei ich mich erzürnen könnte, mein erster Gedanke insgemein gewesen ist: Willst du dich erzürnen? und da ist allemal die Antwort, der Entschluß: Nein! Damit ist es meistens gethan, und die ersten Bewegungen sind leichter zu unterdrücken, als wenn es schon weiter gekommen ist.

Was sodann den Hochmut anbelangt, so war derselbe in meinen jüngeren Jahren stark genug, aber schon gegen fünfundvierzig Jahre mache ich mir aus Titel und Rang lediglich gar nichts mehr, noch viel weniger streite ich mit einem Menschen jemals wegen des Ranges, sondern meine Ehrbegierde geht dahin, daß ich mit Grund als ein rechtschaffener ehrlicher und dem Publikum, auch meinem Nebenmenschen, nach dem Maß meiner Gaben nützlicher Mann gelten möge, ohne aber darunter einen Ruhm zu suchen. Lobt man, namentlich ein Gelehrter, mich aus guter Meinung zu viel, so wünschte ich, es wäre unterblieben; geschieht es aus Unverstand, so lache ich darüber; geschieht es aus Schmeichelei, so ärgere ich mich.

Vorwitz ist am wenigsten mein Fehler; man darf mir die geheimsten Sachen offen geben, in Händen lassen, so lange man will, und nur sagen, ob oder wie weit ich lesen soll oder nicht, so geschieht es. — Einst (1741) kam mir unter andern Sachen ein offenes Reskript eines katholischen Kurfürsten an seinen Minister zu Handen, darin er demselben einen Entwurf mitteilte, wie in Deutschland die katholische Religion ausgebreitet und die evangelische Kirche unterdrückt werden könnte; aber mit dem allerschärfsten Verbot, keinen Menschen etwas davon wissen zu lassen, außer dem päpstlichen Nuntius. Dieser Entwurf lag auch offen dabei. Ich dachte, habe man es mir mit Absicht kommuniziert, so sei darin pflichtwidrig gehandelt und ich wolle keinen Anteil daran nehmen; sei es aber aus Versehen, möchte ich den, durch

Digitized by Google

welchen es geschehen, auch nicht ins Unglück bringen. Es sei noch ein Größerer über uns, der auch etwas dazu zu sagen habe und die evangelische Kirche zu erhalten wissen werde! Ich behielt also diesen Entwurf etliche Monate bei mir, ohne ein Wort darin zu lesen, und gab ihn alsdann unter andern Sachen zurück.

Außer der starken Neigung zu einer beständigen Arbeit habe ich sonst keine herrschende Leidenschaft, und ich kann alles in der Welt mit großer Gleichgültigkeit behandeln, es haben oder nicht haben, etwas sehen oder nicht sehen u. s. w. Mein Herz hängt auch gar nicht an den Büchern, Urkunden u. dergl., noch an sonst etwas. Nur der einzige Verlust des liebreichen Umgangs mit meiner seligen Ehegattin ist und bleibt mir unverschmerzlich, und noch einmal in diese Lotterie (der Ehe) zu setzen, hätte ich nicht Herz genug gehabt, wenn mich auch das Angedenken meiner ersten, noch unverrosteten Liebe nicht davon abgehalten hätte.

Mein Christentum setze ich nicht etwa in äußerliche Sonderlichkeiten, sondern wie Jesus selbst (nach Phil. 2, 7) in seinem ganzen äußerlichen Wandel als ein Mensch erfunden ward, so wird niemand auch an mir etwas Besonderes wahrnehmen; man rechnete denn dahin, daß ich mich zwar reinlich, aber nicht kostbar kleide und solange etwas noch nicht allgemein, sondern eine neue Mode ist, es nicht mitmache.

An Lustbarkeiten, Spielen, Tänzen u. dergl. habe ich keine Freude. Ob es aber überhaupt Sünde sei, darauf lasse ich mich nicht ein. Man bekehre sich nur von ganzem Herzen; was einem sodann der heilige Geist und sein Gewissen erlauben, das kann und will ich ihm nicht zur Sünde machen. Jeder mag, muß und wird nur seine eigenen Handlungen verantworten.

Ueberhaupt liegen meine Grundsätze durch alle Teile der Lehre und des Wandels eines Christen auf Erden in meinen vielen Liedern und in meinen Betrachtungen über die Evangelien*) vor aller Welt Augen, und wer mich persönlich kennt, wird mir hoffentlich das Zeugnis geben, daß ich selber so lebe, wie ich es andern lehre.

---

*) Siehe den Anhang unter Nr. XIX, 18

Da ich eine selige oder unselige Ewigkeit glaube, so ist meine Hauptsorge, meine Seele zur Ausbeute davon zu bringen und (wenn ich auch durch einen Schlagfluß oder sonst wie plötzlich aus der Zeit gerückt würde) alle Augenblicke imstande erfunden zu werden, vor Gott (welches unaussprechlich viel besagen will) freudig und unbeschämt erscheinen zu können.

Meinem Leib und Gemüt mute ich auf keinerlei Weise zu viel zu, obgleich manche glauben, ich arbeitete zu viel, welches aber nicht ist, weil ich die Arbeit ordentlich, mäßig und mit größter Gelassenheit verrichte; daher es auch die Probe ausweist, daß weder Leib noch Gemüt bisher dadurch geschwächt worden sind.

Sonst bin ich für meine Person mit wenigem in allen Stücken herzlich vergnügt, wünsche es nicht anders und nähme es, wenn ich es gleich anders haben könnte, nicht an. An mir selbst spare ich am meisten und besinne mich weit mehr, etwas auf mich zu wenden als an die Meinigen oder andere; doch bin ich auch nicht hart gegen mich selbst und behandle meinen Leib weder stoisch noch mönchsmäßig.

Wenn ich über meine Schicksale und gegenwärtigen Umstände Betrachtungen anstelle, ist mir allemal das viele Gute im Geist- und Leiblichen, das ich von Gott genossen habe und noch genieße, das am ersten und am meisten Gegenwärtige und das Wichtigste, gegen welches alles dem äußeren Menschen Unangenehme, so ich (etwa auch vor vielen andern) empfunden habe, in keine Vergleichung kommt, mithin mich auch nicht inkommodiert, noch in meiner Gemütsruhe und Dankbarkeit gegen Gott im geringsten stört.

Scheint mir etwas Widriges bevorzustehen, z. B. wenn mich oder die Meinigen eine schwere Krankheit befällt oder sonst etwas Unangenehmes bevorzustehen scheint, so mache ich mich gleich anfangs auf den schlimmsten Ausgang, den die Sache haben und nehmen könnte, gefaßt und ergebe mich gelassen darein; geht es nun so, so werde ich dadurch nicht so frappiert, daß ich nicht im Gleichgewicht meines Gemüts bliebe; geht es aber besser, so sehe ich es (nach Dr. Bengels Redensart) als so viel Gewonnenes an.

Gegen meine eigenen Fehler, worin sie auch bestehen, bin ich wenigstens ebenso scharf als gegen die der andern, und ich

Digitized by Google

suche sie (soweit ich sie erkenne) weder zu verbergen, noch zu entschuldigen, noch zu verkleinern.

Ich bin von Natur schnell und heftig, aber (zumal wenn ich selbst finde, daß ich gefehlt habe oder andere ihre Fehler und Unrecht erkennen) bald wieder zu besänftigen; ich trage die mir widerfahrenen Beleidigungen niemand nach, noch verlange ich mich zu rächen, wenn ich gleich alle Gelegenheit dazu hätte. Ich weiß daher auch keinen Menschen in der ganzen Welt, dem ich feind wäre oder den ich haßte; wenn ich gleich gewisse Handlungen nicht billigen, noch insoweit, als es geschehene Dinge sind, daß sie geschehen, vergessen kann.

Die den meisten Menschen so beschwerliche Bitte des Vaterunsers: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldnern vergeben," bete ich allemal mit größter Freudigkeit und Nachdruck und nähme kein großes Gut dafür, daß diese Bitte nicht in der Bibel stände. Ich bete sie nicht so wie jener Pfarrer: „Vergib uns unsere Schulden und unsern Schuldigern," sondern gerade so: „Wie wir unsern Schuldigern vergeben," in dem Bewußtsein, wieviel Vergebung ich täglich, stündlich und augenblicklich nötig habe und wie ein Weniges und Leichtes es ist, was Gott dagegen von uns verlange.

Was Wahrheit ist oder auch nur einen Schein der Wahrheit hat, das darf man mir ohne Rückhalt ins Gesicht sagen oder schreiben oder drucken lassen, ohne daß man (wenn es auch noch so rauh oder derb wäre) zu besorgen hätte, daß ich empfindlich darüber würde; sondern was ich ebenfalls sodann für wahr oder doch wahrscheinlich befinde, wende ich zu meinem Nutzen an und das Uebrige lasse ich, wenn man sich nicht des Gegenteils überzeugen lassen will, an seinen Ort gestellt sein. — Ich bin nichts weniger, als auf meine Meinungen versessen und suche nicht im geringsten ein point d'honneur darin, daß ich nicht gefehlt haben will; sondern wann und so oft ich eines Besseren überzeugt werde, lasse ich mich gar gern belehren und nehme meine vorige Meinung zurück; aber nur der Wahrheit zuliebe, nicht aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit. — Falschheit, Lügen und Schmeicheleien hasse ich (aktive und passive) wie den Teufel, und mit keinem Menschen in der Welt kann ich mich weniger stellen als mit falschen

Digitized by Google

und heimtückischen. Hingegen fordere ich auch getrost alle Menschen auf, daß mich jemand einer einzigen wissentlichen Unwahrheit überzeuge. Ich nehme von dieser Regel weder Staats-, noch Haus-, noch Ehren-, noch Not-, noch andere Lügen aus. Ein anderes aber ist: Unwahrheit reden; und ein anderes: Wahrheiten unter gewissen Umständen verschweigen. — Was die Schmeichelei aber anbelangt, so bin ich ganz anders gesinnt als ein vornehmer Theologe, der, weil mein dem Herzog namens der Landschaft gemachtes Neujahrskompliment ihm nicht hofmäßig genug war, mir in einer öffentlichen Versammlung vorhielt: „Ich muß auf der Kanzel auch manches sagen, worin ich anders denke." (Vortrefflich!)

Eben deswegen tauge ich auch nicht dazu, noch lasse ich mich dazu gebrauchen, andere von Amts wegen zu schikanieren. Als ich den Entwurf eines Vergleichs zwischen einem Fürsten und einem viel schwächeren Nachbarn aufsetzen sollte, empfahl mir ein Minister, ich sollte den Entwurf soviel möglich auf Schrauben stellen, damit man künftig bei Gelegenheit durch die diesseitige Uebermacht dem Vergleich eine unserem Herrn vorteilhafte Auslegung geben könne. Ich antwortete aber, ich würde nicht nur dieses nicht thun, sondern im Gegenteil suchen, den Vergleich so deutlich einzurichten, daß, soviel möglich, bis an das Ende der Welt kein neuer Streit über den verglichenen Punkten entstehen möge.

Man wird — abgesehen davon, daß ich den Leuten auch unangenehme Wahrheiten sagen muß — von keinem Kollegium und von keinem Menschen, am allerwenigsten aber von denen, die beständig mit mir umgehen, jemals hören, daß ich unverträglich sei, umgekehrt, ich lebe mit den Personen, mit denen ich in einem Hause wohne und mit meinen eigenen Hausgenossen so in Liebe und Einigkeit, daß keines sich von dem andern in langen Jahren zu scheiden verlangt. — Wahr ist es, daß ich zuweilen von einigen Personen, mit denen ich in einem Kollegium, Ausschuß u. dergl. gesessen, als eigensinnig beschrieben worden bin; aber bloß darum, weil ich ihnen und ihren eigensinnigen oder eigennützigen oder bösen Anträgen zuliebe nicht von meiner in Recht und Billigkeit oder sonst gegründeten Meinung habe abgehen wollen. Es ist auch dieses ein allgemeiner Vorwurf, welchen alle (ernstlichen)

Digitized by Google

Christen und ehrlichen Leute leiden müssen, wenn sie über Wahrheit und Gerechtigkeit halten. — Im übrigen kann man mit guten Worten sehr viel bei mir ausrichten, mit aller Schärfe hingegen nicht das Allergeringste; denn ich suche nichts, ich hoffe nichts, ich fürchte nichts! Werde ich also ungebührlich behandelt, so bleibe ich um so standhafter.

Habe ich (gar oft) wenig oder nichts übrig gehabt, so hat es meine Gemütsruhe ebensowenig gestört, als wenig ich daran gedenke, wieviel ich etwa dann und wann Ueberfluß und vorrätig habe.

Ein gewisser Mann sagte vor langen Jahren zu meiner Mutter von mir: Selig wird Ihr Sohn wohl werden, aber nicht reich! — Denn Geld und Gut fesseln mein Gemüt nicht. Daher ich auch die Tage meines Lebens in Amtssachen weder selbst noch durch die Meinigen oder andere, mittel- oder unmittelbar, vor oder während oder nach geendigter Sache von irgend einem Menschen etwas, es habe Namen wie es wolle, angenommen; wohl aber habe ich zu bedauern, daß ich, auf deren Ansuchen, vieles für große Herren, von denen ich nichts zu genießen hatte, gearbeitet, ja wohl noch die Abschreibegebühren und Postgeld aus meinem Beutel bezahlt und nichts dafür bekommen habe, weil es mir an der Gabe eines gewissen Geheimerats gefehlt hat, welcher zu sagen pflegte, er danke Gott, daß er grob sein könne, sonst bekäme er von manchen großen Herren, mit denen er viel zu thun habe, nichts.

Ich besitze weder die Neigung, noch die Gabe, Reichtum zu erwerben. — Unter meinem ganzen Vermögen bin ich mir nicht auch nur eines Hellers bewußt, welcher nicht auf die vor Gott und Menschen erlaubteste Weise (meistens sauer) erworben wäre.

Als ich noch Regierungsrat war, wurde mir in einer Sache, welche man für beendigt hielt, ein Geschenk angeboten; man riet mir, ich sollte es nehmen, weil ich ja nicht hätte vermuten können, daß mir etwas würde angeboten werden, ich also auch keine Rücksicht darauf habe nehmen können. Ich that es aber doch nicht. Unvermutet kamen sodann solche neue Umstände zum Vorschein, daß ich meine eigene Ansicht wieder ändern mußte; hätte ich aber dieses ebenso leicht thun können, wenn ich das Geschenk angenommen hätte? — Und als ich Mitglied der herzoglichen Landrechnungs-

deputation war, schickte mir ein neuer Beamter einen ganzen Korb voll Zucker, Kaffee u. dergl.; ich sandte ihn zurück; als ich darauf dessen Amtsaufzugskosten ins Referat bekam, ergab es sich, daß sie so übermäßig angesetzt waren, daß ein großer Teil davon gestrichen werden mußte; hätte ich das Geschenk behalten, wäre ich gefangen gewesen. — Eine Dorfgemeinde hatte mir für ein rechtliches Gutachten eine starke Summe gegeben; ich schickte aber das Meiste wieder zurück, weil ich mich durch das Uebrige genugsam bezahlt erachtete und für unbillig hielt, Leuten, die das Geld so sauer verdienen müssen, ein mehreres abzunehmen.

Ich habe ein weiches Herz gegen alle Kreaturen und noch mehr gegen alle Menschen und wenn ich bei der großen und täglich größer werdenden Menge der hilfsbedürftigen Personen gar oft nicht thun kann, wie ich's wünschte, so thut es mir doch selber wehe und ich stelle mich allezeit in die Stelle des Notleidenden. — Gegen vorsätzliche Fehler bin ich scharf, aber gegen menschliche Schwachheiten mitleidig.

An der Gabe, mich beliebt und gefällig zu machen, leide ich einen starken Abgang (Mangel), und ich habe oft viel Gutes unnötiger- oder unbehutsamerweise nur dadurch verdorben, daß ich nicht besser habe zurückhalten, zur Zeit nachgeben oder doch die Pillen vergolden können, sondern die liebe Wahrheit herausgesagt habe, wie es mir um das Herz war; welches doch ganz kleine Herren nicht leiden können, geschweige die meisten Großen.

Meine Lebensart und Umgang ist zwar nicht schulfüchsisch oder mürrisch, aber auch nicht galant und einnehmend, sondern natürlich, unverstellt und geradeaus. Meine Worte sind so gut als der beste Wechsel, aber ein Kompliment muß man von mir nicht erwarten, wenn das Herz nicht mit den Worten übereinstimmen kann; daher ich auch ein erbärmlicher Lobredner und Hofmann bin. — Als ich (1735) Regierungsrat war, machte einer meiner Kollegen mir ein großes Kompliment, was ich für ein brauchbarer Mann sei u. s. f., wenn ich nur auch eine bessere Konduite hätte! Ich antwortete: Herr Kollege, ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, melde Ihnen aber nur so viel darauf, daß ich nicht aus Unwissenheit, sondern aus Grundsatz bin, wie ich bin, sonst könnte ich andern ebensowohl schmeicheln, lügen und die Leute betrügen wie Sie!

Digitized by Google

Ich liebe, wenn ich arbeite, die Stille und die Einsamkeit. Wenn ich aber in Gesellschaften, auf Spaziergängen und Reisen, in Bädern u. dergl. bin, schläft man nicht bei mir ein, und ich bin so munter, als es nur immer einem Christen erlaubt ist; daher man mich auch in Bädern, bei Brunnenkuren u. dergl. gern zum Gesellschafter gehabt hat. — Von ganz unnützen und noch dazu langen Besuchen bin ich gar kein Liebhaber, und eines Sinnes mit meinem Freund v. Bonin zu Ebersdorf, der an seine Thüre schrieb:

„Mir der am liebsten ist,
Der bei sich selbst erwägt,
Wie oft ein Freund dem andern
Viel edle Zeit verträgt.
Drum wer nichts Nötigs mehr zu sagen weiß,
Beliebe wieder bald zu wandern,
Sonst wird die Zeit sehr übel angewandt;
Wenn ich ihn aber bleiben heiß',
So trau' er mir, es sei kein Kompliment."

Seitdem ich aber meine selige Ehegattin verloren habe, und noch mehr, seitdem ich mit meinem neuen deutschen Staatsrecht fertig bin, ist es mir sehr angenehm, wenn ich von christlichen und andern Personen, mit denen ich einen nützlichen Diskurs führen kann, einen Besuch erhalte, und es ist mir eine Erquickungszeit.

Es haben mehrere hochgestellte Männer, die mich besucht haben, nachher gegen andere geäußert, sie hätten vermutet, einen finstern Schulmann an mir anzutreffen; sie hätten aber einen aufgeweckten Mann an mir gefunden und seien gern bei mir gewesen. Ein Gleiches haben die fremden Gelehrten, die mich noch in meinem zweiundachtzigsten Jahre besuchten, gegen jedermann geäußert.

Wenn ich allein oder mit den Meinigen auf Reisen war oder mich irgendwo eine Zeitlang aufgehalten habe, ist es mir gar oft begegnet, daß man mich wegen meines und der Meinigen stillen Wandels für einen evangelischen Geistlichen, der sich nur nicht als einen solchen, zumal an katholischen Orten, zu erkennen geben wollte, angesehen und behandelt, auch bald mich: „Herr Pfarrer!" tituliert, bald der Wirt mir die Rechnung mit der Ueberschrift: „Was Ihro Hochwürden verzehrt ꝛc." gemacht hat.

Gegen große Herren und Minister habe ich eher zu viel als zu wenig Freimütigkeit; ich bin ihnen aber so wenig als möglich persönlich überlästig. — Einem gewissen alten Reichsfürsten bezeugte ich nach der Tafel, ich sei mein Lebenlang lieber mein eigener kleiner Herr gewesen als ein großer Knecht. — Als der Herzog von Württemberg mir das erste Mal einige Sachen zur Begutachtung zustellte, sagte ich: Ich habe einen Fehler an mir, den nicht alle große Herren leiden können; ich wisse nicht, ob der Herzog ihn leiden könne. Er antwortete: Wir haben alle unsere Fehler; worin besteht er? Ich erklärte: Ich nehme kein Blatt vor den Mund und gehe gerade durch, und wenn ich die Stadt Ludwigsburg damit verdienen könnte, wenn ich sagen sollte, schwarz sei weiß oder weiß sei schwarz, und ich wüßte voraus gewiß, daß solches keinem Menschen schädlich wäre, so thäte ich es doch nicht!

In meinen Aemtern und Schriften bin ich nie ein Parteigänger gewesen und habe nie den Grundsatz angenommen: Wes Brot ich esse, des Lied ich singe, sondern Recht ist bei mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meinen Herrn, meinen Auftraggeber oder sonst treffen, wen es will; daher ich mich auch weder in meinen herzoglichen noch landschaftlichen Diensten weder durch Versprechungen habe bewegen, noch durch Befehle nötigen, oder durch Drohungen schrecken lassen, etwas zu verteidigen, was ich für ungerecht oder übertrieben halte. — Man wollte einst von mir, ich sollte einen Satz, den ich für rechtswidrig hielt, in einer Schrift an den Reichshofrat ausführlich verteidigen; ich verbat es mir; man beharrte darauf, weil ich des Fürsten Rat und also auch sein Advokat wäre. Ich antwortete: Ein Advokat sei nicht schuldig, seines Klienten Sache weiter zu verteidigen, als insofern er recht habe; wenn ich den vorliegenden Satz so scheinbar ausführen könnte, daß der Richter dadurch übertäubt würde und ein ungerechtes Urteil spräche, so läge die Schuld auf mir; und wenn der Teufel den Advokaten holte, wo dann der Regierungsrat bliebe? Ich übernahm auch wirklich die Arbeit nicht.

Aber eben daher haben auch viele meiner Widerwärtigkeiten ihren Ursprung genommen und eben daher kam es, daß ich bald

Digitized by Google

als Feind, bald als Parteigänger des kaiserlichen Hofes in Wien angesehen wurde.

Wenn mich jemand befragt, ob ich ihm in einer Sache (mit einem Gutachten u. dergl.) dienen wolle, so antworte ich ihm: Wenn er mir die Akten schicke und ich finde, daß er eine gerechte Sache habe, wolle ich mich insoweit als ich glaube, daß er recht habe, gebrauchen lassen; finde ich aber, daß er unrecht habe, so würde ich zwar die Akten zurückschicken, verlangte aber nichts für meine damit gehabte Bemühung.

Recht*) ist bei mir Recht und Unrecht Unrecht, ich mag dienen, wem ich will, und es mag treffen, wen es will; ich ließe eher Leib und Leben darüber, ehe ich dem, welchem ich diene, zu Gefallen etwas verteidige, was ich für unrecht halte. Auch kann und mag ich mich weder stellen noch verstellen sondern sage meine Meinung, wie es mir um das Herz ist, ohne Menschenfurcht und Gefälligkeit, welches freilich die meisten großen Herren nicht nur, sondern oft auch sehr kleine nicht leiden können. Man hat mich auch darum für untüchtig zu Staatsgeschäften erklärt, weil ich nicht die ganze Welt nähme, vorsätzlich oder wissentlich die geringste Unwahrheit zu reden, wenn ich auch gleich voraus wüßte, daß es niemand im geringsten schadete.

Briefwechsel mit auswärtigen hochgestellten Personen oder Gelehrten verbitte ich mir allemal gleich in der ersten Antwort, denn in Staatssachen korrespondieren, ist bedenklich, und zu andern Sachen ist mir die Zeit zu edel und kostbar. Auch ist mir eine große Korrespondenz auf mancherlei Art entleidet worden; in meinen jüngeren Jahren kam ich unverschuldeterweise mehrmals in den Verdacht einer unerlaubten (politischen) Korrespondenz, und meine Briefe wurden auf der Post ohne Scheu eröffnet.

Ich habe keine gelehrte Geheimnisse, Quellen, Hilfsmittel, Erfahrungen ꝛc., die ich für mich behielte, sondern alles, was ich weiß und habe, teile ich gerne mit. Hätte ich als Professor allen meinen Zuhörern in einer einzigen Stunde alles sagen können, was ich selber verstehe, so hätte ich es gethan; aber ich habe nur sehr

*) Zu diesen Grundsätzen bekennt sich Moser in seinen „Schwäbischen Merkwürdigkeiten", S. 196 (vergl. Anhang Ziffer XXVI, 9).

Digitized by Google

wenige angetroffen, bei denen es (alles mitzuteilen) wohl angelegt war. — Ich gehe noch jetzt (im sechsundsiebzigsten Lebensjahre) sehr gern jungen Rechtsgelehrten ꝛc. mit gutem Rat, meiner Bibliothek und andern Hilfsmitteln, so viel in meinen Kräften ist, an die Hand. — Mit Empfehlungen zu Aemtern aber werde ich immer schüchterner, weil ich die Leute zuweilen erst hintennach und zu spät ganz habe kennen lernen, und es überhaupt eine gar mißliche Sache damit ist.

Mit den Handels- und Handwerksleuten, mit denen ich zu thun habe, treffe ich ein für allemal das Abkommen, sie sollen mir auf einmal gewissenhaft sagen, zu welch nächstem Preis sie mir die Sache lassen können oder was sie glauben mit Recht verdient zu haben; alsdann handle ich auch nicht weiter mit ihnen oder breche ihnen etwas ab, sondern wenn sie allenfalls versichern, sie können mit gutem Gewissen mehr ansprechen, so will ich lieber Unrecht leiden als thun, und wenn ich glaube, ein Handwerksmann fordere mir zu wenig, gebe ich ihm freiwillig noch mehr und so viel, als ich für billig halte, zahle auch alles auf der Stelle.

Ich bin, wie man zu reden pflegt, ein Original, weil weder andere mein Gemüt, noch Studien, noch auch ich selbst mich nach andern, sondern ich mich selbst gebildet habe, je nachdem Verstand und Erfahrung gewachsen sind.

Wenn ich nicht alles aus dem Grund der christlichen Religion thäte, könnte man mich einen praktischen Philosophen nennen; will man mich aber in gewissem Verstand als einen christlichen Philosophen schildern, so habe ich auch nichts dagegen.

So ein schwacher theoretischer Philosoph ich bin, so stark bin ich in Ausübung und Gewißheit meiner Grundsätze, wogegen es unleugbar nur gar zu oft auch den größten Weltweisen an der Gemütsruhe, Bezähmung ihrer Leidenschaften, dem gesitteten Betragen gegen ihre Nebenmenschen und an der Standhaftigkeit in thätiger Behauptung dessen, was sie lehren, wie auch in äußerlichen Trübsalen ganz ungemein fehlt, davon ich im Vorbeigehen eine einzige lächerliche Geschichte beibringen will. Ein sehr bekannter großer Philosoph speiste zu Stuttgart abends zu Gast und leugnete alle Gespenster und was dahin gehöret. Als man endlich nach Hause und die Treppe herabgehen wollte, entstand auf derselben

Digitized by Google

ein gewaltiger Lärm; mein Herr Philosoph sprang aus allen Kräften die Treppe wieder herauf. Man rief ihm nach: Ei, Herr Doktor, es gibt ja keine Geister noch Gespenster! Es half aber alles nichts. Als man nun die Sache näher untersuchte, hatte die Magd vergessen, die Hühner in den Stall zu thun; diese hatten sich auf die Treppe gesetzt, und als sie durch die herabgehenden Leute in ihrer Ruhe gestört wurden, waren sie auf- und untereinander geflogen.

Vor menschlichen Augen könnte es scheinen, ich sei in den amtlichen Stellungen, welche mir zugefallen, nicht allemal an den rechten Ort gekommen, sondern hätte anderwärts brauchbarer sein und mehr Ehre einlegen können; z. B. wäre ich anstatt nach Tübingen und Frankfurt a. d. O. nach Halle und noch mehr nach Göttingen gekommen, würde ich unstreitig mehr Beifall gefunden und mehr Nutzen geschafft haben. Wäre ich (statt zu der württembergischen Landschaft) in ein Land gekommen, wo die (landständischen) Ausschüsse mit Leuten besetzt sind, welche die große Welt kennen und wo die Landstände sich Mühe geben, die Landesnahrung (durch volkswirtschaftliche Reformen) verbessern zu helfen, Landessyndikus geworden, ich würde zur Geltung gekommen sein. Wäre ich anstatt nach Homburg zu einem Fürsten gekommen, der gutem Rat mehr gefolgt hätte, wieviel Mühe wollte ich mir gegeben haben, ein solches Haus aus übeln Umständen zu retten und es emporzubringen, und zwar ohne weitere Belästigung der Unterthanen. Hätte ich in Frankfurt a. d. O., weil ich nun einmal einen Direktor der Universität abgeben sollte, die nötige Autorität gehabt, wollte ich die Universität wohl in bessere Umstände gebracht haben. — Als Professor war ich bestrebt, nur (praktisch) brauchbare Sachen vorzutragen und meine mannigfaltigen Erfahrungen nutzbar zu machen und meinen Zuhörern in allem den nächsten Weg zu zeigen. — Als Rat ließ ich nichts liegen, arbeitete wohl mehr als etliche andere zusammen, war unparteiisch und unbestechlich, lebte mit ehrlichen und fleißigen Leuten gewiß kollegialisch, bei bösen und faulen aber konnte mich der Eifer leicht übernehmen. — Als Vorstand eines Kollegiums hielt ich scharf über guter Ordnung, forderte durchaus nicht zu viel Arbeit von andern, mutete

Digitized by Google

niemand mehr zu, als was ich selbst leistete, war auch für hinlängliches Brot der Unterthanen, ebenso für Belohnung und Beförderung der Treuen und Fleißigen besorgt und mutete andern nicht zu, daß sie gerade auch so denken sollten wie ich. Aber Bestechungen, andere Ungerechtigkeiten, wie auch die Geldschneidereien der unteren Beamten duldete ich schlechterdings nicht. — Von allen meinen Aemtern kann ich sagen: Wo man Ehrlichkeit und Fleiß gebrauchen konnte und wollte, da war ich der Mann dazu; außerdem (wo man dies nicht wollte) aber war nichts mit mir anzufangen.

Da Menschenfurcht und Menschengefälligkeit meine Sache nicht ist, so ist leicht begreiflich, daß ich allezeit in allem gerade hindurch gegangen bin, wie es der Gerechtigkeit, dem gemeinen Besten oder sonst den Umständen der Sache meiner Einsicht nach am gemäßesten war. Hintennach habe ich freilich je zuweilen gefunden, daß ich doch gefehlt habe; und wie oft werde ich unwissender Dinge gefehlt haben! Aber es geschah doch nicht mit Vorsatz, sondern aus menschlicher Uebereilung, Mangel besserer Einsicht, Schwachheit meiner Sinnen u. dergl.

Wenn ich ein ehrlicher Mann heißen will, so verstehe ich darunter einen solchen, der nicht nur seinen Nebenmenschen mit Wissen und Willen nicht beleidigt, sondern auch im Gegenteil ihm gern Gutes thut und seine Glückseligkeit befördern hilft, so viel er kann, auch mehr auf das gemeine Beste als auf sein Privatinteresse sieht. Wer mich lange und genau kennt, wird mich allezeit so gefunden haben. — Ich habe ein königliches Herz, aber eines armen Mannes Beutel. Meine allergrößte Freude ist, wenn ich meinem Nebenmenschen im Geistlichen oder Leiblichen Liebe beweisen kann. — Mit Wissen habe ich in allen meinen Aemtern nicht auch nur ein einziges Mal meinen Privatnutzen dem gemeinen Besten vorgezogen, ja mein eigenes Interesse kommt niemals in Betracht, hat niemals einen Einfluß in meine Denkensart, und ich habe gar sehr oft wissentlich und wohlbedächtlich um des gemeinen Besten willen gegen mein Privatinteresse gehandelt.

Aufrichtigkeit und wahre Ehrlichkeit sind die Triebfedern aller meiner Handlungen. Aber eben deswegen bin ich

Digitized by Google

bald zu leichtgläubig, bald zu offenherzig (doch nicht so, wie etwa schwache Leute glauben, daß ich deswegen zu keinen geheimen oder wichtigen Sachen und Verhandlungen zu gebrauchen wäre). Ich sage öfters: Ein ehrlicher Mann müsse sein wie eine Jungfrau; wenn solche nur ein einziges Mal ausweiche, so lasse sich dieser Fehler ihr Lebtag nicht wieder gut machen; so, wenn man jemand auch nur einen einzigen Fall vorhalten könne, darin er die Pflichten eines ehrlichen Mannes übertreten habe, so dürfe er seinen Mund und Feder schon nicht mehr so frei gebrauchen, als wenn er sich ganz rein wüßte, sondern müsse immer gewärtig sein, daß man ihm jenen Fehltritt vorwerfe.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Schriftstellerische Arbeit.

Kein Rechtsgelehrter hat so viele und umfassende Werke geschrieben und in so mannigfachen Gebieten wie Moser. Ueber seine Art, zu arbeiten, seine Ziele dabei, die Schicksale seiner Bücher hat er selbst die anziehendsten Bemerkungen — am Schluß seines Lebens — niedergelegt.

Ich fing in meinem siebzehnten Jahre — als ich noch nicht zwei Jahre auf der Universität war — an, Schriften drucken zu lassen*), und fahre, nach einem Zeitlauf von vierundsechzig Jahren, in meinem zweiundachtzigsten Jahre noch unermüdet damit fort. Meiner Schriften sind viele und manche bestehen aus vielen Bänden; nur mein altes und neues deutsches Staatsrecht und Staatsarchiv machen sechzig Quartbände, und meine Reichsfama, Reichshofratskonklusa und Reichshofratsprozeß fünfunddreißig Oktavbände aus. Hätte mich nicht sehr oft der Mangel eines Verlegers, die Bedenklichkeit eines eigenen Verlags, mein vieljähriger Festungs-

*) Siehe den Anhang Ziffer XXVI, 1.

Digitized by Google

arrest u. s. w. zurückgehalten, wie noch viel mehr hätte die Welt von mir zu lesen bekommen!

Ich mache mir aus der Menge meiner Schriften weder ein Verdienst noch besondere Ehre. Viele meiner Schriften hätten können gar ungedruckt bleiben; aber bald machte die Not und der Mangel des Brotes, bald eine arme Buchdruckerswitwe u. s. w., daß ich etwas drucken ließ, was ich sonst unterlassen hätte. Auch ist es wohl zu entschuldigen, wenn ich meine Zeit, welche andere auf Spielen, Trinken, Besuche und schlechtere Sachen anwenden, damit zugebracht habe. Wer es nicht lesen oder kaufen will, kann es ja bleiben lassen.

Die meisten meiner Schriften könnten besser ausgearbeitet sein; oft litten es die Umstände nicht und oft war meine Flüchtigkeit schuld daran.

Ich habe viele Schriften angefangen, aber entweder gar nicht fortgesetzt oder doch endlich abgebrochen, ehe sie ganz vollendet waren, worüber mir bald mit Recht, bald mit Unrecht vielfältige Vorwürfe gemacht worden sind. Die meisten dieser Bücher hatte ich auf eigene Kosten angefangen und bei allen mir die Hoffnung gemacht, doch so viel wieder herauszubringen, als es mich gekostet hätte. Es schlug aber gegen Vermuten zurück. Fast allemal war der verdrießliche Umstand damit verbunden, daß ich das Buch nicht gehörig auf die Messe bringen konnte und die Buchhändler den Absatz mehr hinderten, als beförderten. Württembergische Sachen gingen außer Landes nicht ab, und im Lande brachte ich fast allemal so weniges unter, daß ich verhofft hätte, fast so viele Hunderte anzubringen, als ich einzelne Exemplare los wurde. Hatte ich das Buch auf eigene Kosten drucken lassen, so kam ich durch den diebischen Nachschuß (indem der Drucker mehr Exemplare, als er mir ablieferte, druckte und für sich verkaufte) so zu Schaden, daß es thöricht gewesen wäre, es fortzusetzen; mehrmals schoß mir der Buchdrucker so viel nach (an Exemplaren, die er für sich selbst verwertete), daß, wenn ich meine Exemplare an den Mann bringen wollte, die Leute schon damit versehen waren. Einige Werke wurden (durch die Herstellungskosten) zu kostbar, so daß der Absatz zuletzt nicht mehr so stark war, um den Verlag ohne Schaden fortsetzen zu können; oder ich

Digitized by Google

kam an einen andern Ort, wo die Umstände die Fortsetzung nicht gestatteten. Als ich zu weit von Leipzig wegkam, konnte ich den Verschluß nicht mehr gehörig besorgen. Oder es fielen leidige und dem Buchhandel fatale Kriegszeiten ein. Oder man entleidete mir das Schreiben bald auf diese, bald auf jene Weise. Oder wenn ich einen Verleger hatte, zahlte er mich gar nicht; oder ich mußte, wenn ich nicht gar nichts bekommen wollte, für nicht geringe Summen Bücher (statt der Bezahlung) nehmen, die ich nicht selber brauchte und nicht sonst unterbringen konnte. Endlich liegen von einigen Werken die Fortsetzungen wirklich zum Druck fertig da; aber wer gibt die Kosten dazu her? Indessen habe ich doch manches mit Schaden fortgesetzt, nur um dem Vorwurf auszuweichen.

Manche Personen glaubten, ich würde durch die auf meine Kosten gedruckten Bücher ein grundreicher Mann werden, und manche andere glaubten, ich würde dabei verderben — beide hatten unrecht; sauer genug aber ist es mir geworden, mich damit so weit durchzuschlagen, zumal da ich, bei meist schwachen Auflagen, den Preis doch nie hoch gesetzt und auch von demselben oft das Wenigste in meinen Beutel bekommen habe.

Auch im übrigen ging es mit dem Gewinn oft widrig. Als ein gewisser Hof mir ein Honorar für das von mir ausgearbeitete besondere Staatsrecht seines Landes in einer Reichsstadt anwies, schrieb der, so es namens meiner empfangen hatte, einige Zeit hernach an mich, er hätte das Geld für sich selbst gebraucht, und als ich ihn deswegen belangte, brachte ich mit obrigkeitlicher Hilfe vier Gulden heraus, davon ich zwei Gulden für Sporteln mußte liegen lassen.

Man hat sich vielmals darüber beschwert, daß viele meiner Bücher nicht zu haben seien oder doch teuer bezahlt werden müßten. Nun habe ich nie einen Buchhändler abzugeben begehrt, sondern überlasse meine Arbeiten gern einem Verleger, und zwar meistens den gedruckten Bogen für höchstens 3 Gulden (5 Mark), worüber sich ja wohl keiner beschweren kann. Weil ich aber oft keinen Verleger habe bekommen können, oder dieselben mich nicht bezahlt oder ein Werk nicht fortgesetzt haben, so mußte ich manches gegen alle meine Neigung selber drucken lassen. Nun ist bekannt,

Digitized by Google

daß, wenn ein Autor etwas selber verlegt, die meisten Buchhändler es nicht leicht nehmen, sie müssen denn; sonderlich wenn nicht damit changiert noch etwas auf Kredit gegeben wird, sondern Zug um Zug bezahlt werden soll. — Es genießen die Buchhändler (wie billig ist, weil sie davon leben müssen) einen guten Rabatt, und da noch überdies die Gebühren für meine Kommissionäre davon gehen, die Auflage aber meist nicht tausend stark gemacht werden kann und alles langsam abgeht, so ist offenbar, daß ich bei meinem eigenen Verlag eher viel wage als gewinne; ich bin auch allemal erbötig, meinen eigenen Verlag ganz oder stückweise einem Buchhändler gegen das, was er mich selbst gekostet hat, und (als Honorar) für die Arbeit 2 Gulden 24 Kreuzer (4 Mark 11 Pfennig) vom Bogen abzutreten. Wenn aber Buchhändler auf das, was sie mir abkaufen, nicht nur noch einmal, sondern wohl gar fünfmal so viel schlagen, so ist es zwar allerdings im höchsten Grad unbillig und fast unerhört; ich aber bin unschuldig daran.

Bei geistlichen Schriften, die ich habe drucken lassen, rechnete ich für die Arbeit gar nichts, sondern gab sie ordentlicherweise zu dem Preis, den mich selbst das Buch (bei Druck für eigene Rechnung) kostete; z. B. meine aus vierundfünfzig Bogen bestehenden „Betrachtungen über die Evangelien" für 18 Kreuzer (51 Pfennig) und das dreizehnte Exemplar umsonst. Weil indessen manche Buchhändler und Buchbinder die von mir zum möglichst geringen Preis in Druck gegebenen erbaulichen Schriften doch teurer, ja sündlich teuer verkauften, ließ ich auf mehrere den Preis drucken; aber alsdann schnitten sie diese Stelle weg oder schlugen mir vor, sie wollten so oder so viele Hundert nehmen, wenn sie das Blatt, worauf der Preis stehe, mit Hinweglassung desselben umdrucken lassen dürften; welches ich aber nicht einging.

Mit Vorausbezahlungen auf eine Schrift, die von mir herauskommen sollte, wollte ich aus vielen Ursachen nie zu thun haben und mußte mit größtem Unwillen erfahren, daß, als ich die Fortsetzung meines deutschen Staatsrechts einem Buchhändler überließ, er Pränumeration auf ein ganzes folgendes Jahr annahm und doch hernach nur die Hälfte lieferte.

Ich habe seit fünfzig Jahren keine meiner Schriften jemand

Digitized by Google

zugeeignet, noch eine derselben einem großen Herrn verehrt, um durch eine solche Schmeichelei oder Bettelei ein Geschenk zu erhalten.

Viele Weitläufigkeit machten die Censurbehörden, bei welchen ich die Erlaubnis zum Druck in der Regel einholen mußte. Zuweilen schlug man mir die Erlaubnis des Druckes gar ab, z. B. zu Tübingen bei der Juristenfakultät die Censur meiner Schrift „Von der Freiheit, in Teutschen Staatssachen schreiben zu dürfen", welche darauf in Göttingen ohne den geringsten Anstand gedruckt wurde.

Als ich genötigt wurde, einiges von meinen Schriften an den kaiserlichen Hof zur Censur einzuschicken, ließ man zu meiner Verwunderung vieles stehen, worin ich sehr freimütig, auch in Ansehung besagten Hofes selbst, geschrieben hatte. Hingegen mutete man mir doch auch zu, allerlei mit einzurücken, welches sich mit meiner Religion und andern Grundsätzen nicht reimen ließ; auch strich man mir zuweilen ein oder etliche Worte durch, z. B. das Wort „nicht", wodurch alles einen andern Sinn bekam.

Als man einmal in einer meiner Schriften sonst nichts zu censieren fand, rügte man doch, daß ich „1000mal" mit Ziffern geschrieben hätte, wo es nicht just 1000mal, sondern nur sehr oft bedeuten sollte, und also hätte es sollen mit Buchstaben geschrieben werden. — Meine Einleitung in ein gewisses Staatsrecht wurde anfangs in meiner Gegenwart durchgegangen; einer der Anwesenden sagte gleich beim ersten Wort, der Ausdruck „Einleitung" gefalle ihm nicht, man solle dafür sagen: „Kurzer Bericht", und es mußte geschehen. — Das württembergische Staatsrecht wurde in der landschaftlichen Censur so umgeschmolzen, daß ich es nicht mehr für meine Arbeit erkenne, und da die herzoglichen und landschaftlichen Deputierten sich wegen einer einzigen Stelle nicht vergleichen konnten, so unterblieb darüber der Druck gar.

Hätte ich mich einer göttingischen, hannöverischen u. dergl. Bibliothek bedienen können, würden viele meiner Schriften mir nicht so sauer geworden und manche besser geraten sein. Ich habe die Tage meines Lebens nie eine große fremde öffentliche oder andere Bibliothek zu meinen Diensten gehabt, und auch

Digitized by Google

meine eigene war nie zahlreich. Ueberdies aber habe ich, in meinem siebenundfünfzigsten Jahre, nach einer schweren Krankheit, da ich nicht vermutete, noch so lange zu leben, den größten Teil meiner Bücher an meine lieben Kinder ausgeteilt, und als ich zweiundsiebzig Jahre alt und gesonnen war, nichts mehr in deutschen Staatssachen zu schreiben, verkaufte ich vollends, was verkäuflich war und selbst meine eigenen Schriften. Daher hat es mir bei den doch hernach noch verfertigten Aufsätzen öfters stark an den benötigten Hilfsmitteln gefehlt. — Als einst in Jena ein Gelehrter mir seine Bibliothek zeigte und ich immer bemerkte: „Dieses Werk habe ich auch nicht," sagte er, ich müsse demnach sehr ökonomisch mit meinen Büchern umgehen können; ich antwortete ihm, ich habe nicht viele Bücher, wisse aber, was darin stehe, und es gehe mir wie einem armen Künstler, der oft einerlei Instrument zu vielen Sachen brauche, wozu ein anderer zehn und mehrere Instrumente in Vorrat habe.

Ich und meine Kinder besitzen selbst keine vollständige Sammlung meiner Schriften, und ich zweifle, daß irgendwo eine dergleichen anzutreffen sei. Einiges wurde zu früh als Makulatur behandelt, hernach aber zu spät doch gesucht.

Das Aeußerliche meiner Werke belangend, so habe ich, was das Papier betrifft, wenn gutes zu haben war und der vorgenommene niedrige Preis der Schrift es gestattete, mich die Kosten nicht dauern lassen, zu den Büchern, die ich selbst verlegte, feines Papier zu nehmen; ich bin aber, wenn ich den Druck auswärts habe müssen vornehmen lassen, zuweilen sehr betrogen worden. Und wenn andere Verleger meiner Schriften bei hoch angesetzten Preisen dennoch schlechtes Papier und schlechte Schrift dazu genommen haben, bin ich unschuldig daran. — Die Korrektur besorge ich selbst, wenn unter meinen Augen gedruckt wird, und da hat man noch nie über schlechte Korrektur geklagt; das Wenige, was etwa noch zu verbessern wäre, betrifft wohl überall nur einzelne Buchstaben, die den Sinn nicht entstellen, oder rührt gar nicht von mir her, sondern weil der Setzer das von mir Bemerkte nicht geändert oder einen Fehler verbessert und dagegen einen andern dafür gemacht hat. Bei solchen Schriften aber, die anderwärts gedruckt sind, bin ich öfters sehr unglücklich

Digitized by Google

gewesen; es rührt dies meistens daher, weil die Verleger aus allzu großer (dem Publikum und ihnen selbst schädlicher) Sparsamkeit dem Buchdrucker die Korrektur in den ohnehin möglichst herabgesetzten Druckerlohn mit einbedingen, wobei dann die Buchdrucker solche selbst oder durch die Ihrigen verrichten oder durch andere schlechte Leute, die am wenigsten nehmen und die Sachen selbst nicht verstehen, versehen lassen. So habe ich in meinem „Aufsatz von Druckfehlern" *) Beispiele von Druckfehlern in den von mir veröffentlichten Reichshofratsbeschlüssen angeführt, die mir großen Verdruß hätten verursachen können; z. B. Ihro Kaiserliche Majestät haben aus des Herrn Kurfürsten zu N. einfältigen (statt vielfältigen) Berichten ersehen ꝛc., und Ihro Kaiserliche Majestät hätten gnädigst (statt ungnädigst) wahrgenommen u. dergl.

Es ist ganz natürlich, daß nicht alle Arbeiten eines Vielschreibers gleichen Abgang finden, sondern darin vieles auf mancherlei Umstände ankomme. Von einigen meiner Schriften, z. B. von „Salzburgischen Emigrationssachen", von „Aufhebung des Jesuitenordens" ꝛc. mußten in wenigen Tagen oder Wochen tausendweise gedruckt, auch wohl mehrere Auflagen gemacht werden. Andere wurden hernach hie und da nachgedruckt. Andere sind abgegangen, werden aber wegen der erforderlichen großen Kosten schwerlich wieder aufgelegt werden, z. B. mein altes deutsches Staatsrecht in zweiundfünfzig Teilen oder Bänden. Wieder andere gingen mittelmäßig ab; einige, und zwar gar nicht die schlechtesten, wenig; und noch andere blieben meistens liegen; wie es halt in der Welt geht, wo die Käufe und Schläge ungleich sind, und da das (sich selbst so nennende) Narrenkappenpapier leicht ebensoviel oder auch mehrere Liebhaber findet als das mit einer Königskrone.

Meine Schriften fasse ich, seitdem ich nicht mehr auf Universitäten lebe, in meiner lieben Muttersprache, deutsch, ab; einmal, weil ich mit meinem Latein doch wenig Ehre einlegen, noch andere zur Nachfolge reizen würde; sodann und vornehmlich, weil ich glaube, mit meinen Schriften vom deutschen Staatsrecht (das

*) In der „Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien" (Anhang Ziffer XXVII, 6) I, S. 169.

Digitized by Google

ja ohnehin nur für Deutsche geschrieben wird) unseren Landsleuten in dieser Sprache weit willkommener zu sein als mit der lateinischen, die viele nicht verstehen oder sie nicht gern lesen. — Auch habe ich den wesentlichen Vorteil davon, daß ich nicht Gefahr laufe, als ein wirkliches oder Ehrenmitglied irgend einer lateinischen Gesellschaft aufgenommen zu werden; denn von der Aufnahme in andere Gesellschaften höherer Wissenschaften ist in Ansehung meiner gar keine Rede, und ich hätte ja nichts als Mühe davon, wenn ich meine lange Kanzleititulatur hätte so oft schreiben und eine halbe oder ganze Seite damit anfüllen müssen. — Mein europäisches Völkerrecht würde freilich mehr Beifall und Abgang durch ganz Europa finden, wenn es französisch geschrieben wäre. Aber leider reicht meine Geschicklichkeit nicht so weit.

In der Rechtschreibung im Deutschen richte ich mich nach der alten und nicht nach der neuen Mode. — Ich bin zufrieden, wenn man mich versteht, und leiste Verzicht auf alle Preise, welche auf das reinste und feinste Deutsch gesetzt werden. Doch menge ich (außer den naturalisierten) keine Fremdwörter mehr mit in das Deutsche und bin nicht nur kein Verächter, sondern sogar ein Verehrer derer, die besser deutsch schreiben.

Noch eines Umstandes muß ich gedenken. In dem ohne mein Vorwissen geschehenen geraischen Nachdruck (vom Jahre 1777) meiner „Betrachtungen über die Evangelien" heißt es in der neuen Vorrede: „Weil man auch in hiesigen Gegenden mit der Reichsmundart, in welcher das Buch geschrieben, nicht bekannt ist und das Lesen und Verstehen des Buches manchen hätte schwerfällig werden können, so habe ich für nötig ersehen, es in die reine sächsische deutsche Mundart umändern zu lassen" u. s. f. Ich habe nichts dagegen. Mir war es aber nicht bekannt, daß man mich, als ich in Frankfurt a. d. O. und in Ebersdorf lebte, redete und schrieb, nicht in allem wohl verstanden habe. Und wenn meine Lieder in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" gar als undeutsch angegeben werden, so trifft es nicht mich allein, sondern meine ganze liebe schwäbische Nation, welcher es also auch heimgestellt bleibt, ob sie sich um ihr deutsches Bürgerrecht wehren will oder nicht. Mich selbst belangend, so lasse ich vorerst dahingestellt, wer mehr Recht für sich habe, der, so altdeutsch,

Digitized by Google

oder der, so neudeutsch schreibt. Sodann ist mir dermalen noch unbekannt, daß und wer den Herren Sachsen und Niederdeutschen den Vorzug eingeräumt oder gar rechtlich zuerkannt habe, allein die echten deutschen Sprachmeister und Sachverständigen zu sein und daß wir, Schwaben und andere Oberdeutsche, sie darin für unsere Vorgesetzten erkennen, uns nach ihnen richten, ja gar ihre unzähligen Provinzialausdrücke als rein deutsch passieren, unsere ländlichen Ausdrücke und Redensarten dagegen aber uns zu einem Vorwurf machen lassen müssen. Auch unsere Sprache ist ein Stück der deutschen Freiheit, die Oberdeutschland mit Niederdeutschland gemein, aber nichts weniger als von diesem empfangen hat. Verstehen wir also einander: wohl und gut! wo nicht, so schlage jeder Teil so lange anderwärts nach, bis er seinen Herrn Nachbar auch verstehen lernt oder bis durch einen freiwilligen Vergleich in ganz Deutschland einerlei Schreibarten und Ausdrücke beliebt werden.

Und nun von der Art, zu arbeiten. Natürliche Gaben und Flüchtigkeit, auch Not und Uebung haben es bei mir so weit gebracht, daß ich sehr oft in zwei Stunden zwanzig und mehr gedruckte Bogen teils von Wort zu Wort gelesen, teils wenigstens so durchgegangen habe, daß ich von allen darin enthaltenen wichtigen oder doch mir nötigen und nützlichen Sachen und Umständen hinlängliche Nachricht erhalten habe und andern daraus wieder habe erteilen können; ich getraue mir diese Probe auch noch jetzt in meinem zweiundachtzigsten Jahre zu machen. Daher man mir, wenn es darauf ankam, meine Zeit mit Lesen zuzubringen, oft nicht Bücher genug anschaffen konnte, weil ich so bald damit fertig war, und wenn ich angefangen hatte, nicht ruhete, bis ich zu Ende kam.

Ebenso schnell und leicht arbeite ich auch die Sachen selbst aus, zumal wenn es sein muß. — Als ich Landschaftskonsulent war, wurde (1752) die herzogliche württembergische neue Wegordnung vor der Publikation der Landschaft mitgeteilt; mir wurde von dem engeren Ausschuß aufgetragen, die Erklärung darauf nebst den landschaftlichen Erinnerungen (Ausstellungen) aufzusetzen. Wir gingen gegen $^3/_4$ auf 12 Uhr aus dem Rat; als wir um 12 Uhr zur Tafel kamen, brachte ich meinem ältesten, sehr

Digitized by Google

fleißigen Kollegen den Aufsatz; er las ihn und sagte sodann zu mir: Können Sie hexen? Ich antwortete: Nein! aber schnell denken und schnell schreiben. — In einer andern Arbeit brauchte ein Kanzlist sechs Tage, das abzuschreiben, was ich in zweien verfertigt hatte.

Daß aber zuweilen bei solcher Geschwindigkeit auch etwas gründlicher hätte gefaßt werden können, gestehe ich herzlich gern. — Sehr oft, auch noch in meinem hohen Alter, arbeite ich einen Tag in den andern anderthalb, aber auch (wenn ich nicht viel nachschlagen darf) zwei bis drei Druckbogen, ja wohl noch mehr aus.

Noch kann ich zum Preis Gottes als etwas Sonderbares beifügen, daß, da ich von meinem achtundsiebzigsten bis zum einundachtzigsten Jahre alle Monate zehn bis zwölf Tage lang an den entsetzlichsten Krampfschmerzen daniederlag, ich doch in der Zwischenzeit im einundachtzigsten Jahre in etwa drei Wochen zwei Rechtsgutachten ausgearbeitet habe, welche im Druck siebenundfünfzig Bogen betragen, sehr viele und mühsame Arbeit erforderten und großen Beifall fanden. Diese Ausführungen aber (über die zwischen dem Erzhause Oesterreich und der Markgrafschaft Burgau obwaltenden Streitigkeiten*) brachten einige bei der Sache interessierte österreichische Räte und Beamten dergestalt gegen mich auf, daß man mir (dem einundachtzigjährigen Mann) mit Festungsahndung drohen ließ.

Als der zehnte Teil meines deutschen Staatsrechts herausgekommen war, fragte mich der Reichshofrat Kreitmayer, wie viele Gehilfen ich hätte, die mir mit Auszügen und Abschriften an die Hand gingen? Ich sagte: Zuweilen einen, meistens aber gar keinen. Er fuhr vom Stuhl auf und sagte: Wie dieses möglich sei? Er hätte geglaubt, ich habe ein ganzes Zimmer voll von zehn bis zwölf Personen.

Vormals hielt ich oft einen Schreiber, der mir die ihm angewiesenen Stellen aus andern Schriften und Urkunden kopierte. Nun aber verrichte ich schon viele Jahre alles selber allein; korrigiere auch noch daneben alles, was von mir an dem Ort, da ich wohne, gedruckt wird (gar oft an einem einzigen Tag sechs, acht

*) Anhang Ziffer IX, 3, 4.

Digitized by Google

und mehr Bogen), mache die Register selbst und kollationiere das selber, was auf meine Kosten gedruckt worden ist und versandt wird.

Ich führe die Feder so leicht, daß ich lange Zeit mit einem einzigen Federkiel auskomme. Um die Probe zu machen, nahm ich einmal an Neujahr einen gewöhnlichen Federkiel, wie er mir in die Hand kam, und schrieb damit bis in den Oktober desselben Jahres alles und allein.

Ich schreibe so gelassen und still, daß die, welche um mich sind, es fast nicht gewahr werden, und so ordentlich, daß man in meinem Arbeitszimmer oder Bibliothek nichts von Büchern oder schriftlichen Sachen herumliegen sieht; sondern sobald ich ein Buch gebraucht habe, stelle ich es wieder an seinen Ort; daher meine Bibliothek beständig in völliger Ordnung ist.

Meine Handschrift ist wohl leserlich und so eng, daß ein Bogen von meiner Hand einen gedruckten Bogen gibt; auch schreibe ich so schnell, daß niemand meine Konzepte in der Zeit abschreibt, darin ich sie verfertigte. — Ein Kanzlist klagte einst: So habe er sein Tag Lebens keine Handschrift gesehen als des Geheimerats Moser! Er habe gemeint, er schreibe sich an einem einzigen Bogen zu Tode ab, und habe, solchen einzigen Bogen (halb gebrochen) abzuschreiben, vierundzwanzig Bogen gebraucht.

Wenn ich an eine auch weitläufige Arbeit komme, lasse ich nicht nach, bis ich damit zustande bin, sie mag mir angenehm sein oder nicht. Ja es ist ein wirklicher Fehler, daß ich es sodann gar oft übertreibe und so fleißig bin, daß es zuweilen der Gesundheit nicht zuträglich ist oder ich hernach, wenn ich mit diesem Geschäft fertig geworden, nicht weiß, wie ich meine Zeit nützlich zubringen soll. Ebenso geht es mir auch mit dem Lesen neuer oder entlehnter Bücher, gelehrter Zeitungen u. dergl.

Mit Verfertigung meiner Schriften halte ich es so: Ich habe viele kleine offene Kästchen, etwas über einen Fuß lang und breit, mit einer in der Mitte nach der Länge durchgehenden Abteilung, so daß zwei Reihen Oktavblätter darin Platz haben, und eines halben Oktavblattes hoch. In diesem Zettelkästchen stehen anderthalb Finger breite und über die Oktavblätter hinausragende Streifen von Kartenpapier, darauf die Namen aller Gegenstände des deutschen Staatsrechts in systematischer Ordnung

Digitized by Google

stehen, und so auch die Rubriken aller andern Werke, auf welche ich sammle, um solche mit der Zeit auszuarbeiten. Finde ich nun, indem ich ein Buch lese, etwas, das mir künftig dienlich sein könnte, so setze ich auf ein halb Oktavblättchen mit wenigen Buchstaben oder Silben den Gegenstand und die Stelle (das Buch), wo ich es antreffe. Diese Zettelchen stelle ich dann entweder sogleich oder alle Tage oder von Zeit zu Zeit in ein solches Kästchen hinter ihre gehörige Rubrik. Arbeite ich sodann einen Gegenstand aus, geschieht es auf lauter ganze oder halbe einzelne Oktavblätter. — Zuerst überdenke ich, in wie viele und welche Bücher, in welche Kapitel jedes Buch ich den Stoff einteilen wolle. Die Rubrik jedes Buchs und jedes Kapitels setze ich sodann jede auf ein eigenes Oktavblatt und stelle sie in ihre Ordnung hinter ihre Rubrik in ein Zettelkästchen. Aldann nehme ich halbe Oktavblätter, denke bei jedem Kapitel nach, in welche Paragraphen ich es einteilen wolle, setze den Inhalt jedes Paragraphen auf ein eigenes weißes Blättchen an den Rand und stelle sie dann im Kästchen hinter die Rubrik ihres Kapitels. Darauf arbeite ich ein Kapitel nach dem andern aus dem Kopf aus; wird das Blättchen von einem Paragraphen nicht voll, so lasse ich das übrige weiß; geht aber der Paragraph nicht auf ein einziges Blättchen, nehme ich so viele, als ich nötig habe. Hiernächst stelle ich die Zettel, worauf ich, wie oben bemerkt, in Vorrat gesammelt hatte, nach dem Alphabet der Verfasser oder der Büchertitel in Ordnung, schlage die Bücher selbst auf, zeichne das mir Passende heraus und stelle es zu dem bereits Ausgearbeiteten an seine Stelle. Endlich nehme ich auch alle andern Bücher, deren ich mich bedienen kann und will, und nutze sie auf eben diese Weise. Schließlich übersehe ich dann das ganze Werk noch einmal, numeriere die Blätter aufeinander und gebe es also in die Druckerei. — Daß ich aber also alles auf einzelne Blätter ausarbeite, hat seinen vielfältigen Nutzen und ist ein Haupthilfsmittel, daß ich so vieles habe schreiben können. Denn 1) kann ich solchergestalt in wenigen Minuten oder Viertelstunden ein ganzes angefangenes oder schon ausgearbeitetes Werk in eine ganz andere Ordnung bringen, z. B. aus dem letzten Buch das erste, aus dem fünften Kapitel das zweite machen u. s. f., und sobald es geschehen ist, kann es

Digitized by Google

kein Mensch wissen, daß und in welcher andern Ordnung es vorhin gestanden sei; 2) ich kann, wenn ich nach gemachtem ersten Entwurf des Werkes meine Gedanken oder Einrichtung ändere oder ändern muß, ganze Bücher, Kapitel und Paragraphen herausthun, kassieren oder an einen andern Ort stellen, und das Uebrige bleibt in seiner Ordnung; 3) fällt mir selbst noch etwas ein oder finde ich noch mehreres anderwärts, rücke ich es dazwischen ein, ohne daß es die geringste Unordnung verursachte; 4) so darf ich nichts durchstreichen, keine Zeichen machen, wo dieses oder jenes hingehöre und einzuflicken sei; muß selten etwas umschreiben, wenigstens nie ganze Bogen, sondern nur ein Blättchen; 5) wenn ich nachschlagen muß, brauche ich auf diese Weise nie mehr als ein einziges Buch, welches ich sodann gleich wieder an seinen Ort stelle. — Wenn ich hingegen meine Bücher nach der gewöhnlichen Art, so wie sie hernach im Druck daliegen, nacheinander ausarbeiten wollte, hätte ich unzählige Mühe weiter und brauchte bei manchem wohl zehnmal so viel Zeit dazu.

Was wir (wie ich aufrichtig gestehe) am Unterricht, meine Gedanken nach der Schullogik zu ordnen, abgeht, das hat zu allem Glück die gütige Natur auf andere Art bei mir ersetzt und mir (nach dem Urteil unparteiischer Stimmen von allen Gattungen gelehrter Männer) eine angeborene Fähigkeit beigelegt, zuerst ordentlich zu denken, sodann aber meine Gedanken in einer bequemen Ordnung zu Papier zu bringen. Uebrigens bin ich nicht ängstlich darum besorgt, den Leser durch eine weitläufige Schutzschrift an der Stirn des Buches von der Richtigkeit meines Planes ꝛc. zu überzeugen, sondern ich denke, wie ein guter Schneider nicht nötig habe, von Stück zu Stück auf eine mathematische Weise zu demonstrieren, warum er jedes Kleidungsstück so oder anders gemacht habe, vielmehr jeder, der versteht, was zu einem guten Kleid gehöre, von selbst sehe, ob es gut passe oder nicht, so falle es auch einem Kenner bald in die Augen, ob in einem Buch eine der Sache angemessene Ordnung beobachtet sei oder nicht. — Nur weil es mir so ist (vielleicht habe ich darin noch mehrere Genossen), daß ich sehr ungern ein Buch oder einen Aufsatz lese, darin alles in einem Atem fortläuft, hingegen viel darauf halte, daß ich vorerst den ganzen Plan einer

Digitized by Google

Schrift kurz auf einmal übersehen kann, solches auch dazu dient, etwas leichter aufsuchen, wiederfinden, oder nach durchlesener Schrift deren Inhalt wiederholen zu können, so teile ich meine Aufsätze nach Beschaffenheit der Gegenstände, in gewisse Bücher, Kapitel und Paragraphen ein und versehe sie mit Rubriken, Inhalt, Marginalien, Summarien und Kolumnentiteln oder auch einer kurzen Tabelle (auf welche ich mehr halte als auf die Tabellen, welche allzu tief in das Besondere gehen). — Da aber bei allem dem einem Schriftsteller in Ansehung der Ordnung seines Werkes in vielem ebensowohl eine freie Hand gelassen werden muß als dem Eigentümer eines leeren Platzes, ob er darauf ein Haus von zwei oder drei Stockwerken, so oder anders bauen, oder einen Garten von dieser oder jener Art anlegen will, und, wenn nur die ganze Anlage nichts Unbequemes oder Widersinniges hat, jeder seinem eigenen Geschmack folgen darf: so halte ich mich auch bei Beurteilung anderer nicht leicht bei diesem Punkt auf, und es rührt mich nicht an, wenn die Herren Erlanger (in gelehrten Zeitschriften) oder andere bald dieses, bald jenes an der in meinen Schriften beobachteten Ordnung auszusetzen finden und zuweilen bedauren, daß sie ihre Klagen in diesem Stück über mich so oft wiederholen müssen; in der gewissen Ueberzeugung, daß, wenn ich auch ihrem Rat gefolgt hätte, leicht andere die von mir erwählte Ordnung ebenso leicht für besser angesehen haben würden als die von ihnen vorgeschlagene. Wer nun einmal etwas zu tadeln finden oder doch andere schlechterdings nach seinem Modell bilden will, der nimmt leicht das Nächste Beste!

Ich affektiere nicht, mich durch angebliche, sonst unbekannte Wahrheiten auszuzeichnen und der sonst im Finstern tappenden gelehrten Welt das benötigte Licht anzuzünden. — Herr v. L. wollte den Namen haben, daß er lauter neue Sachen schreibe. Ich hingegen habe von dieser Eigenliebe keine Versuchung gehabt, sondern ich habe nur getrachtet, etwas Brauchbares zu schreiben, es mochte hernach die Sache selbst oder die Art des Vortrags alt, von vielen oder wenigen schon gesagt oder gebraucht, oder neu und mein eigen sein. — In einer kritischen Zeitschrift heißt es: „Ein Buch kann höchst schätzbar sein, ob es gleich keine neuen Erfindungen enthält; wenn es nützliche Wahrheiten deutlicher (ich setze hinzu:

Digitized by Google

oder ordentlicher) vorträgt und gründlicher beweist, gemeinnütziger macht oder auch nur zu ihrer weiteren Ausbreitung behilflich ist." — Am allerwenigsten halte ich es für thunlich oder rätlich, wenn man eine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang abhandeln will, die ersten allgemein bekannten Wahrheiten zu übergehen. Wie kann ich denn einen Bau aufführen, wenn ich keinen Grund dazu gelegt habe? und wie kann ein Anfänger mein Buch verstehen, wenn ich ihm nicht allererst die Grundlehren, worauf sich das Folgende bezieht und die es voraussetzt, beibringe? Was soll ich also thun, wenn ein gewisser meiner gelehrten Erbfeinde es mir als einen Fehler meiner Schriften anführt, daß sie da oder dort bekannte Sachen enthalten? Soll ich mich darüber ärgern? Nein! ich lache darüber als über eine Zumutung, daß ich die Pferde hinter den Wagen spannen solle.

Die Fehler meiner Schriften sehe ich sehr wohl ein und habe sehr oft gesagt: Es wundert mich nicht, wenn die Leute dieses oder jenes darin auszusetzen finden, sondern ich wundere mich, daß sie nicht mehreres daran tadeln. Ich habe auch diese Unparteilichkeit in Beurteilung meiner eigenen Schriften in meinen „Unparteiischen Urteilen" und meiner „Bibliotheca Juris publici"*) u. s. w. schon von jungen Jahren her auf eine solche Weise zu Tage gelegt, daß viele hundert und tausend andere es wohl hätten bleiben lassen, so von ihren eigenen Arbeiten zu schreiben.

Eine Haupteigenschaft aller und jeder meiner Schriften ist, daß ich genau bei der Sache bleibe, von welcher ich handle, und keine Ausschweifung auf etwas damit nicht in unmittelbarem Zusammenhang Stehendes darin vorkommt, worin es mehrere, auch sonst größte Gelehrte verfehlen. Wer suchte z. B. mit Recht in einer (an der Universität Tübingen gehaltenen) Dissertation aus dem Lehnrecht (Dissertatio de Libro uno Feudorum) die ganze Stiftung und Geschichte des Martinianer Stipendii zu Tübingen, weil in dessen Bibliothek sich ein alter Druck des longobardischen Lehnrechts befindet, das darin nur ein einziges Buch ausmacht? Doch was schreibe ich! Ist dieses denn nicht auch eine Ausschweifung, da ich ja nur von mir

*) Anhang Ziffer XXIV, 1 und 2.

Digitized by Google

selbst handeln will! Pardon! Ich dachte, diese Erinnerung könnte ihren Nutzen haben. — Und hierin wünschte ich alle Schriftsteller zu Nachfolgern zu haben. Denn was auch sonst und an sich noch so gut und gründlich ist, aber am unrechten Ort steht, ist ein Fehler, zumal wenn es keine Sachen sind, daran man froh ist, man mag sie antreffen, wo man will. (Denk diese letzteren liest man in gewissen Schriften, z. B. in meiner Lebensbeschreibung, gern.) Und andere Ausschweifungen sind allemal eine Anzeige, daß die Einbildungskraft stärker sei als die Beurteilungskraft.

Was der Graf Chesterfield an seinen Sohn schrieb: „Ein starker Geist unterscheidet nicht nur das Nützliche und Unnütze, sondern auch das Nützliche und Merkwürdige; mit Fleiß legt er sich auf das erste; mit dem letzteren belustigt er sich bloß": das war auch meiner ganzen Denkensart gemäß, ohne doch deswegen meinen Anspruch auf den Charakter eines starken Geistes zu machen.

Ich that, so oft ich etwas schrieb, als hätte ich niemals etwas davon zuvor gelesen oder selber darüber gedacht, um desto gewisser auf die Wahrheit einer Sache, um welche es mir allein zu thun war, zu kommen.

In der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 26, S. 101) ist der Wunsch ausgesprochen, es möchten Schriftsteller sich mehr bestreben, nützlich als originell zu sein. „Der Wert ihrer Arbeiten soll nicht dadurch bestimmt werden, daß viel neues darin ist, sondern dadurch, daß alles Nützliche sich darin in der schicklichsten und leuchtendsten Ordnung befinde. Ihre größte Ehre soll sein, die besten Kompilationen zu liefern. Ueberhaupt würde es für das wahre Glück unserer Zeiten und unserer Nachwelt unendlich vorteilhaft sein, wenn Männer, die fähig wären, gute Originalwerke zu liefern, sich entschließen könnten, dieser Ehre zu entsagen, und, jeder in seinem Fach, gute Kompilationen zu machen. Solche Arbeiten erfordern gewiß nicht weniger Geschicklichkeit; sie verursachen weit mehr Mühe, sie verschaffen mehr Nutzen und sind also weit verdienstlicher als oft die glänzendsten Originalwerke. Unser Jahrhundert hat mehr leuchtende und wohlgeordnete Sammlungen dessen nötig, was man bereits weiß, als neue Entdeckungen von dem, was man noch nicht weiß." Und damit stimme ich eben-

Digitized by Google

falls überein, kann es daher auch wohl leiden, daß sich manche Journalisten und andere darüber aufhalten und lustig machen, auch mir dadurch etwas anhängen wollen, daß ich in meinen Schriften *mehr sammle als räsonniere*, wiewohl es in denselben auch an dem letzteren, wo es nicht bloß um ein theoretisches, sondern praktisches Räsonnement zu thun und es angelegt und rätlich war, gewiß nicht fehlt, und da ich den erst noch erwarte, der es mir darin gleich zu thun wagen wird. Das „Für das *Leben*, nicht für die Schule ist zu lernen, zu lehren, zu schreiben!" liegt mir beständig im Sinn, ohne deswegen abzuleugnen, daß es auch Fälle geben und Leute geben müsse, welche der Schule, nicht dem Leben zuliebe lernen, lehren und schreiben.

So wenig ich mich übrigens im gemeinen Leben nach der *Mode* richte, ebensowenig thue ich es auch in den in die Gelehrsamkeit einschlagenden Sachen; nicht aus Vorliebe zum Alten und Gewohnten, sondern aus Abneigung gegen leichtsinnige und ungegründete Neuerungen. Z. B. ich habe erwiesen, daß man nach dem Vorgang unserer Voreltern mit größtem Recht schreibe *teutsch*, nicht aber „deutsch". Meinetwegen mögen also andere Schriftsteller das „deutsch" annehmen, so bleibe ich mit vielen andern gründlich gelehrten Männern bei dem alten *teutsch*.

Ich schreibe übrigens so *deutlich* als möglich, daß es jedermann gleich verstehen könne und sich nicht erst den Kopf darüber zerbrechen müsse, was unter den blumenreichen Ausdrücken oder tiefgehenden philosophischen Kunstausdrücken für ein verborgener Schatz oder auch wurmstichiger Kern stecke. — Wenigstens lesen Leute von Geschäften, ja (zu meiner Verwunderung) auch, wenigstens einige, auch sonst tiefsinnige Gelehrte und berühmte philosophische Schriftsteller, meine Schriften in Ansehung des Stils gern; und andere, die sie nicht lesen müssen, behalten ihre Freiheit, sich solche, die besser nach ihrem Geschmack sind, beizulegen.

Witzig und angenehm (wie mein lieber ältester Sohn) zu schreiben, ist keine meiner Erbsünden. Wohl aber hätte ich zu dem, im Lachen die Wahrheit zu sagen, in der Jugend eine Anlage gehabt. Ich habe aber keinen Fleiß darauf gewendet. Und nun, in einem so hohen Alter, bin ich zufrieden, wenn man mir nur

Digitized by Google

den gemeinen Menschenverstand nicht abspricht, zumal nachdem schon vor mehr als zwanzig Jahren (1759) der katholische Verfasser eines Schreibens gegen die preußischen und hannöverischen Statisten (gedruckt zu Fulda und Würzburg) dem Publikum die biographische Nachricht erteilt hat, daß ich als ein alter Mann anfange, die Beurteilungskraft zu verlieren. Ich wünsche ihm dafür, wenn er noch lebt, aus unversöhnlicher Rachbegierde ein ebenso hohes und kindisches Alter, als das meinige ist.

Bei meinem Studieren und in meinen Schriften habe ich in reiferen Jahren besonders zwei Hauptgrundsätze vor Augen behalten. Cicero bemerkt, daß mit den Künsten und Wissenschaften sich derjenige in anderer Weise abgebe, welcher sie zum praktischen Beruf verwendet, und wieder in anderer Weise derjenige, welcher sich nur an ihnen um ihrer selbst willen erfreuen will. Den zweiten Grundsatz stellt ein neuerer Schriftsteller auf: Weil es bei der zahllosen Menge der Gegenstände und der Schwachheit des menschlichen Geistes unmöglich ist, auf allen Gebieten Hervorragendes zu leisten, so ist die beste Regel, daß man nur in einer Wissenschaft nach dem höchsten Ziel strebe, von den übrigen aber das herausnehme, was dazu dient, jene nur zu beleuchten und auszuschmücken. Dieser Grundsatz aber, sich auf einen bestimmten Gebietsteil zu beschränken, gilt bei mir nur in Ansehung der verschiedenen Teile (Disciplinen) der Rechtsgelehrsamkeit. Denn sonst habe ich, bald aus Neigung, bald um des Brotes willen, vieles geschrieben, was in andere Wissenschaften einschlägt, jedoch nicht in der Meinung, einen Vielwisser abzugeben, mir dadurch einen besonderen Namen in solchen Wissenschaften zu erwerben oder sie als eines meiner Hauptstudien anzusehen, sondern als eine besondere Nebenarbeit, zum Vergnügen oder aus Not.

Fast alle meine Schriften sind nicht so ausgearbeitet, wie sie es sein könnten und sollten und wie ich es selbst von andern verlangen würde. Die Hauptursachen davon sind: 1) daß ich zu flüchtig bin und es nicht leicht auswarten kann, genugsam Zeit darauf zu verwenden; 2) wenn ich auch manches gern reifer hätte wollen werden lassen, so habe ich doch um des lieben Brotes willen damit herausrücken müssen; 3) hat es mir bei sehr vielen

Digitized by Google

Fragen an einer hinlänglichen Bibliothek oder sonst mehreren guten Hilfsmitteln dazu gefehlt.

Der Archivarius L. zu Greiz sagte zu mir, er schreibe lauter vollkommene Sachen. Ich antwortete: Und ich lauter unvollkommene.

Ueber die Recensionen meiner Bücher in gelehrten und andern Zeitschriften habe ich zu klagen gar oft die gerechtesten Ursachen gehabt. In einem gewissen Journal werden aus meinen Schriften Sachen angeführt, welche darin enthalten sein sollen, wovon sich doch nicht ein Wort allda befindet; mehrmals hat ein Recensent den Inhalt gar nicht verstanden und ganz falsch und verkehrt vorgetragen, oder man hat ihn vorsätzlich verstümmelt, um den Leser dadurch zu verführen, die Sache aus einem falschen Gesichtspunkt anzusehen. Am allermeisten aber kam es vor, daß ein Recensent aus Mangel einer hinlänglichen Erkenntnis in der betreffenden Wissenschaft nicht imstande gewesen ist, das, was meiner recensierten Schrift eigen oder darin vorzüglich war, zu bemerken und anzuzeigen, und dagegen sich bei gemeinen oder doch nicht so wichtigen und unbekannten Gegenständen und Nachrichten aufgehalten hat. So waren die meisten Recensionen der einzelnen Teile meines alten und viele des neuen Staatsrechts beschaffen.

Die Beurteilung meiner Schriften von andern kann ich wohl leiden. Wenn der Sache gewachsene oder sonst unparteiische Männer einer meiner Arbeiten ein nicht übertriebenes Lob beilegen, macht es mir Vergnügen. Lobsprüche aber, von denen ich selbst erkenne, daß ich sie nicht verdiene, oder von Leuten, von welchen ich weiß, daß sie nicht imstande sind, ein gründliches Urteil von der Sache zu fällen, freuen mich gar nicht. Wenn man mir falsche Sätze andichtet, meine Meinungen verdreht oder ungegründete Schlüsse daraus zieht, ärgert es mich. Ausstellungen geschickter Leute nehme ich ehrerbietig an; unanständiger, leidenschaftlicher oder boshafter Leute Tadel verachte ich.

In dem Schreiben des evangelischen gesamten Corporis*) heißt es von mir, daß ich wegen meiner Rechtschaffenheit und kundbaren Verdienste rühmlichst bekannt sei. Eine Ehre, die noch

*) Vertretung der evangelischen Fürsten und Städte bei dem Reichstag.

Digitized by Google

keinem deutschen Rechtsgelehrten von fast der ganzen Hälfte des gesamten deutschen Reichs widerfahren ist, und eine hinlängliche Vergeltung alles dessen, was mir über meinen Patriotismus jemals widriges begegnet ist.

Auf Schmeicheleien verstehe ich mich nicht. Herr Kanzler Pfaff zu Tübingen gab mir, als einem angehenden Schriftsteller und als er bemerkte, daß ich einiges in einer Schrift angebracht hatte, welches andere nicht gern sehen dürften, die Lehre: Willst du gelobt werden, so lobe! Bei meinem sonst so glücklichen Gedächtnis aber habe ich leider dieses Rezept in Ausübung zu bringen ganz vergessen. Doch habe ich den Nutzen davon gehabt, daß man mich mit einem unter Gelehrten sonst sehr gewöhnlichen Vorwurf zu verschonen die Gnade gehabt und meines Wissens nie beschuldigt hat, daß ich jemanden geschmeichelt oder ein ungebührliches Lob ihm beigelegt habe. — Wenn ich jemand lobe, ist es mein voller Ernst und ich verlange kein Gegenlob dafür, ja es thut mir wirklich leid, wenn Männer, die ich in ihrem Teil und Fach hochschätze, hinwiederum so gütig von mir urteilen, daß es den Schein einer Gegenvergeltung haben könnte.

Ist ein Mensch in der Welt, der es von andern (auch von seinem eigenen Sohn) leiden kann, daß sie anders denken und schreiben, so bin ich es in großem Maße. Zeigt man mir einen Fehler und wie er zu verbessern sei, nehme ich es mit Dank an; ich wundere mich zuweilen, daß man nicht mehr Fehler in meinen Schriften finde oder anzeige, da ich selbst sie alle ohne Ausnahme einer größeren Vollkommenheit fähig und bedürftig halte. — Glaube ich, man habe mich nicht verstanden oder ein Schriftsteller sei nicht hinlänglich imstande, über meine Schriften zu urteilen, so bedaure ich beides, lasse mich aber dadurch nicht verleiten, bitter darauf wieder zu antworten. Begegnet man mir endlich (wie ich es reichlich erfahren habe) ungesittet, so ist schon lange Jahre her meine Gewohnheit, entweder gar nicht oder doch höflich und sanftmütig darauf zu antworten.

Ich habe auch, so oft sich Gelegenheit dazu hat fügen wollen, mit einigen meiner heftigsten Gegner nachher mündlich oder schriftlich aufrichtige Freundschaft gemacht und ihnen von meinen besten Gesinnungen für ihre Person die überzeugendsten Proben gegeben.

Digitized by Google

Wenn ich endlich nachher selbst beobachtet habe oder mit Grund erinnert worden bin, daß ich jemand zu viel gethan hätte, habe ich kein Bedenken getragen, es öffentlich zu widerrufen.

Unwahrerweise bin ich beschuldigt worden, als ob ich mir anvertraute Geheimnisse in den Druck gegeben hätte. Ein anderes ist: ob ich allerlei Ungedrucktes habe drucken lassen, welches man da und dort nicht gern gesehen hat; ich bin aber auch darin sehr behutsam gewesen. So habe ich aus den kurfürstlichen Wahltagsprotokollen allerlei nicht bekannt gemacht, weil ich besorgt habe, die Fürsten möchten dadurch aneinander geraten; ein Gleiches geschah von mir in Ansehung anderer an mich gekommener geheimer Nachrichten, die in das Staatsrecht einzelner Reichsstände einschlugen. Sogar habe ich gewisse Aufsätze, die mir eben zu dem Ende zugeschickt wurden, um sie bekannt zu machen, unterdrückt, sie auch wohl den dabei Interessierten zukommen lassen, wenn ich mit Grund vermuten konnte, daß deren Druck ihnen nicht gleichgültig sein könne. — Wäre es mir darum zu thun, alles drucken zu lassen, was ich von Geheimnissen weiß, oder mich durch Anekdoten auszuzeichnen: o, wie vieles hätte ich, mit oder ohne Beisetzung meines Namens drucken lassen können, das manche (auch die größten Herren selbst) in Verwunderung und Nachdenken gesetzt hätte oder auch ihnen sehr unangenehm gewesen wäre.

Man hat es immer als eine Eigenschaft meiner Schriften angesehen, daß sie freimütig abgefaßt seien.

Eine andere Frage ist: ob ich nicht dann und wann nach meinem cholerischen Temperament, ohne weitere üble Absicht, zu hitzig geschrieben und geurteilt habe? und da will ich mich nicht als ganz unschuldig angeben. Uebrigens hat mir Geheimerat N. in Wetzlar erzählt, er habe mich nach meinen Schriften für einen hitzigen Kopf gehalten, finde mich aber nun im Umgang als einen leutseligen und verträglichen Mann. Dasselbe haben mir auch andere bezeugt.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Mosers Schriften.

Noch heute heißt Moser der Vater des deutschen Staatsrechts und der Begründer des europäischen Völkerrechts. Seine Arbeiten und Verdienste auf diesem Gebiete sichern ihm als Gelehrten und Schriftsteller unvergänglichen Ruhm. Und wie hat er selbst diese Aufgabe erfaßt und sich über seine Stellung dazu ausgesprochen?

Was meine Gelehrsamkeit betrifft, so habe ich vornämlich und hauptsächlich mich auf das neuere allgemeine deutsche Staatsrecht gelegt. Ich habe dabei nicht die geringste Absicht oder Neigung dazu, bloß neue Wahrheiten zu entdecken oder doch davon zu schwatzen, das hingegen, was schon bekannt und wohl tausendmal gesagt ist, gering zu schätzen und zu übergehen, meinen Ruhm auf anderer Verkleinerung zu bauen u. dergl., sondern mein ganzes Bestreben geht dahin: 1) unsere deutsche Staatsverfassung vorzustellen, wie sie nach den Reichsgesetzen sein sollte; sodann 2) aber zu zeigen, wie sie in der Praxis in manchem sehr davon abgehe und also wirklich beschaffen sei; 3) endlich Betrachtungen anzustellen, wie das deutsche Reich, soviel möglich, in seiner jetzigen Verfassung zu erhalten und die sich da und dort zeigenden und einer Verbesserung fähigen Mängel wirklich abzustellen sein möchten.

Neben dem, daß ich in zwei Werken (deren ersteres doch abgebrochen werden mußte) die ganze deutsche Reichsverfassung umständlich abgehandelt habe, sind von mir auch viele besondere Fragen und Gebiete des deutschen Staatsrechts untersucht worden, über welche man zuvor entweder noch gar nichts oder doch nichts Brauchbares im Druck hatte. Besonders habe ich mir auch die Mühe gegeben, einige in den neuesten Zeiten von den Katholiken angefochtene wichtige Rechte der evangelischen Reichsstände nach allen Kräften zu retten.

Ueberall aber sehe ich eigentlich und zunächst auf das Brauchbare und handle das am meisten Brauchbare auch am weitläufigsten ab. — Pütter (Litteratur des deutschen Staatsrechts, Teil I,

Digitized by Google

S. 414) sagt: „Die Moserschen Schriften enthalten meist nichts als brauchbare und zuverlässige Sachen und führen mit Zurücklassung aller weit hergeholten Schulfragen voriger Zeit immer nur auf das Heutige und Praktische, hingegen lassen sie nicht leicht einen möglichen Fall, der nur jemals in Frage gekommen ist, unberührt, und sie übertreffen ebendeswegen in Vollkommenheit und Brauchbarkeit fast alle bisherigen Schriften von der Art. Dabei schreibt Moser mit solcher Aufrichtigkeit und Freimütigkeit, daß die überall gerade durchgehende Gesinnung, nur das, was nach seiner Ueberzeugung gerecht ist, zu schreiben, hervorleuchtet. — Seine Schriften samt und sonders ergänzen just erst das, was allen seinen Vorgängern noch fehlte und was nun erst andere instandsetzte, auf diesen Schultern bauen zu können. Das macht seine Verdienste um dieses Studium unsterblich. In der Geschichte dieser Litteratur wird er allemal Epoche machen."

Nächst dem allgemeinen deutschen trachtete ich, das besondere Staatsrecht der einzelnen Reichsstände nach und nach auszuarbeiten, welches bisher von sehr wenigen und nur stückweise geschehen war. Ich legte aber mit dieser Ausarbeitung des besonderen Staatsrechts an vielen Orten keine Ehre ein, sondern fand vielmehr Widerspruch, und mir wurde gar mit Drohungen (von einzelnen Höfen und Ministern) begegnet.

Meines eigenen Erachtens besteht meine Stärke und der Nutzen meiner Schriften über das deutsche Staatsrecht zunächst in dem, was Reichs- oder sonstigen Herkommens ist, als worauf sich ein großer Teil unserer allgemeinen Reichsverfassung und der besonderen Staatsverfassung der einzelnen Lande gründet, sodann in dem, was in die Staatsklugheit (welche meist nur durch Erfahrung erlangt wird) einschlägt, ohne welche alle theoretische Erkenntnis unseres Staatsrechts eine Glocke ohne Schwengel und alles Räsonnieren, Philosophieren und Denken darüber schönes Spielwerk und Tändelei ist.

Meinetwegen mögen übrigens andere der denkenden Welt ein philosophisches deutsches Staatsrecht vorräsonnieren, oder die Geschichte und Schicksale der einzelnen Stücke und Lehren des deutschen Staatsrechts von Taciti und noch älteren Zeiten her durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag er-

Digitized by Google

zählen; noch mehr! Meinetwegen mögen sie mich auch, weil ich nicht ein Gleiches thun kann oder will, aus allen hochgelehrten Zünften ausschließen und mich in die Gesellschaft der Sammler verweisen. Ich gönne ihnen ihren Ruhm gern, beneide sie deswegen nicht, will mich auch mit ihnen durchaus nicht ins gleiche, sondern willig auf das niedrigere Bänkchen heruntersetzen. Gestehen sie mir (wie bisher) nur noch ferner ein, daß meine Schriften brauchbar seien, so bleiben wir die besten Freunde, und jeder sei mit seinem Los so vergnügt als ich mit dem meinigen!

Uebrigens habe ich mich schon fast unzähligemal öffentlich geäußert, daß ich kein Verächter der deutschen Staatshistorie, des allgemeinen Staatsrechts, auch anderer philosophischer Wissenschaften sei, insoweit sie ungezwungene und unaffektierte Hilfsmittel in dem deutschen Staatsrecht abgeben können, und daß ich auch junge Leute gar nicht davon abhalte, sondern sie vielmehr anweise, dieselben nicht zu versäumen. Mein ganzer Sinn geht also nur dahin, die Wissenschaften nicht zu vermengen, die Vorbereitungswissenschaften auf das deutsche Staatsrecht (Geschichte und Philosophie) vorher zu lernen, mithin sie in dem deutschen Staatsrecht vorauszusetzen, in der wirklichen Staatsrechtslehre aber (wo nicht die besonderen Umstände ein anderes erfordern) bloß zu sagen, wie es sich jetzt verhalte.

Da ich nun mit diesem alle Hände voll zu thun gefunden habe, so leuchtet daraus zugleich auch die Unbilligkeit der an mich gestellten Forderungen, mich tiefer, als geschehen ist, in die Geschichte und Philosophie einzulassen, und die Unmöglichkeit, ihr Genüge leisten zu können, hervor. Ja, hätte ich es thun können und wirklich gethan, so würde ich alsdann zwar der akademisch Gelehrten Beifall erworben, dagegen aber den der wirklichen Staatsmänner verloren und mir den Vorwurf zugezogen haben, daß man das Brauchbare erst aus der Menge unbrauchbarer Sachen hervor- und zusammensuchen müßte. — Hätte ich endlich dem Plan, welchen man mir aufdringen wollte (mit historischen und philosophischen Ausführungen), in Bearbeitung meiner Schriften folgen wollen, wo hätte eines einzigen Menschen Leben dazu hingereicht! Was für ein ungeheures Werk wäre es geworden! Wer hätte die Kosten dazu hergegeben? Wer hätte es gekauft und

Digitized by Google

gelesen? Wie viele würden mir meine Gelehrsamkeit gern geschenkt und gewünscht haben, daß ich ihnen nur das Brauchbare vorlegen möchte! Das „Die Sache vom Ursprung an kennen, heißt, sie recht kennen," trifft mich also nicht; ich will nur die Pferde vor und nicht hinter den Wagen spannen, in meinem Magazin nicht Stroh, Heu und Haber untereinander werfen, sondern jedem seinen eigenen Platz anweisen.

Bei alledem aber verlange ich im deutschen Staatsrecht durchaus kein Orakel zu sein oder andere an meine Denkensart oder Gründe zu binden, sondern kann es gar wohl leiden, wenn andere sich eben der Freiheit in Ansehung meiner bedienen, deren ich mich gegen sie gebrauche. Ich lasse mich daher auch nicht gern in Streitschriften, am allerwenigsten aber auf Personalien ein, warne auch andere davor und halte sie, soviel ich kann, zurück. Wenn ich aber je antworte, so suche ich doch meinem Widersprecher anständig zu begegnen und rette bloß meine Gründe, oder erkläre mich deutlicher, oder verteidige mich glimpflich gegen falsche Beschuldigungen.

Das positive oder jetzt übliche europäische Völkerrecht in Friedens- und Kriegszeiten wäre meine Lieblingswissenschaft gewesen, wenn ich Zeit dazu und Brot dabei gehabt hätte; so aber mußte ich es bei bloßen Grundrissen davon bewenden lassen.

Die deutsche Staatsgeschichte stark zu bearbeiten, litt meine Zeit nicht, weil ich allzuviel mit Ausfüllung der in dem heutigen Staatsrecht noch vorhandenen Lücken zu thun hatte. Indessen habe ich doch nicht nur in Frankfurt a. d. O. darüber gelesen, sondern auch allerlei darin geschrieben, namentlich Grundlehren derselben nach einer neuen und eigenen Lehrart herausgegeben.

Die Kameral-, Nahrungs- und Polizeiwissenschaften (Staatswissenschaft, Nationalökonomie) waren geraume Zeit meine Lieblinge, und ich brannte vor Begierde, meinem Vaterlande darin Dienste zu leisten. Ich mußte mir aber die Lust dazu wider Willen vergehen lassen.

Ueber das Kirchenrecht hatte ich schon als Professor gelesen und dabei das katholische und evangelische gesondert behandelt, auch bei dem katholischen das uns Deutschen so nötige

Digitized by Google

und brauchbare katholische heutige Staatskirchenrecht (von welchem man damals in den Vorlesungen über das kanonische Recht wenig oder gar nichts hörte) vornehmlich mitgenommen. Späterhin wurde ich ohne allen Grund beschuldigt, daß ich den Katholiken zu günstig sei, ja ein Professor suchte mich in einer Dissertation in den Verdacht zu bringen, als ob ich ein heimlicher Katholik wäre. Vermutlich hatte er geglaubt, ich hätte diesem zu verdanken, daß ich von dem Bischof zu Hildesheim nach Wetzlar vorgeschlagen und zum kurfürstlich kölnischen Geheimerat ernannt worden*). Ich versichere aber, daß die Konfession in beides nicht den geringsten Einfluß gehabt, ich auch um beides nicht gebeten, sondern es lediglich der Erkenntlichkeit des damaligen Dompropstes zu Hildesheim (dem ich in einem wichtigen Prozeß mit gutem Erfolg gedient hatte) zu danken gehabt habe, welcher das erste (den Vorschlag für Wetzlar), ohne daß ich vorher davon wußte, mir angetragen, und das andere (den Geheimeratscharakter) ohne meinen Willen bei dem Herrn Kurfürsten zu Köln ausgewirkt hatte.

Wenn mir von katholischer Seite Parteilichkeit vorgeworfen wird, so ist, daß ich mehrmals die evangelischen Grundsätze gegen die katholischen verteidige, keine Parteilichkeit, sondern eine notwendige Folge meiner Ueberzeugung, daß die evangelische Religion mehr Wahrheit lehre als die katholische oder daß den Evangelischen nach der Reichsgrundverfassung diese oder jene von den Katholiken unbilligerweise angefochtenen Gerechtsame wirklich gebühren, da ich sonst, soweit es außerdem möglich ist, den Katholiken in Religionssachen sehr glimpflich begegne, auch in dem, was in das Staatsrecht einschlägt, denselben alles angedeihen lasse, was ihnen nach meiner Erkenntnis zukommt. Parteiisch aber ist nur der, welcher sich wider besser Wissen und Gewissen, aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit, Interesse oder andern unlautern Absichten anders äußert, als er denkt oder überzeugt ist.

Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit wird man in meinen Schriften nicht wahrnehmen.

Als mir in der Entgegnung auf meine Abhandlung von der

*) Vergl. oben S. 31, 33.

Digitized by Google

Verbindung der evangelischen Beisitzer der höchsten Reichsgerichte an die Beschlüsse des Corporis Evangelicorum*) hart gedroht wurde, schloß ich meine „nochmals befestigte Verbindung ꝛc.“**) also: „Was die eingeflossenen Drohungen anbelangt, so ist mein Charakter: Fürchte Gott! Ehre den Kaiser! Thue recht und scheue niemand, auch den Reichsfiskal nicht. Und wie ich von allen großen Herren (welchen Standes und welcher Religion sie sein mögen) nichts suche, von ihnen nichts hoffe und von ihnen nichts erbettle, also fürchte ich mich auch hinwiederum vor nichts! Dixi!“

In meinen allerersten Schriften habe ich in Ansehung einiger in die deutsche Religions- und weltliche Staatsverfassung einschlagenden Fragen nach dem Maß meiner damaligen Erkenntnis anders gedacht und geschrieben als nachher, doch gar nicht so gefährlich, als manche es machen wollten, die mich bald als einen heimlichen Katholiken, bald als einen allzuviel kaiserlich Gesinnten abschilderten. — Uebrigens suchte ich, soviel von mir abhängt, das Gleichgewicht zwischen dem so nötigen Ansehen des Kaisers und der Freiheit der Reichsstände, Friede und Ruhe zwischen den verschiedenen Religionsparteien, und dann unsere so kränkliche, gebrechliche und mangelhafte Staatsverfassung, soviel thunlich ist, aufrecht zu erhalten.

Als der Liebling und Vertraute von Kaiser Joseph II., Herr v. Röder, meinen Aufsatz von dem rechten Gebrauch der kaiserlichen Würde vor dem Abdruck zu Gesicht bekommen hatte, schrieb er davon an einen dritten, man sollte den Inhalt mit goldenen Buchstaben über das kaiserliche Kabinett schreiben, ließ mich auch gar sehr aufmuntern, mich durch die damals mit dem kaiserlichen Hofe gehabten Verdrießlichkeiten nicht von Fortsetzung meines Staatsrechts abhalten zu lassen.

Der vorhin erwähnte Aufsatz vom rechten Gebrauch der kaiserlichen Würde***) beurkundet Mosers hohe Auffassung der

---

*) Anhang Ziffer IV, 9.

**) Anhang Ziffer IV, 10.

***) In dem „Neuen deutschen Staatsrecht“ („Von dem römischen Kaiser“ ꝛc.) — siehe Anhang Ziffer I, 7 —, Kap. 3, S. 371 fg.

Digitized by Google

Pflichten eines deutschen Kaisers. Er sagt: Ein römischer Kaiser darf und soll kein gemachtes, sondern ein wirkliches, wahres, wirksames und thätiges Oberhaupt des Reiches sein, und zwar der mächtigsten Kur- und andern Fürsten ebensowohl als der geringsten mittelbaren Reichsunterthanen. Je mehr Ansehen ein Kaiser in dem Reich hat, je vorteilhafter ist es für das Reich, solange es nicht mißbraucht wird, und für alle dessen mittelbare und unmittelbare Glieder. — Je gebrechlicher unsere heutige Staatsverfassung ist und je mehr es überall an der Proportion, Subordination, Gleichgewicht, Zusammenhang und Verbindung des Haupts und der Glieder, auch dieser unter sich, fehlt, um so mehr hat ein Kaiser darauf zu sehen, daß nicht alles noch weiter aus dem Geleise komme, nicht bloß der Schatten, sondern auch das Wesen der Reichsverfassung beibehalten werde und jeder bleibe, was er ist und sein soll. — Insbesondere hat also ein Kaiser darauf zu achten, daß die Reichsversammlung nicht nur nicht auseinander gehe oder in Stillstand gerate, sondern auch wirklich etwas, und immer mehr Gutes zum Besten des gesamten Vaterlandes darauf verhandelt, nicht aber die Zeit mit Kleinigkeiten und Nebendingen zugebracht werde. — Auch ist der von so vielen Reichsständen angestrebten, das ganze kaiserliche Ansehen nebst der Reichsverfassung untergrabenden, willkürlichen, despotischen, militärischen und unumschränkten Regierungsart in ihren Landen mit allem Nachdruck entgegenzuwirken. Der Landesherr muß behalten, was ihm gebührt, aber die Landstände und Unterthanen müssen auch behalten, was ihnen zusteht. So erfordert es das Ansehen und Interesse des Kaisers, die Wohlfahrt des Reichs und das Heil der einzelnen deutschen Staaten. — Endlich kann ein Kaiser seine Regierung durch nichts beliebter machen, als durch Erhaltung des Friedens, und durch nichts verhaßter, als wenn er ohne die alleräußerste Not an Kriegen Anteil nimmt oder solche wohl gar selbst veranlaßt.

Werden nun Mosers Schriften im einzelnen näher ins Auge gefaßt*), so sind in erster Reihe die Bearbeitungen des

*) Vergl. auch R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften. Erlangen 1856. Bd. II, S. 401—424, besonders 411 fg.

Digitized by Google

deutschen Staatsrechts zu erwähnen, die (1737 bis 1753 erschienene) Darstellung des geltenden Staatsrechts, welche Moser im Gegensatz zu dem späteren Werk „Altes deutsches Staatsrecht“ nennt. Dasselbe bildet sechsundzwanzig Quartbände oder fünfzig Teile und zwei Teile Zusätze*). Ihm folgt eine „Kürzere Einleitung in das deutsche Staatsrecht.“ — Vorausgegangen waren ein „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland“ (1731), eine Abhandlung „Von der Lehre der heutigen Staatsverfassung von Deutschland überhaupt“ (1732) und eine „Nachlese“ zu obigem Grundriß (1737).

Nachdem er im Herbst des Jahres 1764 aus der mehr als fünfjährigen Festungshaft entlassen war, begann Moser sein „Neues deutsches Staatsrecht“, welches in achtundzwanzig Abteilungen**) von 1766 bis 1772 erschien; ebenso im Jahre 1775 ein „Allgemeines Register über das alte und neue deutsche Staatsrecht“***). In der Vorrede zu dem ersten Teil des „Neuen deutschen Staatsrechts“ („Von Deutschland und dessen Staatsverfassung überhaupt“†) schreibt Moser (21. März 1765): Wäre ich zwanzig Jahre jünger oder hätte sonst nichts zu thun, würde der Leser noch etwas Vollständigeres und Brauchbareres zu erwarten haben; so aber nehme er mit dieser Arbeit vorlieb, bis ein anderer kommt, der es besser macht, welches ich wohl geschehen lassen kann und einem, der sich daran machen wollte, gern Anleitung geben würde, wie er es anzugreifen hätte.

Es ist wahrhaft staunenswert, welch allumfassende Kenntnis der bezüglichen Verhältnisse und Entscheidungen in allen deutschen Ländern bei der klarsten und gründlichsten Darlegung sich in diesem Werk findet; es behandelt jeden Gegenstand, wie auch die einzelnen Teile auf dem Titelblatt anzeigen „nach den Reichsgesetzen und dem Reichsherkommen, wie auch aus den deutschen Staatsrechtslehrern und eigener Erfahrung, mit beigefügtem Unterricht von allen dahin einschlagenden öffentlichen und wichtigen neuesten

*) Vergl. den Anhang Ziffer I.
**) Vergl. den Anhang Ziffer I, 6—33.
***) Anhang Ziffer I, 34 (292 Seiten 4°).
†) Anhang Ziffer I, 6.

Digitized by Google

Staatsgeschäften und den wichtigsten darüber erschienenen Schriften".

Die eigene praktische Erfahrung war es vornehmlich, welche Mosers Arbeiten auszeichnete, wie er denn auch als einen Fehler der deutschen Universitäten rügt*), „daß man fast überall lauter Männer zu Lehrern des deutschen Staatsrechts macht, welche nicht die allergeringste eigene Erfahrung in deutschen Staatsrechtssachen, sondern alles, was sie davon wissen, aus den Büchern erlernt haben". Moser hingegen hatte am kaiserlichen Hof und bei den Kaiserwahltagen „seine hohe Schule" durchgemacht.

Mögen auch die Abhandlungen von dem römischen Kaiser, von den kaiserlichen Regierungsrechten und -pflichten, von den deutschen Reichsständen, von den Reichstagen, von den Reichstagsgeschäften, von der Justiz-, der Lehens-, der Kreisverfassung in Regierungs-, in Militärsachen, von dem persönlichen und dem Familien-Staatsrecht der Reichsstände heutzutage kaum mehr ein Interesse bieten, so werden doch andere Teile ihren Wert behalten, so z. B. die Darstellung der deutschen Religionsverfassung (837 Seiten)**), ferner von der Landeshoheit im Geistlichen (891 Seiten)***). In dem letztgenannten Werke finden sich manche noch heutzutage beachtenswerte Bemerkungen, namentlich über das Verhältnis des Staats zu der katholischen Kirche und die Stellung eines derselben angehörigen Landesherrn. Es wird z. B. (S. 65) darauf hingewiesen, daß ein katholischer Landesherr immer in Gefahr sei, nach den Lehren und der Verfassung seiner Kirche dem Papst und den Bischöfen Zugeständnisse zu machen, welche in den Rechtskreis des Staats übergreifen. — Katholische Landesherren haben ihre Landeshoheit im Geistlichen nicht vom Papst, sondern als Mitglieder und Stände des deutschen Reichs, als eine Civilsache; haben also auch dem Papst darüber keine Rede und Antwort zu geben (S. 251).

---

*) In der „Neuesten Geschichte der deutschen Staatsrechtslehre und deren Lehrer". Anhang Ziffer XXIV, 4.

**) Anhang Ziffer I, 12.

***) Anhang Ziffer I, 20.

Digitized by Google

Bei der geistlichen Landeshoheit über Glieder einer andern Kirche wird (S. 322) erörtert: Wiefern die Religion keinen Einfluß haben dürfe. Wenn man bei Abhandlung dieser Materien billig, vernünftig und so verfahren will, wie es die Ruhe und das gemeine Beste des deutschen Reichs erfordern, so muß 1) kein Teil dem andern seine Religionssätze aufdringen und ihn danach behandeln wollen, sondern es muß aus diesem Grundsatz gehen: nach der deutschen Reichsverfassung ist nun einmal die evangelische und die katholische Religion erlaubt; jeder Teil mag also vor Gott so viel Recht oder Unrecht haben, als er will, und glauben, was er will; das gehört nicht hierher, sondern wir sind Glieder eines Reichs und Landes; der Unterschied der Religion muß also den Landesherrn nicht abhalten, alles dasjenige zu thun, zu lassen oder zu gestatten, was von einem rechtschaffenen Regenten erfordert würde, wenn er und seine Landstände und Unterthanen einerlei Religion wären. Hinwiederum aber muß auch der Unterschied der Religion Landstände und Unterthanen nicht abhalten, alles dasjenige zu thun und zu lassen oder zu gestatten, was von rechtschaffenen Landständen und Unterthanen erfordert würde, wenn sie und ihre Landeskinder einerlei Religion wären. 2) Muß kein Landesherr, er sei welcher Religion er wolle, seinen Landständen oder Unterthanen etwas zumuten, was wider die Grundsätze ihrer Religion läuft, mithin dieselben nicht mit gutem Gewissen bewilligen, leiden, thun oder lassen können; und so auch umgekehrt.

Dieses ist die in dem westfälischen Frieden an mehreren Orten bestätigte und so sehr verwahrte Freiheit der Gewissen, deren Beherrschung keinem Menschen, viel weniger einem Christen, zusteht, sondern allein Gott vorbehalten ist.

Wenn in Beziehung auf die evangelische Kirchenverfassung Zweifel daraus entstehen, daß die evangelische Kirche nicht unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt steht, ist auf die Analogie dessen zu verweisen, was insgemein bei andern evangelischen (Landes-) Kirchen üblich ist (a. a. O. S. 76).

Bei der Landeshoheit in Steuersachen (Teil I 839 Seiten, II 492 Seiten) wird in eingehendster Weise von den bezüglichen Einrichtungen der einzelnen deutschen Länder und den in den-

Digitized by Google

selben zwischen Landesherrn und Ständen (z. B. in Mecklenburg, in Ostfriesland, in Württemberg) entstandenen Streitigkeiten gehandelt; ferner, welches die richtige Politik in Ansinnung und in Verwilligung von Steuern sei (Teil I, S. 838); ferner, welche Gegenstände zu besteuern seien und wie es damit in den verschiedenen deutschen Ländern und Städten gehalten werde; dabei geht Moser in die entferntesten Details, z. B. über den im (sächsischen) Stift Wurzen zu entrichtenden Fleischpfennig (vom Pfund geschlachteten Fleisches) und dessen Verwendung zum Gehalt der fürstlichen Beamten u. s. f.

In dem Traktat „Von der Landeshoheit in Kameralsachen" sagt Moser (S. 50): Es ist ein grundfalscher Gedanke, den deutsche Reichsstände zuweilen bald bei sich aus ihrem eigenen Herzen aufsteigen lassen und gegen alle besseren Belehrungen behaupten wollen, bald aber ihnen durch andere, der deutschen Reichs- und Landesverfassung unerfahrene oder bloß der Regenten Leidenschaften bis zum Verderben schmeichelnde Personen beigebracht wird: Das Land gehöre ihnen, sie seien Landesherren und könnten also thun, was ihnen beliebt! Nein! so ist es nicht gemeint.

Besonders reichhaltig ist die Abhandlung „Von der Landeshoheit in Polizeisachen". Unter Polizei begreift Moser diejenigen landesherrlichen Rechte und Pflichten und daraus fließenden Anstalten, welche die Absicht haben, der Unterthanen äußerliches Betragen im gemeinen Leben in Ordnung zu bringen und zu erhalten und ihre zeitliche Glückseligkeit, besonders ihren Nahrungsstand, zu befördern. Er begreift darunter fast alle Gebiete der Volkswirtschaft, handelt z. B. auch von der Gesundheitspflege, der Lebensmittelpolizei, Gewerben und Künsten, Haus- und Landwirtschaft, von Monopolen (z. B. Salzhandel, Tabakmonopol), wohlthätigen Anstalten, Einrichtungen zum Vergnügen; ferner vom Buchhandel, von der Censur, von Schulen, Kirchen, Kinderzucht, Ehebeschränkungen, Aufnahme von anziehenden Ausländern. Als eines der besten Mittel gegen den Wucher empfiehlt er die Errichtung eines öffentlichen Leihhauses. Hervorgehoben wird (S. 469) die große Bedeutung, welche dem öffentlichen Landeskredit, namentlich für kritische Zeiten, beizumessen sei.

Ein Kapitel handelt „Von Sachen, so zu Aufklärung des

Digitized by Google

Verstandes und Besserung des Willens der Unterthanen dienen" und namentlich auch von der Religion. Religion, sagt Moser (S. 39), die in einer wahren und thätigen Furcht Gottes und Liebe des Nebenmenschen besteht, ist das allersouveränste Mittel zu Aufheiterung des Verstandes und zur Besserung des Willens, mithin zur Besserung des gemeinen Wesens. Unter allen Religionen in der Welt ist keine schicklicher und angemessener für den Staat als die christliche Religion, wie sie in der heiligen Schrift Neuen Testaments vor Augen liegt. Und da die evangelische Religion sich ganz allein darauf gründet, so ist auch dieselbe unter allen Gattungen der christlichen Religion dem gemeinen Wesen die zuträglichste. — Es haben daher alle Regenten, sie seien welcher Religion sie wollen, zu besorgen, daß die sogenannten Geistlichen, absonderlich die Lehrer und Prediger, einen unärgerlichen und unanstößigen Wandel führen; damit sie nicht widrigenfalls das, was sie durch ihre Lehre erbauen, durch das Leben wieder niederreißen, mithin bei vielen auch die Religion selbst verächtlich oder verdächtig machen.

Die Freiheit, die Lehre öffentlich gegen andere Lehren und Konfessionen zu verteidigen, wird gewahrt, „ob es gleich an dem ist, daß allzuvieles Kontroversieren nichts nützt, sondern eher schadet, und eine gründliche Belehrung und Befestigung in der Glaubenslehre die beste Verwahrung vor andern Religionen ist. Hingegen hat eine Landesherrschaft schlechterdings nicht zu gestatten, daß ein Religionsteil den andern ungebührlich antaste, viel weniger aber die Prediger und Beichtväter öffentlich oder insgeheim den Leuten Dinge einprägen, welche zu Verbitterungen und am Ende zu Verfolgungen anderer Religionsgenossen ausschlagen, als welcher Verfolgungsgeist eine Pest des Staats und ein Bild des Teufels, nicht aber Jesu und seiner Apostel ist. — Die Obrigkeit hat zwar nicht zu verbieten, noch zu hindern, daß gegen öffentliche Sünden und Laster, auch wohl gegen die von dem Landesherrn selbst dazu gemachten Gelegenheiten, ebenfalls öffentlich, auf keine übertriebene Weise gezeugt werde; hingegen hat sie auch nicht zu gestatten, daß, was die Herrschaft sonst kraft obrigkeitlichen Amtes nach ihrer Einsicht und auf ihre Verantwortung vor Gott verfügt, von den Lehrern

Digitized by Google

gerügt und angezapft, dadurch aber die Gemüter gegen dieselbe aufgebracht werden. — Die Landesherrschaft hat sich keiner Herrschaft über die Gewissen anzumaßen, sondern es dabei bewenden zu lassen, daß sie die Wahrheit nach ihrer Ueberzeugung öffentlich oder, wo es nötig ist, auch insbesondere lehren und die Leute unterrichten läßt."

Unter der „Landeshoheit in Gnadensachen" werden namentlich abgehandelt: Privilegien, Standeserhöhungen, Titel, Wappen, Rang, Dispensationen, Druckfreiheiten, Strafnachlaß, Strafmilderung und Strafaufhebung; Marktrecht, Stadtrecht ꝛc. — Weitere Teile bilden die Landeshoheit in Ansehung Erde und Wassers; ferner in Ansehung der Unterthanen Personen und Vermögens (568 Seiten), wobei die Rechte der verschiedenen Stände, die geistlichen Ritterorden, die Rechte der Landstände, Fronen, Auswanderung ꝛc. erörtert werden. Die folgenden Teile handeln: von der reichsstädtischen Regimentsverfassung, dem deutschen nachbarlichen Staatsrecht und dem deutschen auswärtigen Staatsrecht. Zur Uebersicht und als Realindex dient der „Auszug des neuen deutschen Staatsrechts"*), und als Einleitung die „Ersten Grundlehren des deutschen Staatsrechts"**). Endlich erschienen (1781 und 1782) drei Bände „Zusätze zu dem neuen deutschen Staatsrecht". Diese Zusätze umfassen drei Quartbände von zusammen 3640 Seiten. In der Vorrede sagt Moser: Ich habe von dem deutschen Staatsrecht zwei große Werke herausgegeben, das alte und das neue; deren letzteres im Jahre 1766 angefangen und im Jahre 1775 geendigt wurde. Aus verschiedenen erheblichen Ursachen gedachte ich es dabei bewenden zu lassen und das, was sich noch weiter davon sagen ließe oder sich in Zukunft von neuem ereignen würde, anderer, welche die Lust, Zeit und Hilfsmittel dazu haben, Fleiß zu überlassen. Nachdem es aber dem gütigen Gott gefallen hat, mir nicht nur mein Leben bis in das einundachtzigste Jahr zu fristen, sondern auch meine Gemütskräfte bis jetzo in ihrer vollen Kraft zu erhalten, ich dabei aber in keinem öffentlichen Amt stehe und doch nicht müßig gehen

*) Anhang Ziffer I, 37.
**) Anhang Ziffer I, 36.

Digitized by Google

kann, so habe ich meinen Vorsatz, nichts mehr in deutschen Staatssachen zu arbeiten, abgeändert, und ich will suchen, besagtes mein neues deutsches Staatsrecht noch vollständiger und brauchbarer zu machen. Gegenwärtiges Werk, so aus drei Teilen bestehen wird, ist die Frucht dieses Vorsatzes.

Auch das besondere Staatsrecht einzelner deutscher Reichsstände wurde in neunzehn Schriften dargestellt.

Einzelne staatsrechtliche Fragen sind in einer großen Zahl von Abhandlungen bearbeitet*). Solche enthalten auch die zwei Teile „Vermischte Schriften über mancherlei das deutsche Staatsrecht betreffende Materien" (1733—1736)**). In den letzteren verdient besondere Erwähnung die Abhandlung „Von dem Recht der deutschen Sprache" (Teil I, S. 398—471); ferner eine Erörterung „Ueber den Nutzen der Taufpaten" (S. 67—70).

Gegen vierzig öffentliche Streitschriften behandeln einzelne Fragen des damaligen deutschen Staatsrechts.

Unter jenen Abhandlungen ist eine, deren Abfassung unter den damaligen politischen Verhältnissen großen patriotischen Mut des kurz zuvor aus langer Festungshaft entlassenen Verfassers bekundet (sie erschien zwar anonym, aber Mosers Autorschaft war kein Geheimnis) nämlich die Beantwortung der Frage: Wie viel Soldaten eines deutschen Reichsstandes Land zu erhalten schuldig sei und wer darin den Ausschlag geben könne? (1765)***). Moser führt aus, daß die Landstände in keiner Weise schuldig seien, für Militärzwecke mehr zu verwilligen als das reichsgesetzliche Kreiskontingent; es wäre denn, daß sie selbst von einer dringenden Not und Gefahr des Landes, welche umfassendere Verteidigungsanstalten erfordern, sich überzeugt hätten. „Es steht also zwar einem Landesherrn frei, von seinen Landständen und Unterthanen zu seinem Militäretat einen größeren Beitrag zu erfordern, als wozu er nach den Reichsgesetzen berechtigt wäre; aber es steht alsdann auch den Landständen und Unterthanen frei, die ihnen vorgelegten landesherrlichen Beweggründe zu prüfen, und wenn sie selbige

*) Siehe den Anhang Ziffer III.
**) Anhang Ziffer III, 4.
***) Anhang Ziffer III, 12.

Digitized by Google

nicht erheblich finden, das gnädigste Ansinnen unterthänigst beharrlich abzubitten. Denn eben daraus, weil sie es nach den Reichsgrundgesetzen nicht schuldig sind und der Landesherr nach den Reichsgrundgesetzen sie nicht dazu wider ihren Willen nötigen kann, folgt natürlich und unwidersprechlicherweise, daß es in ihrem freien Belieben steht, es zu bewilligen oder abzulehnen. — Glückselig ist ein Regent und sein Land, wenn der Landesherr und seine Landstände gut denken! Unglücklich ist Herr und Land, wenn entweder der Herr oder die Landstände oder beide aus Mangel der Einsicht oder aus Passionen schlecht denken."

Nicht minder kühn war es, eine Schrift über die gewaltsame Beitreibung unbewilligter Steuern und die Verbindlichkeit zu deren Wiedererſatz zu veröffentlichen*). — Beachtenswert ist auch die Abhandlung: „Von der reichsverfassungsmäßigen Freiheit, von deutschen Staatssachen zu schreiben"**).

Bedeutende Arbeiten waren ferner die umfassenden Ausführungen über die Wahlkapitulation der Kaiser Karl VII. (1742—1744, drei Teile), Franz (1746 und 1747, zwei Teile) und Joseph II. (1777, zwei Teile). Ferner die Erläuterung des westfälischen Friedens aus Reichshofratsschlüssen (1775 und 1776 zwei Teile).

Eine wichtige Quelle des öffentlichen Rechts bildeten damals die Entscheidungen des Reichshofrats; Moser veranstaltete mehrere Sammlungen derselben (1726—1732, in acht Bänden; 1740, in acht Teilen; 1743—1745, in vier Teilen). Endlich: „Zwölf Reichshofratsgutachten wegen des Jesuitenordens" (1775). Er schrieb über die Grundsätze der Reichshofratspraxis (1743) und eine Einleitung zum Reichshofratsprozeß (1731—1739, vier Teile). Ferner über die Visitation des Reichskammergerichts (1767 und 1775), und über die Verbindlichkeit der Beschlüsse des Corpus Evangelicorum (der evangelischen Reichsstände) für die evangelischen Reichsgerichtsbeisitzer (1775 und 1777).

Eine sehr große Anzahl von wichtigen Verhandlungen der Reichstage und zwischen Kaiser und Reichsständen bearbeitete und

*) Anhang Ziffer III, 15.

**) Anhang Ziffer III, 25.

Digitized by Google

sammelte Moser; so in der „Reichs-Fama“ (1727—1736, in 23 Bänden); „Auserlesene neueste Staats-Akta ꝛc.“ (1736, in zwei Teilen); „Beitrag zu dem neuesten Staatsrecht ꝛc.“ (1746); „Deutsches Staatsarchiv“ (oder Sammlung der wichtigsten Reichs-, Kreis- und andern Handlungen, Deduktionen, Urteile der höchsten Reichsgerichte, Verträge und anderer Staatsschriften und Urkunden ꝛc., 1751—1757, in zehn Teilen oder dreizehn Bänden); „Reichsstädtisches Magazin“ (1774 und 1775, in zwei Teilen); „Akten über die Verfolgung der Evangelischen in Salzburg“ (1732, zwei Teile, und 1732 und 1733, in zwei Bänden); „Reichsstädtisches Handbuch“ (1732 und 1733, in zwei Bänden).

Ueber Mosers staatsrechtliche Arbeiten urteilt Kaltenborn im Deutschen Staatswörterbuch*): „Mosers Arbeiten über das deutsche Staatsrecht bilden das sichere und heutzutage noch notwendige Fundament für alle späteren Forschungen auf dem Gebiet des deutschen Staatsrechts. Während seine Vorgänger das öffentliche Recht meist nur auf Universitäten und aus Büchern kennen gelernt hatten, ergibt sich aus Mosers Lebensschicksalen, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, schon die große Erfahrung, welche er in Sachen des deutschen Staatsrechts nach allen Richtungen hin erworben hatte. Er kam in direkte Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe, zu dem Kammergericht, zu dem Reichshofrat und zu zahlreichen kleinen und großen, weltlichen und geistlichen Territorialregierungen und lernte somit durch den mittelbaren Augenschein und zumeist als Geschäftsmann, als Rat, Beistand, Anwalt, Bevollmächtigter die staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands auf das vollständigste und genaueste kennen. Und diesen reichen Schatz praktischer Erfahrungen hat er in seinen zahlreichen staatsrechtlichen Schriften niedergelegt Sie sind eine wahre Fundgrube des gediegensten Materials für das öffentliche Recht Deutschlands zu Reichszeiten. — Was ihnen an wissenschaftlicher Behandlung abgeht, wird unendlich durch die wahrhaft staunenswerte Vollständigkeit und Genauigkeit aufgewogen. Kaum daß auch nur die kleinste Frage unbeantwortet bliebe.“

*) Deutsches Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater (Stuttgart und Leipzig 1862), Bd. VII, S. 16.

Digitized by Google

Noch eingehender charakterisiert Rob. v. Mohl*) Mosers Verdienste um das deutsche Staatsrecht: „Vor allem suchte er die Ueberzeugung zu begründen, daß das deutsche Staatsrecht kein aus einem System hervorgegangenes Lehrgebäude sei, welches auf einer rechtsphilosophischen Grundlage ausgebildet und in seinen einzelnen Fragen aus aprioriſchen Sätzen festgestellt werden könne, sondern vielmehr ein geschichtlich gewordenes Verhältnis, dessen einzelne Teile sogar nicht sowohl auf bestimmten schriftlichen Normen als auf Gewohnheitsrecht und Herkommen beruhen. Auf diese unzweifelhaft richtige Grundlage gestützt, bekämpfte er alle phantastischen, einseitigen, zu Parteizwecken oder Förderung der Eigensucht erfundenen Theorien, die Wirklichkeit als solche begreifend und darstellend. Er erachtete den Lehrer des positiven öffentlichen Rechts für den Ausleger der bestehenden gesetzlichen Ordnung, für den Priester der Wahrheit; nicht aber für einen Parteigänger, welcher mit Schlauigkeit und Trugschlüssen unbegründete Ansprüche der Gewalt und der Begierde zu unterstützen und scheinbar zu machen oder irgend einer gelehrten und geistreich thuenden Eitelkeit durch Verdrehung der Thatsachen und des Rechts zu frönen habe. — Er wollte, daß die objektive Wahrheit allein siege und daß nur das praktisch Brauchbare beachtet werde. Mit der einfachsten Unbefangenheit, Freimütigkeit und Rücksichtslosigkeit machte er auch in den häcklichsten Fragen alle ihm zugänglichen und von ihm für erheblich erachteten Thatsachen bekannt, zog daraus die ihm als richtig erscheinenden Schlüsse und gab überall und immer der Wahrheit die Ehre, mochte sie nun dem Kaiser oder den Reichsständen, den Katholiken oder den Protestanten förderlich und genehm sein. Mit einem Wort, er war auch als deutscher Publizist der ehrliche Mann, und die tüchtige praktische Natur machte seine Wissenschaft, soweit an ihm lag und er es verstand, zur anwendbaren Wahrheit."

Das zweite große Arbeitsgebiet Mosers lag im europäischen Völkerrecht; dieses verdankt ihm außer einer Anzahl von Ab-

*) R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften (Erlangen 1856), Bd. II, S. 401—424.

Digitized by Google

handlungen sechs größere Werke (1750—1781). Seinen Standpunkt bezeichnet die Vorrede zu dem „Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten“ (1777) mit folgendem: „Die Grundsätze der meisten bisherigen Schriftsteller beruhen großenteils auf ihren Privat-Einsichten und angenommenen Meinungen, darin gar oft einer dem andern widerspricht oder da wenigstens einem Räsonnement wieder ein anderes entgegengesetzt werden kann, ohne daß man sagen könnte, welche von beiden der Denkensart und wirklichen Handlungsweise der jetzigen europäischen Mächte angemessen sei.“ Und weiterhin (Vorläufige Abhandlung, S. 17): „Ich schreibe 1) kein Schul-Völkerrecht, wie dergleichen von vielen großen Gelehrten geschehen ist, welche das, was (nach ihrer Erkenntnis) von jeher natürlichen Rechtens gewesen und noch ist, in ein Lehrgebäude bringen. Ich schreibe auch 2) kein philosophisches Völkerrecht — und 3) kein politisches Völkerrecht, — wie ein Räsonnierer, der allen europäischen Staaten Rezepte vorschreibt; sondern ich schreibe 4) bloß und allein ein wirkliches europäisches Völkerrecht. Man findet also hier keinen Staatsroman, sondern gleichsam eine politische Reisebeschreibung durch ganz Europa, und zwar eine solche, da der Reisende sich begnügt, zu beobachten und anzumerken, was er gesehen hat, ohne darüber zu glossieren.“

Aehnlich schon in seiner ersten Publikation über das Völkerrecht („Grundsätze des jetzt üblichen europäischen Völkerrechts in Friedenszeiten“, 1750, Vorrede): „Ich erinnere 1) daß ich kein raisonniertes Völkerrecht schreibe, welches sich ein jeder Gelehrter nach seinen Begriffen und Leidenschaften selbst zu bilden pflegt, wie er will oder wie er es am besten zu treffen meint, sondern ein Völkerrecht, wie es unter den europäischen Souveränen und Nationen üblich ist; 2) bekümmere ich mich nicht um das, was auch in Europa selbst in älteren Zeiten Völkerrechtens gewesen sein mag, sondern was ungefähr seit den Zeiten des westfälischen Friedens darin üblich ist, als seit welcher Zeit Europa in vielen hierher einschlagenden Materien eine ganz andere Art, zu denken und zu handeln, angenommen hat; 3) es ist also dieses mein Völkerrecht lediglich und allein auf das gegründet, was wirklich geschehen ist und zu geschehen pflegt, es mag nun nach den

Digitized by Google

göttlichen geschriebenen und natürlichen, auch menschlichen Rechten recht oder unrecht sein. Denn es sei ferne von mir, alles zu billigen, was geschehen ist, und ich gebe in dieser ganzen Schrift nicht sowohl einen Rechtslehrer ab als vielmehr einen Beschreiber dessen, wie die europäischen Souveräne und Nationen miteinander umgehen und eben deswegen, weil es unter ihnen so hergebracht ist, es für recht halten und angeben."

Indes fehlt es auch an pragmatischen Bemerkungen nicht; so z. B. in betreff der „Religionssachen" (S. 409): „Die Evangelischen geben sich keine Mühe, ihre Religion in den Staaten der Römisch-Katholischen auszubreiten. Daher kann ihnen auch ihre Religionsübung um so unbedenklicher gestattet werden. Die Römisch-Katholischen hingegen begnügen sich meistens nicht damit, sondern suchen auf alle menschenmögliche, auch wohl nach göttlichem und menschlichem Recht unerlaubte Weise alles unter den Gehorsam des Papstes zu bringen. Und wenn sie glauben, so stark zu sein, die Gegenpartei ohne scheinbare große Gefahr über den Haufen werfen zu können, steht ein Staat allemal bei ihnen in Gefahr, eine Revolution durch sie zu erleiden."

Unter der Ueberschrift „Göttliches Recht" bemerkt Moser (in dem oben erwähnten „Versuch ꝛc." S. 21): „Da (außer einigen orientalischen europäischen Staaten) sich alle übrigen Mächte von Europa zu der christlichen Religion bekennen und alle christlichen Religionsparteien das Buch, welches wir die Bibel nennen, als den von Gott den Menschen geoffenbarten Willen und Norm aller ihrer Handlungen verehren, so wäre ja freilich die heilige Schrift, absonderlich Neuen Testaments, die erste und vorderste Norm, wonach alle Souveräne ihre Handlungen einzurichten hätten, und gegen welche keine Verträge und kein Herkommen anstoßen, sondern alles der heil. Schrift subordiniert sein sollte; absonderlich den Hauptgrundsätzen des neuen Testaments: 1) Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und 2) Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. — Nun geschah es aber nicht nur in den vorigen Zeiten, da man noch mehr auf die christliche Religion hielt, sondern es trägt sich auch noch jetzo, da man dieselbe meistens dem gemeinen Mann überläßt oder auch nach und nach in eine bloße Sittenlehre (abermals meistens für

Digitized by Google

den gemeinen Mann) zu verwandeln trachtet, zu, daß man auch noch jezuweilen in den Staatshandlungen etwas von Gott (von Jesu Christo erinnere ich mich desgleichen nicht) und göttlichen Rechten liest. — Gleichwie aber dieses unter die seltensten Fälle gehört, also liest man hingegen in den unzähligen, dem Publikum vor Augen liegenden Staatshandlungen nichts dergleichen, auch alsdann nicht, wenn ein aus der heiligen Schrift genommener Grund vollkommen paßte und alles leichtlich entschiede."

Das Völkerrecht in Friedenszeiten (1750) handelt auch von der Herrschaft und Freiheit der Meere und von Occupation der von keinem europäischen Staat beherrschten Länder. Von Interesse ist heutzutage die Bemerkung (S. 347): „Ueber das große Weltmeer bei Afrika und Asien wollten vormals die Portugiesen eine Oberherrschaft behaupten; sie haben sich aber nachher bedeuten lassen und nun passiert es für frei, außer an den Küsten, wo eine oder die andere europäische Nation Kolonien hat." In betreff der Occupation (S. 352): „Solches Eigentum und Oberherrschaft erstreckt sich jedoch nicht weiter, als so weit der Souverän, so das Land occupiert, es auch wirklich bebauen und behaupten kann."

Von Kolonien in und außerhalb Europa handeln auch die „Beiträge zu dem neuesten europäischen Völkerrecht in Kriegszeiten".

Kulturhistorisch beachtenswert sind die Beschreibungen des Ceremoniells, ferner der Johanniter- und Maltheserorden und das Recht der Gesandtschaften in den „Beiträgen zu dem neuesten europäischen Völkerrecht in Friedenszeiten" (Teil I 514 Seiten, Teil II 550 Seiten, Teil III 470 Seiten, Teil IV 564 Seiten).

Eine Fülle geschichtlichen Materials bieten namentlich die Beiträge zu dem neuesten europäischen Völkerrecht in Kriegszeiten" (Teil I 488 Seiten, Teil II 472 Seiten, III 471 Seiten).

Ueber Mosers völkerrechtliche Arbeiten sagt R. v. Mohl*): „Wenn die Deutschen in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Völkerrechts ihren Platz mit Ehren einnehmen, so mögen sie nie

*) R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 411.

Digitized by Google

vergessen, daß Johann Jakob Mosers Verdienste ein Bedeutendes zur Erreichung dieser Stellung beitrugen."

Eine dritte Serie von Arbeiten betrifft die deutsche Staatsgeschichte; sie findet sich in neun Publikationen behandelt*). Als seine Absicht bezeichnet er (in der Vorrede der Staatshistorie Deutschlands unter Karl VII.): zusammenzutragen, was sich von Zeit zu Zeit in unserem Deutschland zuträgt und für dessen allgemeines oder besonderes Staatsrecht einen Nutzen hat und daher auf künftige Zeiten und Umstände angemerkt und aufbehalten zu werden verdient. Auch das Lehnrecht und das deutsche Privatrecht bilden den Gegenstand mancher Abhandlungen**). Die Kanzleipraxis ist in zwei Schriften erörtert.

Mit Vorliebe hat Moser kirchenrechtliche Fragen behandelt***). In den „Abhandlungen aus dem deutschen Kirchenrecht" (1772) untersucht er unter anderem „den Grund, worauf der evangelischen Reichsstände Gerechtsame in Religions- und Kirchensachen beruhen" und gelangt zu dem Ergebnis, daß dieser Rechtsgrund lediglich die Landeshoheit gewesen. Dabei bemerkt er: „Nach der Geschichte ging es auch mit diesen Gerechtsamen in Religions- und Kirchensachen zuerst wie bei der Schöpfung der Welt, wie bei Pflanzung der ersten christlichen Kirche und wie bei den meisten großen Staatsrevolutionen. Es ging nämlich im Anfang durcheinander, bis es sich nach und nach in ein ordentliches System faßte. — Im sechzehnten Jahrhundert nahmen sich die evangelischen Reichsstände nach und nach mehr Rechte heraus. Besieht man die damals abgefaßten landesherrlichen Ordnungen in Religions- und Kirchensachen, so findet sich darin keine Spur, daß solche kraft einer den Regenten von der Kirche geschehenen ausdrücklichen oder stillschweigenden Uebertragung oder in der Eigenschaft des vornehmsten Mitglieds der Kirche gegeben seien, sondern sie bezogen sich bloß auf ihr obrigkeitliches Amt."

Eine dieser Abhandlungen bespricht unter anderem die Behandlung der Separatisten: Es hat die Erfahrung gelehrt,

*) Siehe den Anhang Ziffer XVII.
**) Siehe den Anhang Ziffer XI und XIII.
***) Siehe den Anhang Ziffer XII.

Digitized by Google

daß mit Schärfe gegen diese Leute nichts auszurichten gewesen ist, sondern dieselben nur dadurch in ihrer Meinung bestärkt und ihre Anzahl vermehrt worden ist; wo aber die Prediger erbaulich gelehrt und einen guten Wandel geführt haben, die Obrigkeit aber die, so in der Stille hingegangen sind, mit Sanftmut behandelt hat, da haben sich nach und nach die meisten oder alle wiederum auch in die kirchliche Gemeinschaft begeben.

In der „Abhandlung verschiedener besonderer Rechtsmaterien" (1772—1776, vier Bände) finden sich Ausführungen über die Rechte der Jesuiten in Deutschland, über das Recht und die Gewohnheit, mit sechs Pferden zu fahren, von Reichsgesetzen, welche einen Irrtum zum Grund haben sollen, von Schreib- und Druckfehlern, Betrachtungen über das Studium, besonders der Rechte, über die Mittelstraße im Gebrauch der Tortur ꝛc.

In seiner Stellung als Landschaftskonsulent achtete Moser sich verpflichtet, volkswirtschaftliche Fragen eingehend zu erörtern und gemeinnützige Einrichtungen anzubahnen. Er schreibt über „Einige Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst" (1753)*), schildert, wie andere Staaten alles aufbieten, die Gewerbe zu heben, die Naturgaben der Länder besser zu nutzen, Handel und Wandel je mehr und mehr emporzubringen, und fährt fort: „Alles dieses kann ich bei meinem jetzigen Amt unmöglich mit kaltem Blut lesen, noch mich dessen mit gleichgültigem Gemüt erinnern. Die göttliche Vorsehung hat es also gefügt, daß ich vor einiger Zeit zu dem Amt eines Konsulenten bei der Landschaft in Württemberg berufen worden bin; ich soll und muß also solchen Personen, welche als Vorsteher des Vaterlandes für das Wohl und Wehe eines so ansehnlichen Herzogtums und so vieler hunderttausend Personen mit zu sorgen haben, mit gutem Rat an die Hand gehen. Die Wichtigkeit dieses Umstandes ersetzt in meinem Gemüt nicht nur, sondern übersteigt auch unendlich weit allen denjenigen Schatten der Ehre, welchen ein hoher Titel oder Rang geben kann, mir auch selbst in vorigen Zeiten in und außer Landes wirklich gegeben hat, und da ich sonst (doch allezeit mit Ausnahme und ohne Nachteil der dritten Bitte des Vaterunsers) fest

*) Vergl. den Anhang Ziffer XV, 1.

Digitized by Google

entschlossen gewesen bin, mein vergnügtes ehemaliges Privatleben bis an das Ende meines Laufes fortzusetzen, so habe ich mich doch dieses Antrages, der mich recht auf meiner weichen Seite gepackt hat, nicht erwehren können. — Ich habe die Grundsätze, welche das beständige Augenmerk und die Richtschnur meiner Handlungen und Ratschläge sind, dem Vaterland öffentlich darlegen und meine lieben Landsleute ermuntern wollen, daß wir gemeinschaftlich diesen Sachen immer reifer nachdenken." — Im Verfolg werden einige Hauptgesichtspunkte aufgestellt: „Man muß prüfen, zu was für Arten von Manufakturen das Land überhaupt am besten geschickt und wo jede derselben am klüglichsten einzurichten sei. — Man muß verhüten, daß nicht allzu viele Leute sich auf das Studieren legen, sondern dahin wirken, daß auch kluge Köpfe sich auf Handlung und Fabriken legen. — An Aufrechterhaltung des mittleren Mannes, sonderlich der Handels- und Handwerksleute ꝛc. ist dem gemeinen Besten am meisten gelegen, als welche zu den gemeinen Lasten ungleich mehr beitragen müssen, als die bloßen Kapitalisten mögen und die Armen können. — Was das Land selber erzeugt oder darin verarbeitet wird, dessen Einfuhr von außen muß möglichst schwer gemacht oder gar verboten werden. — Die Naturerzeugnisse, die im Land nützlich verarbeitet werden können, müssen nicht roh außer Landes gelassen werden. — Unvernünftig ist, alle neuen Vorschläge mit dem verhaßten Namen einer Projektenmacherei zu belegen, sie ungeprüft und unversucht zu verwerfen und nur immer bei dem alten Schlendrian verbleiben zu wollen."

In eingehender Weise verfolgte Moser diese Gedanken in seinen „Schwäbischen Nachrichten" (1756, 951 Seiten) Sein Absehen ist die Beförderung des Volkswohlstandes durch Hebung der Gewerbe und Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, Verbesserung der Haus- und Landwirtschaft, Ausnützung der Naturgaben des Landes, Bekanntmachung zweckmäßiger Erfindungen und Bearbeitungen. In der Vorrede spricht er von der Abneigung seiner Landsleute gegen alle Neuerungen und hofft, sie endlich dahin zu bringen, „daß, anstatt man sich dermalen, wenn etwas Gutes hintertrieben oder doch so wenig als möglich brauchbar gemacht werden kann, wohl darüber erfreut, als ob das Vaterland einer großen Gefahr entgangen wäre und man einen wichtigen

Digitized by Google

Sieg erhalten hätte, wenigstens diejenigen zum Besinnen und unparteiischer Prüfung der Sache gebracht werden mögen, welche nicht bloß darum alle sogenannten Neuerungen verdächtig machen, weil sie nicht den geringsten Begriff von solchen Sachen haben und doch ihre Unwissenheit nicht mögen kund werden lassen, auch zu bequem dazu sind, einige Zeit darauf zu verwenden, die nötigen Grundsätze davon zu fassen, zumal wenn es ihnen nicht besonders belohnt wird, sondern sie um des gemeinen Besten willen sich einige, ihrem Dünken nach nicht schuldige Mühe geben sollen".

In dem Werk selbst finden sich unter anderen Anzeigen und Beurteilungen neu erschienener Schriften, landesherrliche Ordnungen und Gesetze (so die von Moser ausgearbeitete württembergische Ordnung für die allgemeine freiwillige Witwen- und Waisenkasse S. 49—66, und die Ordnung für die allgemeine Brandversicherungsgesellschaft, S. 328—355), Entwurf einer Einleitung in die Haus- und Landwirtschaft (S. 128 fg.), Nachrichten von der schwäbischen Landwirtschaft, Jagd, Fischfang, Waldwirtschaft, Bergbau, von Lehranstalten, von Manufakturen ꝛc. (S. 178, 262, 356, 437), Nachricht von dem „Färber-Gestift" zu Calw („Ein Exempel, was der gute Wille verständiger Privatpersonen auch in Polizeisachen vermöge", S. 430), Grundgedanken von Handlungs- und Manufakturſachen (S. 455, 545, 640), Grundsätze von der Polizei (Anstalten zur Förderung der Wohlfahrt, S. 824) und von den Pflichten der Landesherrschaft und der Landstände in Polizeisachen (S. 934), wobei Moser insbesondere mit einer ernsten Schlußermahnung es auf den württembergischen ständischen Ausschuß abgesehen hat (S. 948).

Um nun über die Litteratur und Gesetzgebung in allen betreffenden Fragen zu orientieren, verfaßte Moser weiterhin (1758) seine „Bibliothek von ökonomischen ꝛc. Gesetzen und Schriften" (414 Seiten), als ein alphabetisches Nachschlagebuch über alle volkswirtschaftlichen Gegenstände. In der Vorrede bemerkt er, daß „die wenigsten der Personen, für welche die hierher bezüglichen Schriften bestimmt seien, eine große Bücherkenntnis haben; wissen also nicht einmal, daß dieses oder jenes heraus ist. Bei den in immer größerer Menge zum Vorschein kommenden sogenannten Journalen findet sich überdies noch der beschwerliche Umstand,

Digitized by Google

daß dieselben aus lauter kleinen Abhandlungen bestehen, deren sich, wenn ein solches Werk anfängt, viele Bände groß zu werden, auch das glücklichste Gedächtnis nicht zu allen Zeiten erinnern kann. Gleiche Bewandtnis hat es mit den tausendweise vorhandenen landesherrlichen Ordnungen von solchen Sachen, deren Kenntnis doch inner- und außerhalb ihres Vaterlandes von sehr großem Nutzen ist. Allen diesen Beschwerlichkeiten abzuhelfen, habe ich mich entschlossen, gegenwärtige mühsame Arbeit zu unternehmen." — Der Inhalt ist denn auch ein ungemein reichhaltiger; da finden sich Tausende von Notizen über Landwirtschaft, Gewerbe, Postsachen, Forstwirtschaft, Hauswirtschaft (z. B. über Kochbücher) und was irgend für die Volkswohlfahrt von Bedeutung sein mag.

Moser hat mehrere Schriften über württembergische Sachen herausgegeben*), ferner zur (württembergischen und allgemeinen) Litterärgeschichte**). Dahin gehört namentlich sein „Erläutertes Württemberg" (1729—1732, drei Teile), worin er auch über seine eigene Familie historische und genealogische Nachrichten gibt, und die (kurze) Lebensbeschreibung der bedeutendsten damaligen württembergischen Theologen. Eine staunenswerte Bücherkenntnis des achtundzwanzigjährigen Verfassers zeigt seine „Bibliotheca scriptorum de rebus Würtembergicis" (in den „Miscellanea Juridico-Historica", 1729—1730), wie er denn auch in der Vorrede bezeugt, daß ihn „diese Bogen nicht weniger Mühe gekostet, als ein oder wohl ein paar Folianten von einer andern Arbeit würden erfordert haben, indem hierzuland alle viele subsidia und große Bibliotheken erfordernden Schriften einem recht von Herzen sauer werden, da wir mit jenen so gar nicht versehen sind".

Schon mit zwanzig Jahren hat er einen „Gründlichen Bericht von dem fürstlich württembergischen Titel" und einen „Heraldischen Bericht von dem hochfürstlich württembergischen Wappen" geschrieben. Diese Manuskripte, welche er damals dem Herzog überreichte, je achtundneunzig Folioseiten stark, befinden sich auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Ebenso ein sehr umfassendes Manuskript „Kurze Einleitung in die württem-

*) Vergl. Anhang Ziffer XXVI.

**) Anhang Ziffer XXII und XXIII.

Digitized by Google

bergische Staats- und Landesverfassung" (Stuttgart 1752). Ferner eine „Deduktion, daß dem Herzogtum Württemberg alle der österreichischen Lande Freiheiten und Privilegien ohne Zweifel auch noch heutigestags zustehen" (1721).

Moser hat wiederholt Anlaß genommen, einiges über sein Leben zu veröffentlichen. So schon im Jahre 1756 in seinen „Schwäbischen Merkwürdigkeiten" (in dem Abschnitt „Das jetzt lebende gelehrte Schwaben, zweites Zehent"); dies zu rechtfertigen, sagt er (a. a. O., S. 173): „Es wird kaum ein Gelehrter sein, von dessen Leben und Schriften noch bei seinen Lebzeiten so viel Irriges und zum Teil grobe Unwahrheiten oder doch Fabeln in die Welt hineingeschrieben worden sind als von mir, daher mir niemand verargen wird, daß ich bei dieser Gelegenheit etwas Mehreres von mir selbst melde."

Späterhin wurde er veranlaßt, seine Lebensgeschichte ausführlich zu beschreiben, und zwar — mit Zusätzen — in dritter Auflage in den Jahren 1778 und 1783, also bis in seine letzte Lebenszeit.

Er benützte jede Gelegenheit, etwas für das gemeine Wohl zu verfassen. Als er einmal durch heftige Gliederschmerzen genötigt war, eine Badekur in Wildbad zu gebrauchen, gab er sofort eine Beschreibung dieses Bades und seiner Einrichtungen heraus*). „An dergleichen Nachrichten, welche auf die jetzige Zeit anwendbar wären," sagt die Vorrede, „hat es bisher gemangelt, und mein Vorsatz, andern nach mir kommenden neuen Badgästen zu dienen, ist von den zu gleicher Zeit mit mir anwesend gewesenen als eine gar nicht überflüssige Sache angesehen worden; und kann man mir diesfalls desto sicherer Glauben beimessen, da ich zu dieser Arbeit nicht gedingt bin und der Augenschein alle, die mich persönlich kennen, unwidersprechlich überzeugen muß, wie sehr große Proben der erstmalige Gebrauch dieses Bades an mir gethan hat." — Die Beschreibung selbst geht ins einzelste: Umgegend, Einrichtungen, Lebensart, Speisezettel, Preise, z. B. „Schlafgeld für einen Badgast, der kein Privatlogis hat, Tag und Nacht zwei Kreuzer (sechs Pfennig), von Durchreisenden einen Kreuzer." „Nach dem Nachtessen geht man Sommers auf dem Marktplatz vor den

*) Anhang Ziffer XXVI, 9.

Digitized by Google

Wirtshäusern oder in den Alleen oder, wenn es dunkel ist, in den Gängen vor den Zimmern im Schlafhabit in Gesellschaft spazieren." In der „Badfreiheit" (Privilegium) und Ordnung von Kaiser Karl V. (1530) wird eingeschärft: „Es sollen die Badgäste weder mit Worten noch Werken nichts Unfriedliches, Eigengewaltthätiges, Unbilliges oder Freventliches wider einander vornehmen und handeln, bei Straf des Haupts Verlierung." — Endlich gibt Moser den Rat für die Badgäste: „Eine gute Diät ist ein sehr großes Stück der Kur. Diese besteht darin, daß man zuvörderst so lebe, daß man kein unruhiges oder beschwertes Gewissen bekomme; sodann sich in allen Affekten mäßig halte; — daß man, wenn die Kosten höher kommen, als man sich eingebildet, sich nicht darüber ärgere; keine Zänkereien anfange, noch an anderer ihren teilnehme; — sich aller Amtsgeschäfte, Haus- und Nahrungssorgen möglichst entschlage; nicht zu viel sitze oder schlafe, kurz ein in Gott gefaßtes ruhiges und freudiges Gemüt habe, und die Zeit so vergnügt, als nur immer thunlich ist, zubringe, hingegen alles, was Betrübnis, Zorn u. dergl. erregen könnte, möglichst beiseite lege."

Unter all den vielen und großen bisher ausgeführten Arbeiten hat Moser ein reges inneres Leben geführt, welches sich in einer Reihe theologischer Schriften*) und mehr als tausend geistlichen Liedern ausgesprochen hat.

Er selbst äußert sich hierüber folgendermaßen: „Wegen meiner theologischen Schriften haben einige mich eines sträflichen Eingriffs in ein fremdes Amt und eines in der Kirche angerichteten Schadens beschuldigt; andere hingegen Gott gedankt, daß er auch Rechtsgelehrte erwecke, welche dasjenige, was die Theologen lehrten und von vielen als um des Brotes willen geschrieben oder als etwas bloß Gelerntes und Gewohntes behandelt würde, bestätigten und dadurch großen Nutzen stifteten.

Zuweilen habe ich auch meine bei dergleichen Arbeiten gehegten Absichten ganz verfehlt; z. B. ich hoffte, zu meinem Lexikon der jetzt lebenden evangelischen Theologen von manchen redlichen Männern viel Gutes von ihrer eigenen Seelen- und Amtsführung zu erhalten, welches dem ganzen Werk seinen eigentlichen Wert

*) Vergl. den Anhang Ziffer XVIII—XXI.

Digitized by Google

verschaffen sollte. Aber nur ein einziger Mann teilte mir etwas dergleichen mit.

Ueberhaupt können die Urteile von diesen meinen Arbeiten unmöglich gleich ausfallen; denn 1) Leute, die keine oder die große (der großen Menge) Religion haben, halten mich für einen Enthusiasten und Schwärmer; 2) die Neumode-Theologen und Konsorten werden an mir den Mangel einer aufgeklärten Vernunft wahrnehmen und bedauern; 3) die, so die Mitte zwischen den letzteren und den der alten Theologie Ergebenen halten wollen, werden denken, ich sei der Mann nicht zu diesen Sachen und thäte besser, ich schwiege davon; 4) die, so über der Lehre unserer Kirche festhalten und sich damit begnügen, finden in meinen Schriften dieser Art keine akroamatische (streng wissenschaftliche) Theologie und Präcision und halten mich für einen Pfuscher und Stümper in dem theologischen Fach; und 5) die, denen es überhaupt um das Heil ihrer Seele, sodann auch bei andern um das wahre Christentum und die Ausbreitung des Reiches Gottes zu thun ist, preisen Gott über mir und wünschen, daß ich noch mehr solcher Sachen schriebe.

Ein Kirchenhistoriker berichtet, ich sei den sogen. Pietisten gewogen; er hätte aber melden sollen, wen er unter den Pietisten verstehe? Wahre Christen, sie seien Lehrer oder andere, liebe und verehre ich; Leute hingegen, die schön reden und nicht danach thun, fliehe ich. — In einer andern Schrift werde ich ein sonst verehrungswürdiger, aber der seltsamsten Schwärmerei ergebener Mann genannt. Ich wundere mich gar nicht darüber, daß viele, auch die klügsten Köpfe, so von mir denken, und es wäre eine vergebliche Arbeit, wenn ich mich gegen sie rechtfertigen wollte; wir wollen also beiderseits warten, wie es über dem Bach drüben (nach dem Tod) aussehen wird. — Meine theologischen Schriften sind nicht um der Zweifler ꝛc. willen geschrieben und können und sollen um solcher Leute willen nicht unterbleiben, die Mose und den Propheten, Jesu und seinen Aposteln ebensowenig glauben als mir; deren die allerwenigsten meine Schriften lesen; denen sie aber dennoch, wenn sie solche des Anschauens würdigen, zu einem Zeugnis auf ihrem Herzen liegen bleiben, das gewiß einmal, früh oder spät, hier oder dort, seine Wirkung thun wird, es sei zu ihrer Seligkeit oder nicht.

Digitized by Google

Meine Lieder endlich*) haben sehr verschiedene Beurteilung erfahren. In der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" wird zu verschiedenen Malen davon geurteilt, sie seien unter aller Kritik, und zwar sowohl in Ansehung der Poesie wie des Inhalts. — Am besten haben es wohl die getroffen, welche von mir bezeugten, meine Lieder seien mehr für das Herz als den Kopf; letzteres, und mich als einen Poeten damit vorzustellen oder mir einen Namen damit zu erwerben, war auch nie nur im geringsten mein Gedanke oder Absicht."

An einer andern Stelle**) sagt Moser: „Ich habe zwar mit meiner äußerlichen Berufsarbeit alle Hände voll zu thun; deswegen aber bin ich doch von Mitablegung eines Zeugnisses in diesen Materien nicht ausgeschlossen. Es ist eine selige Stunde, darin man Gottes auch unter seinen gewöhnlichen Berufsgeschäften gedenkt, und noch eine seligere, welche unmittelbar auf die Ehre Gottes und das Heil des Nebenmenschen angewandt wird. Mein Geist erholt sich darunter von dem übrigen Dienst der Eitelkeit, und eine einzige solche kleine Schrift halte ich in meinen Augen höher als was ich mit all meinen Schriften im Staatsrecht Nutzen schaffen kann. Diese sind zwar Blätter die auch nicht verwelken, weil es im Namen Jesu geschehen ist, was von mir geschieht; jenes aber sind Blätter vom Baum des Lebens, die da dienen zur Gesundheit des Nebenmenschen."

Zur Kirchen- und theologischen Litterärgeschichte schrieb Moser (1740 und 1741) „Beiträge zu einem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformierten Theologen in und um Deutschland"***). Schon mit siebzehn Jahren hatte er das „Leben von zehn theologischen Professoren zu Tübingen" herausgegeben†) und mit einundachtzig Jahren erzählt er noch die „Bekehrungsgeschichte der heidnischen Mohrensklaven auf den dänischen Inseln in Westindien"††).

*) Vergl. den Anhang Ziffer XX.

**) Monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christentums (1752), Bd. I, S. 193: „Die einige wahre christliche Religion, den falschen Religionen in allen Partien der Christenheit entgegengesetzt".

***) Siehe den Anhang Ziffer XXIII.

†) Anhang Ziffer XXVI, 1.

††) Anhang Ziffer XIX, 16.

Digitized by Google

Bedeutender war der (1745 erschienene) „Entwurf einer Geschichte des Reiches Jesu Christi auf Erden"*). Der Verfasser bezeichnet als seine Absicht, „eine Kirchengeschichte für das Herz zu schreiben; nicht als ob der Verstand leer dabei ausginge, aber er soll nur der Magen sein, der die Kraft allen Gliedern des Leibes mitteilt, das Unbrauchbare aber fortschafft. — Ich weiß wohl, daß man zuweilen mehr geistliche Romane als Historien schreibt oder auch die Sache nur von der einen Seite vorstellt, da sie schön aussieht, den hohen Rücken und andere Gebrechlichkeiten aber verbirgt; ich werde aber suchen, die Sache Gottes und die Fehler der Menschen nach dem empfangenen Maße der Gnade und Gaben auseinanderzusetzen." — Mit kräftigen Zügen wird der neue Verfall der Lehre nach Luthers Zeiten gezeichnet. „Allein wie konnte es in der Lehre anders aussehen, nachdem man in dem Leben von der Kraft abkam und auf Universitäten und Kanzeln und in Schriften auf eine übertriebene Weise fast einzig darauf bedacht war, allerlei Irrlehren und Ketzereien zu bestreiten und dabei mit dem ärgsten aller Ketzer, dem alten Adam, in solcher Freundschaft lebte, daß man auf Universitäten meinte, die Professoren wären nur dazu da, die Studenten gelehrt, nicht aber fromm zu machen; daß der Prediger sich selbst befriedigte und für rechtschaffen gehalten wurde, wenn er nur sein Kirchenamt ordnungsmäßig versah, und hinwiederum der Prediger mit den Zuhörern zufrieden war, wenn diese die äußerlichen Pflichten des Gottesdienstes beobachteten und sich von groben Lastern enthielten." — Nachdem Moser die Religionsbewegungen damaliger Zeit, namentlich die Zinzendorfischen Händel und die philosophischen Streitigkeiten geschildert, fährt er fort: „Indessen verachte niemand diese geringen Tage." — Mir fällt bei diesen verwirrten Aussichten oft ein, was von der Schöpfung (1. Mose 1, 2) gelesen wird: „Die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe," und doch schwebte der Geist Gottes über diesem Klumpen; derselbe war auch die Materie, woraus alles bereitet wurde, und als der göttliche Machtspruch: „Es werde!" herzukam, schied sich alles, stand in seiner gehörigen und schönen Ordnung da, es war

*) Anhang Ziffer XVIII, 1.

Digitized by Google

nichts überflüssig oder unbrauchbar, und aus dieser Finsternis kam durch Gottes Macht zuerst das Licht und hernach Sonne, Mond und Sterne hervor." — Auf die Frage, warum vornämlich Deutschland berücksichtigt werde, sagt der Verfasser: Freilich sind wir nur ein Teil des Reiches Jesu, weil wir aber nicht mehr beschreiben können, als uns sichtbar wird, und das, was unter uns selbst vorgeht, uns am kenntlichsten in die Augen fällt und uns am meisten affiziert, so ist es uns auch erlaubt, das Reich Jesu von dieser Ecke her anzusehen, wie es einem andern freisteht, von einer andern Ecke her ein Gleiches zu thun. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß, wie die Geschichte unseres deutschen Reichs einen besonderen Einfluß in die Geschichte aller andern Staaten habe, also es auch scheine, Deutschland und dessen evangelische Kirche werde auch fernerhin in der Geschichte des Reichs Jesu auf Erden einen merklichen Vorzug in vielen Stücken haben.

Zehn Jahre früher hatte Moser eine Sammlung „Altes und Neues aus dem Reich Gottes" in neunzehn Teilen herausgegeben*). Als Hauptzweck bezeichnet die Vorrede, allerlei glaubhafte Nachrichten von Führungen Gottes, sonderlich in dem Werk der Bekehrung, zu sammeln. „Zeigt sich die Liebe, Weisheit und Allmacht Gottes irgendwo in seinen Werken, so ist es gewiß hier. — Ich bekenne es, der (wie ich hoffe, unschuldigen) Meinung zu sein, daß ein nicht geringes Stück der ewigen Glückseligkeit darin bestehen werde, daß die Auserwählten über den Führungen Gottes sich ergötzen und darüber in ein Danklied nach dem andern ausbrechen werden. Können christliche vertraute Herzen sich hierüber jetzt, da uns noch das Meiste verborgen ist, so vergnügen, daß es ihnen ist, als wären sie schon in einem Vorhof des Himmels, was wird es erst in der Ewigkeit sein, da wir alles dieses in seinem völligen Zusammenhang und mit verklärtem Verstande einsehen werden! Laßt uns indessen die Tröpflein auffassen bis wir an den Strom selbst kommen! Zweitens wird es mir angenehm sein, wo ich auch ganzer Lebensläufe widergeborener Personen werde habhaft werden können; weil man daraus ersieht, teils daß es um das Werk der Bekehrung nicht nur so

*) Anhang Ziffer XIX, 2.

Digitized by Google

ein Raptus oder Paroxysmus sei, da sich milzsüchtige oder melancholische Leute eine Zeitlang etwas dergleichen einbilden, sondern daß es auch lange Jahre hindurch bei Leuten, welche dabei ihres Berufs ordentlich und mit aller Munterkeit abwarten und, soweit als es Gott nicht zuwider ist, ein heiteres Gemüt haben und einen Verstand zeigen, den ihnen die Weltkinder selbst nicht streitig machen dürfen, haften, ja sich täglich vermehren könne; teils daß man sehe, wie es eine so gar mögliche und schöne Sache sei, in der einmal empfangenen Gnade nicht nur stehen zu bleiben, sondern auch derselben immer treuer zu werden und darin bis an das Ende auszuharren. Lesen Weltleute die Lebensbeschreibungen großer Herren und Helden dieser Welt mit so vielem Vergnügen, warum sollten Kinder Gottes nicht ebensoviel Freude empfinden, wenn sie die Lebensbeschreibungen der in Gottes Augen groß geachteten Personen und der Helden im Reich Gottes zu lesen bekommen? — Wie aber 3) sowohl die unermeßliche Barmherzigkeit Gottes als auch dessen erschreckliche Strafgerechtigkeit sich mehrmals auf eine ganz ausnehmende Weise in den letzten Stunden der Menschen erzeigt, also gehen wir billig auch diesen Fußstapfen unseres Gottes um so viel sorgfältiger nach."

In der letzterwähnten Hinsicht hat Moser denn auch noch drei weitere Sammlungen veranstaltet, nämlich 1) eine (1730) unter dem Titel „Erbauliche Todesstunden"*); 2) eine weitere (1740): „Selige letzte Stunden einiger dem zeitlichen Tode übergebenen Missethäter, mit einer Vorrede von der Möglichkeit der wahren Bekehrung ꝛc.", und 3) (1753): „Selige letzte Stunden von einunddreißig Personen, so unter des Scharfrichters Hand gestorben".

In der oben erwähnten Vorrede finden sich eingehende Betrachtungen über Erweckung und Bekehrung, z. B.: „Erweckungen sind, wie die betrübte Erfahrung lehrt, Blüten, davon der größte Teil abfällt, ohne eine Frucht hinter sich zu lassen. — Man weiß, wieviel Zeit und Mühe dazu gehört, ganz unwissenden Leuten einen hinlänglichen Begriff von den nötigsten göttlichen Wahrheiten beizubringen, und wie langsam es oft mit der Sinnes-

*) Anhang Ziffer XIX, 1, 8, 15.

Digitized by Google

änderung oder mit dem Glauben oder mit beiden zugehe." — Ferner über die geistliche Pflege der Gefangenen; über die verkehrte Art vieler Prediger, mit solchen Leuten umzugehen, und welches die rechte Art sei; endlich über den Nutzen dieser Sammlung für Geistliche, für Gefangene und für diejenigen, welche dergleichen Missethäter in pharisäischer Selbstgerechtigkeit ansehen. Diese Vorrede ist in der unter Ziffer 3 angeführten, 909 Seiten starken Sammlung (als „Vorrede der ersten Auflage") wiederholt.

Die hanauischen Berichte von Religionssachen*) (1750 und 1751) enthalten namentlich (Bd. I, S. 659—693: „Einige, die Zinzendorfische Sache betreffende Nachrichten") die Erzählung von dem persönlichen Verkehr Mosers mit Zinzendorf; ferner Nachrichten über Religionsverfolgungen in Böhmen und Ungarn; sodann Mosers Gedanken über eine Schrift „Die einzig wahre Religion".

Hierauf folgten (1752 und 1753) zwei Bände „Monatliche Beiträge zur Förderung des wahren Christentums"**). Diese Sammlung enthält interessante Briefe, namentlich von J. A. Bengel, von der Gräfin Benigna v. Reuß, Lebensbeschreibungen (namentlich des Pfarrers Seeger zu Niethenau), merkwürdige Fälle der geistlichen Amtsführung (besonders Bd. II, S. 643 und 723); sodann von Moser selbst die (erstmals 1740 erschienenen) Aufsätze „Zeugnis von dem Frieden Gottes" (eine Darlegung der Heilsordnung in 37 Paragraphen) und „Die einige wahre christliche Religion"***). In der letzteren rügt er gewisse moderne Theologen, „die, wenn sie auch den Wein nicht sonst verfälschen, doch so viel Wasser darunter gießen, daß er seine Art und Kraft verliert". An einer andern Stelle („Sonderbares Exempel eines großen Buß- und Glaubenskampfes", Bd. II, S. 120) macht er die Anmerkung, es sei verkehrt, wenn der Leser sich solche Beispiele unbedingt zum Muster nehmen wollte, „da nichts als Jesu Exempel uns zum Vorbilde gegeben ist. — Die Welt ist Gottes großes Hospital; darin sind lauter Kranke, aber von gar ver-

*) Anhang Ziffer XXI, 3.

**) Anhang Ziffer XIX, 14.

***) Vergl. oben Anmerkung S. 239.

Digitized by Google

schiedener Art; jeden derselben behandelt unser treuer und weiser Arzt, wie es sich gerade für ihn schickt; wenn aber der Kranke eigensinnig ist oder klüger sein will als der Arzt, erreicht der Arzt, ohne sein Verschulden, seinen Zweck und der Kranke seine Gesundheit nicht."

Als Professor in Frankfurt a. d. O. gab Moser eine kleine Sammlung „Erbauliche Nachrichten und Briefe" *) heraus, welche er der Königin von Preußen widmete. In dieser freimütigen Widmung sagt er: „Wir leben in einer Zeit, da man nur von einem Vernunft-, nicht aber schriftmäßigen Christentum wissen will. Es ist leider an dem, daß man, zumal an vielen Höfen, zwar etwa noch den Namen Gottes hört, aber Christi sich schämt und meint, die Lehre von ihm gehöre nur für Kinder und einfältige Leute. Und doch ist und bleibt göttliche Wahrheit, daß wir nicht anders können selig werden als in dieser Ordnung . . ." Nachdem er die Heilsordnung des näheren dargelegt, fährt er fort: „Allergnädigste Königin! Dieses ist mein Glaubensbekenntnis, der Grund meiner Hoffnung und das Ziel meines Laufes. Schließlich, ob ich gleich kein Paulus bin, so kann ich doch Euer Königlichen Majestät nichts Höheres oder Vortrefflicheres wünschen, als daß (wie Paulus ebenfalls einem Könige wünschte, Apostelgeschichte 26, 29) nicht allein Sie, sondern auch alle, die dieses lesen, werden oder seien, wie ich bin, außer daß, wie Paulus seine Bande ausnahm, Euer Königlichen Majestät ich ingleichen Dero Vorzug für Menschen gern gönne und mich mit Ihnen darüber erfreuen und Gott dafür preisen werde, wenn Sie auch im Himmel einmal den hohen Rang behaupten, welchen Sie auf der Welt haben." Wenige Tage, nachdem dies (23. Februar 1739) geschrieben war, erhielt Moser vom König seine Entlassung aus preußischen Diensten. Er fügt nun der Widmung noch bei: „Vorstehendes schrieb ich etliche Tage zuvor, ehe von Ihro Königlichen Majestät ich meine allergnädigste Entlassung erhielt. Da sich nun dadurch zwar meine äußeren Umstände merklich ändern, nicht aber mein dankbares Gemüt gegen das hohe königliche Haus, und noch viel weniger mein Sinn in Ansehung meines

*) Anhang Ziffer XIX, 5.

Digitized by Google

ewigen Königs und dessen Reiches, so bleibe denn auch in seinem Namen und zu seinem Ruhm, Euer Königlichen Majestät aber zu vielem Segen geschrieben, was einmal geschrieben ist."

Als nach Arnd und Spener die evangelischen Privaterbauungsstunden aufkamen und an manchen Orten von weltlicher und geistlicher Seite untersagt werden wollten, gab Moser (1734) ein rechtliches Gutachten über diese „Privatversammlungen" heraus*). Er sagt unter anderem: „Ich habe zwar schon hören müssen, das gemeine Wesen gerate durch dergleichen Versammlungen in Gefahr und die gemeine Ruhe würde gestört. Mancher sichere Mensch mag wohl durch das Exempel solcher sich eines ernstlichen Sinnes bestrebender Personen in seiner fleischlichen Ruhe gestört werden; aber das schadet nichts und stört die gemeine Ruhe nicht, sondern macht vielmehr gute Bürger; denn entweder ist einer kein rechtschaffener Christ oder er ist auch ein guter Bürger. — Ich trage auch kein Bedenken, öffentlich zu melden, daß, soviel ich noch Prediger habe kennen lernen, die sich den Privatversammlungen an und für sich selbst widersetzt haben (denn ein anderes ist, wenn man nur eine oder andere Maßnahmen dabei rekommandiert), dies allemal Leute gewesen, die einen ungöttlichen Wandel geführt haben."

Eine Abhandlung erörtert (1739) die Absolutionsformel in der Beichte**), namentlich in der Richtung, ob sie als Zueignung und Mitteilung oder nur als Ankündigung der Vergebung zu fassen sei. Moser sagt: „In dieser Schrift behandelte ich die ganze Materie von der Bekehrung und Begnadigung eines Sünders, welche Schrift hernach in Mecklenburg ins Deutsche übersetzt wurde." — In umfassender Weise kehren diese Fragen wieder in der „Abhandlung von Bekenntnis und Vergebung der Sünden"***), namentlich auch nach der Richtung, ob ein Bekennen gegen Menschen zu erfordern sei.

Sehr lesenswert sind die (1741) erschienenen „Schriftmäßigen Gedanken von der Verbindung der Weltweisheit mit der

*) Vergl. Anhang Ziffer XII, 1.
**) Anhang Ziffer XII, 5.
***) Anhang Ziffer XIX, 9.

Digitized by Google

Theologie"*), über die Einmengung der Philosophie in die Theologie und die Unzulänglichkeit der ersteren zur Erlangung göttlicher Wahrheit.

Die Schrift „Eines evangelischen Rechtsgelehrten Ursachen, warum er sich nicht entschließen kann, römisch-katholisch zu werden"**), beleuchtet die einzelnen Sätze des katholischen Katechismus, ihre Schriftwidrigkeit und den Gegensatz der evangelischen Lehre.

Im achtzehnten Jahrhundert herrschte noch nicht die allgemeine Religionsfreiheit; die Schranken des westfälischen Friedens, welcher nur die Duldung der christlichen Hauptkonfessionen gewährte, waren noch in Kraft. Sonach konnte sich die Frage erheben, ob die Freimaurer in ihren gesellschaftlichen Verbänden der geduldeten christlichen Kirche nicht zugehörten und ob in solchem Falle ein deutscher Landesherr verbunden oder doch berechtigt sei, sie in seinem Gebiet nicht zu dulden. Auch über diese Frage hat Moser (1776) geschrieben***). Die praktischen Ergebnisse seiner Untersuchung haben heute kein Interesse mehr; wohl aber folgende Bemerkungen, die er dabei macht: „Ich wurde zwar gewarnt, mich nicht in eine öffentliche Untersuchung dieser Fragen einzulassen, weil ich sonst gewißlich Nachstellungen zu befahren haben würde. Da ich mir aber nicht einbilden kann, daß Leute, die von der Tugend Profession machen wollen, sich so weit vergehen und dadurch erst ihrer Gesellschaft einen Schandfleck anhängen würden, so habe ich nicht für dienlich erachtet, mich dessfalls furchtsam zu bezeigen." — In der Sache selbst gelangt er zu dem Schluß: „Ich in meinem Teil kann 1) nach allen mir bekannten Umständen und nach der ganzen dermaligen Situation des Religionswesens unter allen christlichen Partien nicht anders als vermuten, wenigstens die vollendeten Freimaurer seien der bisherigen christlichen Religion in ihrem ganzen Umfang im Herzen nicht zugethan; 2) sie seien darauf bedacht, ihre Gesinnungen hierin allgemein zu machen; 3) es werde ihnen bei dem

*) Anhang Ziffer XIX, 10.
**) Anhang Ziffer XXI, 8.
***) Vergl. den Anhang Ziffer XXI, 9.

Digitized by Google

großen Haufen derer, welcher Religion nur im Kopf, nicht aber im Herzen ihren Sitz hat, gelingen; 4) es werde aber dennoch immer ein beträchtlicher Teil nicht bloß dummer oder mit Vorurteilen eingenommener, sondern kluger, denkender und rechtschaffener Leute übrig bleiben, welche der bisherigen christlichen Religion getreu verbleiben, darauf unter aller von dem Gegenteil zu erduldender Schmach ungescheut beharren, darüber allenfalls willig leiden und darin freudig sterben werden; 5) da kein Voltaire noch anderer imstande ist, noch jemals darein kommen wird noch kann, einem nachdenkenden Gemüt und sonderlich einem dem Tod entgegensehenden Menschen die Furcht des Gegenteils, daß es dennoch möglich wäre, die christliche jetzige Religion beruhe auf guten Gründen, auf eine den Verstand und das Herz beruhigende Weise zu benehmen, so ist bald entschieden, welcher von beiden Teilen der glücklichste sei. Und was der Staat sowohl als die menschliche Gesellschaft bei der neuen Religion gewinne, das zeigt sich schon jetzt in manchen Stücken."

Sechs Jahre später, als schon die Vorboten der französischen Revolution in den geistigen Strömungen der Zeit hervortraten und man vielfach von Rechten der Menschheit in Religionssachen redete, nahm Moser in seinem einundachtzigsten Jahre Anlaß, hierüber zu schreiben*). So entschieden er überall für die bürgerliche Freiheit eintrat, so glaubte er doch — eben zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft und der leicht zu verführenden Menge — gewisse Schranken festhalten zu müssen: „Mäßige Preßfreiheit ist ein großes Kleinod des Staats; unumschränkte und grenzenlose das möglichst große Verderben desselben, und es ist allzu gefährlich, jeden in sittlichen Dingen ungeprüft schreiben und lehren zu lassen. — Die Religion ist bei allen Völkern und einzelnen Menschen, welche eine haben, das Allerwichtigste, weil eine ewig dauernde Glück- oder Unglückseligkeit in einem künftigen Leben davon abhängt. Daher hat zunächst jeder Mensch insbesondere Ursache, sehr behutsam in dergleichen Sachen zu verfahren, daß er nicht sich selbst oder andere darin betrüge oder unglücklich mache. — Die innerliche Beschaffenheit einer Religion

*) Siehe den Anhang Ziffer XXI, 10.

Digitized by Google

hat aber auch unstreitig einen großen Einfluß auf die Ruhe und Wohlfahrt eines Staats; wenn nun ein Mitglied desselben sich unterfteht, solche Ruhe zu stören, sollten die Vorsteher des gemeinen Wesens nicht befugt sein, demselben Einhalt zu thun? Doch ist ein großer Unterschied zwischen Lehren, die den Grund einer gewissen Religion antasten, und solchen, die bloß gegen Nebenwahrheiten gerichtet sind."

Wiederholt aufgelegt wurden Mosers „Betrachtungen über die Evangelien" *) (1774), wie denn schon vierzig Jahre früher von ihm „Betrachtungen über das Neue Teftament" erschienen waren **).

Endlich sind noch die geistlichen Lieder***) zu erwähnen. In diesen — mögen auch poetische Feinschmecker spöttisch lächeln — sind lauter gesunde Gedanken, das Mark echter Frömmigkeit, der Pulsschlag eines warmen Herzens, edle und tiefgründende Betrachtungen und keine leeren, hochtönenden Worte, nicht die schwülstigen Formen vieler seiner Zeitgenossen. Sie bieten den wahrhaft empfundenen und innerlich erlebten Gehalt einer langen Leidensprobe. Viele derselben, zumal die „von Kreuz und Leiden" wurden in sechsjähriger Festungshaft mühsam mit der Lichtschere in die Kerkerwände eingekratzt und nach der Befreiung wieder abgeschrieben.

Die meisten derselben kamen bald nach dieser Befreiung heraus. So die „Lieder gegen das falsche Christentum"; in der Vorrede sagt Moser: „Gegenwärtige Sammlung enthält einen Teil der von mir in meinem hohentwielischen Festungsarrest gedichteten Lieder. — Ich wünsche, daß alle Leser sie allemal mit einem solchen, unter dem Geist Gottes gedemütigten Herzen lesen mögen, als sie durch desselben Beistand verfertigt worden sind, so wird es niemals ohne Segen abgehen." Eine Vorstellung von dem reichen Inhalt mögen einige der Ueberschriften geben: „Gegen das Vorurteil, daß ein wahrer Christ ein trauriges Leben habe", „Von Neutral-Christen", „Von den Beinahe-Christen", „Von

*) Anhang Ziffer XIX, 18.
**) Anhang Ziffer XIX, 3.
***) Anhang Ziffer XX.

Digitized by Google

dem unfruchtbaren Erkennen und Wissen", „Gegen den Mißbrauch verschiedener Kirchenlieder", „Von Gedankensünden", „Von der Lieblosigkeit", „Von der Menschenfurcht", „Von der Rachbegier", „Vom Stehlen", „Von der geistlichen Verdrossenheit", „Der stolze arme Unglaube und der demütige reiche Glaube", „Von der Untreue im Geistlichen", „Von der Unwissenheit", „Von dem geistlichen Vorwitz", „Von dem Haß der Welt", „Mittel gegen die Langeweile", „Vom geschlagenen Gewissen". — Gegen die Entschuldigung, daß man zu geistlichen Sachen keine Zeit habe: „Dem Leibe gönnt man Ruh', Sonst ginge er zu Grunde, Und dieses jeden Tag Und manche schöne Stunde; Bedarf denn unser Geist Nicht ebenfalls der Ruh'? Wie viel verwendt man drauf? Wie oft kommt es dazu?" — Und an einer andern Stelle: „Bei manchen kommt's so weit, Daß sie ganz deutlich sehen, Man könn' auf diese Weis' Vor Gott einst nicht bestehen; Gott fordere das Herz, Drum gibt man ihm ein Stück, Auch wohl ein großes Teil, Das andre bleibt zurück."

In demselben Jahre erschienen die „Lieder in Krankheiten ꝛc., mit Freiheit, sie nach Belieben nachzudrucken." Moser schreibt in der Vorrede: „Krankwerden ist ein Zufall, welchem alle Arten, Stände, Geschlechter und Alter der Menschen mehr unterworfen sind als irgend einem andern Zufall und woran der allergrößte Teil der Menschen sein zeitliches Leben endigt. Kranke nehmen sich auch oft eher als in gesunden Tagen Zeit und haben eher einen eigenen Trieb dazu, etwas Erbauliches selbst zu lesen oder doch sich vorlesen zu lassen, und da der gute Geist Gottes zu solchen Zeiten stark an den Seelen der Menschen anklopft und arbeitet, auch die Furcht des Todes viele sonst steinernen Herzen erschüttert, so haftet auch zu solcher Zeit ein gutes Wort weit eher als in gesunden Tagen, oder haftet es auch noch alsdann nicht, so macht es sie wenigstens an dem jüngsten Gericht und in der Hölle desto unentschuldbarer. Da endlich ein geistliches Lied etwas sehr Reizendes, Annehmliches und Anziehendes an sich hat, so können die auf solche Umstände eingerichteten und aus dem Geist Gottes hergeflossenen Lieder einen großen Segen haben. — In meinem Gott geheiligten langwierigen hohentwielischen Festungsarrest habe ich mich an diese Materie

Digitized by Google

gemacht." — Davon einige Strophen. Seite 24: „Laß dein Wort den Anker bleiben, Wenn die Schmerzen mich umtreiben, Daß ich kaum weiß, was ich thu'; Und wenn Kraft und Mut und Sinnen Mir vor Wehsein fast zerrinnen, So bring' mich in dir zur Ruh'." — Seite 44: „Wenn ich vor großer Hitze Nicht weiß wo aus noch ein, Und wie in Kohlen sitze, So lindre meine Pein; Laß auch zugleich verbrennen, Was dir an mir mißfällt, Und dich und mich könnt' trennen, Wenn ich scheid' von der Welt." — Seite 87: „Es gilt nicht, hier sich betrügen, Denn der Baum bleibt ewig liegen, Wie er in dem Tode fällt: Drum thu' Fleiß, daß du mit Freuden Alle Augenblick könnst scheiden, Wenn Gott dich ruft aus der Welt. — Denk' nicht, ob's auch möglich seie, Daß man stets in solcher Treue Wandeln könne, daß man gleich, Ohne sich nur zu besinnen, Fertig sei zur Reis' von hinnen, Einzugehn in Gottes Reich. — Dahin kann und muß man kommen. Wenn du schnell wirst weggenommen, Wo willst du denn sonsten hin? Nur auf Gnad' und Ungnad' sterben, Heißet ganz gewiß verderben. Ich muß wissen, weß ich bin." — Seite 89: „Scheid' ich ungern von den Meinen, Tröstet mich bei ihrem Weinen: Ich geh' ihnen nur voran. Gehen sie auf Gottes Wege, Sind sie auch in seiner Pflege, Der am besten helfen kann." — Seite 95: „Wenn jemand stirbt, spricht man: ‚Es ist ihm wohl gegangen!' Und doch hat sich sein Leid Oft erst recht angefangen. Die Welt sieht nur auf das, Was in die Sinnen fällt, Weil sie im Grunde nichts Aufs Unsichtbare hält." — Seite 165: „Unsre ganze Lebenszeit Ist ein unaufhörlichs Säen; Was wir denken, reden thun, Was wir lassen und begehen, Es sei, was es wolle, Ist ein Sam', so in der Zeit Von uns ausgestreuet worden, Und trägt Frucht in Ewigkeit."

Die „Lieder von Kreuz und Leiden" (76 Seiten, gebunden 4 Kreuzer [11 Pfennig]) sind gleichfalls im Jahr nach der Befreiung herausgekommen. „Diese Sammlung," sagt Moser, „enthält lauter Lieder, welche ich während meines eigenen hohentwielischen Leidens gedichtet habe." Einige der Ueberschriften mögen den Inhalt kennzeichnen: „Betrachtung der mancherlei Leiden in der Welt und Fürbitte für die, so darunter stehen", „Von dem Unterschied des Kreuzes und der Leiden", „Von leiden

Digitized by Google

müſſen und willig leiden", „Vernunft und Glauben unter dem Leiden", „Wie das Leiden den Grund des Herzens offenbare", „Von der Menſchen- und Gottesfurcht unter dem Leiden", „Von der Feuerprobe", „Vom Harren und Ausharren unter dem Leiden", „Wann das Leiden zu oder von Gott treibe", „Gegen das eigene Schwerermachen ſeines Leidens", „Wann Trübſal Ungeduld oder Geduld bringe", „Wie Geduld und Glauben unter dem Leiden zuſammengehören", „Der mutige Glaube unter ſchweren Leiden."

Mit welcher Geduld und Ergebung Moſer ſeine äußerſt beſchwerliche Gefangenſchaft, in welcher ihm namentlich die Entbehrung der litterariſchen Arbeit — er durfte ja nicht ſchreiben — ſchmerzlich war, ſo lange Jahre getragen, davon zeugen viele dieſer Lieder. Hier nur wenige Verſe: „Mein Gott! bewahre mir den Glauben Und laß ihn mir den Feind nicht rauben, Mach' mich gelaſſen wie ein Kind; Laß ſich mein Herz in deinem Willen, Es gehe, wie es wolle, ſtillen, Bis ich den Aufſchluß droben ſind."

Unter langwierigem unſchuldigem Leiden: „Gott! der unſers Herzens Grund Auf das Innerſte durchſiehet, Du weißt, daß ich allezeit Ernſtlich darum war bemühet, Deinen Willen unter allem, Es ſei Großes oder klein, Zu dem Ende zu erkennen, Um demſelben treu zu ſein. — Ich ſah zwar zum voraus wohl, Wie es mir dabei werd' gehen, Daß ich Widerwärtigkeit Werde haben auszuſtehen; Doch ich hab auf dich gehoffet, Bei dir, als dem ſtarken Gott, Werde ich in allem Leiden Doch am Ende nicht zu Spott. — Nun, was ich vermutet hab', Hat auch reichlich eingetroffen, Und ich ſteh' in großer Not; Dennoch will ich weiter hoffen, Ich will dir die Ehre geben, Unerachtet der Gefahr, Bis ans Ende fortzuglauben: Gottes Wort bleibt dennoch wahr! — Schiebſt du deine Hilfe auf, Hilfſt du nicht zur Zeit und Stunde, Wann und wie ich's gerne hätt', So laß doch ins Herzens Grunde Keinem Zweifel, keinem Murren Auch nur den geringſten Platz; Dein Wort bleibe doch mein Anker, Meine Ruhe, Troſt und Schatz. — Oder findeſt du für gut, Daß ich mich allhier ſoll ſchmiegen Und dem äußern Menſchen nach Bei gerechter Sach' erliegen, So laß' dennoch mich nicht wanken. Es iſt ja noch ein Gericht, Da vergißt du deines Knechtes Doch gewiß in Gnaden nicht."

Digitized by Google

Unter langwierigem Leiden: „Mein Elend währt schon ziemlich lang, Zuweilen wird dem Herzen bang, Wenn es gar keine Hilf' erblicket. Man wünschet: Ach käm' doch die Zeit, Da ich mit Freud' und Dankbarkeit Könnt' sagen: Nun bin ich erquicket! — Ich kenn' dein liebreich Vaterherz Und weiß gewiß, daß dir mein Schmerz Viel näher als mir selber gehet; Nur hast du eine andre Uhr Und brauchest eine andre Kur, So die Vernunft gar nicht verstehet."

Christen harren am Kreuz aus: „Christen steigen nicht vom Kreuz, Wenn sie es auch wirklich könnten, Ob sie gleich sich Ruhezeit Nach dem Willen Gottes gönnten. Nein, sie wollen dran ausharren, Bis der sie hat frei gemacht, Unter dessen weiser Führung Man sie hat daran gebracht."

Bei widrig anscheinenden Umständen unter langwierigem Leiden: „Ich sehe lauter Not Und keiner Hilf' entgegen, Drum will ich desto mehr Mich auf das Beten legen; So greif ich meinem Gott Ins Vaterherz hinein, Das wird dadurch bewegt, Und mein Schmerz ist auch sein. — Ich geh' im Dunkelen Und kann den Weg nicht sehen, Viel weniger, wie mir Es künftig werd' ergehen; Drum halt' ich mich an den, Der alle Herzen lenken Und aller Kreatur mit Macht gebieten kann, Da treff' ich Rat und Hilf' Allein beisammen an. — Ich weiß mir keinen Trost, Auf den ich könnt' vertrauen, Auf Menschentröstungen Läßt sich nicht sicher bauen; Dahero halt' ich mich Nun stets an einem fort An Gottes, meines Herrn Wahrhaftes, liebes Wort. — Ich weiß nicht, muß ich nicht Zuletzt noch gar mein Leben In dieser Leidensprob', An diesem Kreuz aufgeben; Deswegen halt ich mich Auch auf die Ewigkeit, Die alles Leid ersetzt, All' Augenblick bereit. — Ich bin und bleib des Herrn, Und also mag es gehen, Wie es auch immer will, Es kann mir nichts geschehen, So mir in jener Welt Nicht höchst erfreulich wär'. Drum sing' ich auch am Kreuz: Gott sei Lob, Preis und Ehr'!"

Ein andermal: „Ich sehe nicht hinaus, Wie es am End' möcht' gehen, Nur kann ich bis daher Nichts Tröstlichs vor mir sehen. Wer mir gern helfen wollt', Ist nicht dazu imstand; Wer helfen sollt' und könnt', Verschließet Herz und Hand."

Digitized by Google

Später: „Wiederum ein neuer Schrecken, Der die Hoffnung niederschlägt, So ich bis dahin gehegt, Und mir Sorgen muß erwecken, Daß mein Leid werd' länger währen Oder sich wohl gar vermehren."

Mutiger Glaube bei verschwindender sichtbarer Hoffnung der Hilfe unter dem Leiden: „Die Hoffnung will aufs neu' verschwinden, Daß für mich Hilfe übrig sei, Daß für mich Rettung sei zu finden, Ich werde denn im Tode frei. Mein Aug' sieht um und um für mich Nur lauter Widriges vor sich. — Allein ich bin mit Gottes Wegen Von langem her zu wohl bekannt, Nun hoff' ich erst auf lauter Segen. Wie bald hat sich ein Ball gewandt? Wie leicht ist's, daß das doch geschieht, Was man anjetzt nicht vor sich sieht? — Je weniger ich vor mir sehe, Wo es hinaus am Ende will, Je fester ich im Glauben stehe, Je ruhiger bin ich und still. Nun ist es meines Gottes Sach', Daß er und nicht ich selbst es mach'. — Sollt' ich dabei zu Schanden werden? Nein, dies geschiehet nimmermehr. So geht's dem Glauben nicht auf Erden! Nein, es beträfe Gottes Ehr'! Eh' fiele selbst der Himmel ein, Eh' nicht der Glaub' sollt' sieghaft sein. — Er schenke auch den lieben Meinen Stets diesen Glaubens-Kindersinn, Ihr Wünschen, Bitten, Flehen, Weinen Vereine sich mit mir darin: Herr, wie du willt und wann du willt, Dein Wille werd' allein erfüllt!"

Danklied nach einem überstandenen schweren Leiden, darein man im Vertrauen auf Gott amtshalber sichtbarlich hineingegangen (dieses Lied wurde noch unter dem Leiden verfertigt, ehe sich noch eine äußerliche Spur einer Hilfe zeigte): „So ist durch meines Gottes große Treu' Nun wieder eine schwere Not vorbei! Ich habe es vorausgesehen, Es werde mir also ergehen, Und, wenn ich handle nach Gewissen, So werd' ich viel erleiden müssen. Ich bliebe aber doch dabei: Ich bleibe Gott bis in den Tod getreu. — Ich habe es auf dessen Wort gewagt, Der mir in seinem Wort hat zugesagt: So jemand ist, der mein begehret, Und nur sucht, daß ich werd' geehret, Dem solle es zuletzt gelingen, Daß er noch kann von Wundern singen, Wie ich erfüll', was ich ihm zugesagt, Weil er's allein getrost auf mich gewagt." (Psalm 91, 14. 15).

Digitized by Google

Vers 10: „So dachte ich; darauf hab' ich's gewagt Und Gott schon voraus Lob und Dank gesagt, Eh' als noch die Erquickungsstunden Sich wirklich hatten eingefunden. Und so ist mir, wie ich's verhofft, gelungen. Hätt' ich auch tausend Mund und Zungen, So würd' von mir mit allen Dank gesagt: Wie froh bin ich, daß ich's auf Gott gewagt!"

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Lebensende.

Moser erfreute sich großer körperlicher Kraft und in seinem höheren Alter einer guten Gesundheit. Indes schreibt er: „Nach zurückgelegtem fünfundsiebzigsten Jahre fing ich an, merklich schwächer zu werden. Vier Jahre später hatte ich zwei Jahre lang alle Monate acht bis zehn Tage die allerempfindlichsten Krampfschmerzen. In meinem einundsiebzigsten Jahre hatte ich einen Anfall, welcher mich vermuten läßt, daß einmal plötzlich ein Schlagfluß hinzukommen möchte."

„Ich lebe, solange es Gott gefällig ist, gern und vergnügt, bin aber auch alle Augenblicke willig und (in der beständigen Gemeinschaft im Glauben auf Jesu) ganz bereit, zu sterben, ohne mir von Gott ein längeres oder kürzeres Leben oder eine Art des Todes ab- oder auszubitten, halte es auch nicht mit jenem vornehmen Theologen, der in meiner Gegenwart über einer großen Tafel sagte: Wer behaupte, er sterbe gern, der sei schon halb im Kopf verrückt; worauf ich versetzte: So müsse der Apostel Paulus auch im Kopf verrückt gewesen sein, da er geschrieben: ‚Ich habe Lust, abzuscheiden.'" — Gilt noch ein Wunsch, so ist es der, daß ich mit meinem Tode Gott preisen, derselbe andern zur Erbauung werden und ich in derjenigen Fassung in die Ewigkeit übergehen möge, darein ich mich in meinem Lied gesetzt habe, welches anfängt: „Lobend will ich schlafen gehen; Loben sei mein letztes Wort" ꝛc.

Digitized by Google

In seinen letzten zwölf Jahren hat eine befreundete Pfarrwitwe sein Hauswesen versehen. Diese berichtet denn auch*) über seine letzten Lebensumstände.

„Ueber zwei Jahre sehnte er sich beständig nach seiner Auflösung, zuletzt unter vielen Beschwerden. Ueber diese klagte er nie, sondern sagte nur: Es muß arg werden, ehe es besser wird. An Neujahr 1785 äußerte er: Dieses ist ganz gewiß mein letztes Lebensjahr. — Als er nicht mehr allein gehen konnte, sagte er oft: Wenn ich so sitze und still bin, so ist nur mein Leib bei Ihnen, denn mein Geist ist im Himmel. Es fällt eine Wand um die andere, bis endlich die ganze Hütte bricht."

Den letzten Sonntag seines Lebens besuchte ihn ein Freund, dem er oft gesagt hatte: „Sie werden's sehen, ich bekomme ein sanftes Schlagflüßlein. — Wie ist einem, wenn man einschläft? Man kommt vom Bewußtsein und dann ist einer drüben." — „Den 28. September wurde er vom Arzt zu Bett gesprochen. Er hat noch morgens und nachmittags allemal in der Bibel gelesen, stand auch die folgenden Tage mittags und abends zum Essen auf. Freitag den 30. September (1785), dem Tage, da er starb, sagte er beim Aufstehen vor Tisch: Wir sind Kinder gewesen und werden wieder zu Kindern. Thue als ein Kind und lege dich in deines Vaters Arme. — Der September ist ein wichtiger Monat für mich; den 3. sind es dreiundzwanzig Jahre gewesen, daß mir meine liebe Frau voranging. Ich habe immer gehofft, ich werde in diesem September auch heim dürfen. — Nach diesem ruhte er. Es war 5 Uhr; er war in seinem Gemüt diesen Nachmittag so heiter, daß sich alle Anwesenden wunderten."

„Um $^3/_4$8 Uhr stand er zum Nachtessen auf; wir führten ihn an den Tisch, er setzte sich in den Lehnstuhl an demselben. Wie er sich nach seiner Gewohnheit mit dem Vorleglöffel schöpfen wollte, konnte er den rechten Arm nicht gut gebrauchen. Um $^3/_4$9 Uhr, da er noch am Tisch saß, bot er mir die rechte Hand. Er hatte oft gesagt: Wenn ich sterbe, so will ich Ihnen noch die Hand geben aus Dankbarkeit für Ihre viele Sorgfalt; das sei der letzte Dank und Segen. Er deutete mit der Hand nach der

*) Patriot. Archiv 1787, Bd. 6, S. 439.

Digitized by Google

linken Schläfe. Auf die Frage, ob ihm etwas weh thue, neigte er den Kopf, als wollte er „Ja“ sagen. Die rechte Hand wurde wie herabgezogen. — Man ließ den Arzt holen, indes er im Lehnstuhl lag, wie wenn er schlafen würde. Es wurde zur Ader gelassen; er machte aber kein Auge auf und wurde zu Bett gebracht. — Er hatte die Augen und den Mund zu und schlief. Der Arzt sagte: In einer Minute ist es aus. Wie man ihn wieder anrührte, war er tot. Es schlug gerade 11 Uhr. An seinem Gesicht konnte man keine Aenderung sehen.“

In seiner Gefangenschaft auf Hohentwiel hatte er ein Lied verfaßt, welches er späterhin als sein liebstes bezeichnete und womit sein Lebenslauf abschließen mag.

Zubereitung auf ein seliges Ende unter dem Lobe Gottes.

Lobend will ich schlafen gehen; Loben sei mein letztes Wort; Lobend will ich auferstehen; Lobend gehen an den Ort, Wo man ewig ungestöret Sonst von nichts als Loben höret: Loben will ich in der Zeit; Loben in der Ewigkeit.

Lob und Dank sei dir gegeben, Vater der Barmherzigkeit! Daß, eh' ich noch war im Leben, Ja sogar vor Welt und Zeit, Du auf deinem Gottesthrone Hast in deinem lieben Sohne Allbereits an mich gedacht Und mein Heil schon ausgemacht.

Lob sei dir, daß du aus Liebe Deinen Sohn, das Gotteslamm, Daß ich nicht verloren bliebe, Hast sogar am Kreuzesstamm Für mich Sünder lassen sterben, Leben, Gnad' und Fried' erwerben; Ja mir ungetreuen Knecht Gar geschenket Kindesrecht.

Lob! daß du mich lassen werden Ein Geschöpfe deiner Hand, Ja das edelste auf Erden; Mich mit Willen und Verstand Und so vielen andern Gaben, Die nicht alle Menschen haben, Ja so reichem Maß beglückt, Und zwar bis jetzt unverrückt.

Lob! daß ich an äußern Sinnen Keinen Mangel je gehabt; Lob! daß du von auß' und innen Mit Gesundheit mich begabt; Lob! daß ich von Leibsgebrechen Niemals habe müssen sprechen; Lob! daß mich nie was verletzt, Noch in Schaden sonst gesetzt.

Digitized by Google

Lob! daß ich nicht bin erzeuget Und erzogen in dem Schlamm,
Wo Vernunft und Tugend schweiget; Aus so wilder Menschen Stamm,
Zwischen welchen und den Tieren Wenig Unterschied zu spüren; Oder
denen doch das Licht Deines teuren Worts gebricht.

Lob! daß du in denen Tagen Mich zum Menschen hast gemacht,
Da man kann von Jesu sagen Und sein Opfer ist vollbracht; Da des
alten Bundes Schatten Allbereits ein Ende hatten Und des Lammes
Gottes Blut Redt im Himmel, uns zu gut.

Lob! daß ich mich darf bekennen Zu der Kirche, deren Ruhm
Billig dankbar ist zu nennen Lautres Evangelium; Daß ins Wort ich
dürfen schauen Und aus solchem mich erbauen, Das mich nicht auf
andre weist, Sondern Jesum selbst anpreist.

Lob für so viel treue Zeugen, Die du uns hast aufgestellt; Die
selbst nach dem Tod nicht schweigen Und in Geistes Kraft die Welt
Münd- und schriftlich kräftig lehren, Daß und wie man sich bekehren,
Glauben, leben, leiden kann, Freudig gehn des Todes Bahn.

Lob für alles dein Erbarmen Und die göttliche Gedult, Die
gewaltet ob mir Armen, da ich häufte Schuld auf Schuld; Da ich mich
nach Christo nannte Und doch ihn und mich nicht kannte; Da mir
alles andre mehr Lieb und wert war als wie er.

Lob! daß du ans Herz gedrungen Und nicht nachgelassen hast,
Bis es dir an mir gelungen Und die Sünde mir zur Last, Ja zum
Gren'l und Ekel worden, Daß ich eher mich ermorden Lassen, als von
der Zeit an Sünden wissend je gethan.

Lob! daß unter denen Schrecken Des Gesetzes du mich nicht All-
zulang hast lassen stecken, Sondern mich zwar ins Gericht, Da man
die Verdammung spüret, Hast im Geiste hingeführet; Aber auch mich
losgezählt, Weil mein Heiland mich erwählt.

Lob! daß ich in denen Wunden Meines Jesu bis hierher Täglich
habe Fried' gefunden, Ja mit Freuden, ihm zur Ehr', Mich in ihm
darf heilig nennen; Ob ich gleich muß frei bekennen, Daß ich auch
noch jetzo nicht Sonst bestünde im Gericht.

Lob! daß du mich hast gehalten Und es nun so weit gebracht;
Du wirst ferner ob mir walten Und durch deine Gottesmacht Mich
vor Schaden und Gefahren Auch bis an das End' bewahren; Bis
dein ganzer Liebesrat Seinen Zweck erreichet hat.

Digitized by Google

Lob! daß ich im mittlern Stande Hab' in dieser Welt gelebt, Der mich mancher Sündenbande und Versuchung überhebt, Denen die so schwer entgehen, Die im hohen Stande stehen, Und im niedern Stande man Auch oft kaum entfliehen kann.

Lob! daß du mich nicht vergessen, Sondern mir mein täglich Brot Hast so reichlich zugemessen, Daß ich über keine Not In gesund' und kranken Tagen Eigentlich hab' müssen klagen; Ja, daß du mich oft gelabt, Ich auch Ueberfluß gehabt.

Lob! daß du mich vor den Stricken, Womit großes Gut und Geld So manch feines Herz berücken Und des Erbteils jener Welt Es so gern und leicht berauben, Hast bewahrt; und mich im Glauben Reich gemacht und höchst vergnügt, Daß du's mit mir so gefügt.

Lob! daß du die Wahl gelenket, Als ich in den Ehstand trat, Und mir eine Frau geschenket, Die für mich getanget hat. Ja noch mehr, daß wir uns können Wahre Glieder Christi nennen, Als Begnadigte ansehn Und als eines vor dir stehn.

Lob für deinen Ehesegen, Meine Kinder, deine Gab'; Daß sie gehn auf deinen Wegen, Dem ich sie erzogen hab'; Daß du mich ihr Wohlergehen Hast mit Augen lassen sehen, Und daß sie mir nicht zum Leid Worden, sondern oft zur Freud'.

Lob! ja Lob von ganzem Herzen! Wie für das, so mich erquickt, So auch für das Kreuz und Schmerzen, Die du mir hast zugeschickt; Und daß über mein Vermögen Du nie lassen was auflegen, Sondern nach der Kraft die Last Pünktlich abgemessen hast.

Lob für das, was ich erkenne, So du sonst an mir gethan, Ob ich's jetzo gleich nicht nenne Oder auch nicht wissen kann; Für das, womit du die Meine, Alt' und Junge, Groß' und Kleine, Geist- und leiblich hast begabt Und durch sie auch mich gelabt.

Lob für alle deinen Kindern Ohne Maß erzeigte Huld Und die den gebeugten Sündern Widerfahrende Geduld; Lob für alle Gnadenfluten, Die du statt der Zornesruten Strömen lässest ohne End', Selbsten über Höllenbränd'.

Lob für das, was du gegeben Und so reichlich ausgespendt Uns, die wir anjetzo leben Unter deinem Regiment; Lob für das, was die empfangen, Die vor uns sind heimgegangen, Und was bis ans End' der Zeit Noch den Menschen ist bereit.

Digitized by Google

Lob für das, was wir erſt werden (Bald! ach bald!) vor deinem Thron Und auf einer neuen Erden Von dir und von deinem Sohn An ſo unſchätzbaren Gaben Ewig zu genießen haben, Die jetzt kein Verſtand erreicht Und dem hier durchaus nichts gleicht.

Lob! daß ich im Frieden liege Und nun meine Himmelfahrt Nach erfochtnem letzten Siege Mit getroſtem Mut erwart'; Da der Geiſt wird Freiheit finden Und der morſche Leib der Sünden Zwar in die Verweſnng gehn, Aber herrlich neu aufſtehn.

Nun, ſo helft mir alle loben! Lobet! die ihr um mich ſeid! Lobet! die ihr ſeid dort oben! Lob, du engliſches Geleit! Das mich vor den Thron ſoll bringen. Helft mir: Heilig! Heilig! ſingen! Lobet Gott aus aller Macht! Lobet Gott! es iſt vollbracht!

Digitized by Google

Anhang.

Die von Moser verfaßten und herausgegebenen Schriften.

Moser hat Verzeichnisse seiner Schriften veröffentlicht, namentlich in seinen „Schwäbischen Merkwürdigkeiten“ (1757, S. 172 fg.) nach der Zeitfolge; sodann (1772) in seinem „Württembergischen Gelehrtenlexikon“ (Teil I, S. 33—58) nach den Gegenständen geordnet; zuletzt (1777 und 1783) in seiner „Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt“ (Teil III, S. 120—177 und Teil IV, S. 174 fg.). In der Lebensgeschichte hat er seine Schriften unter 31 Rubriken gestellt. Die bedeutenderen, namentlich diejenigen, welche noch heute von Interesse sind, sodann die nicht unter seinem Namen (anonym oder pseudonym) erschienen, sind, nach jenen Rubriken geordnet, folgende:

I. Zu dem deutschen Staatsrecht überhaupt.

1. Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Teutschland. Tübingen 1731. 8°, und später daselbst und zu Jena 1735, 1738, 1742, 1745 bis 1748, 1754.
2. Nachlese zu diesem Grundriß. Frankfurt a. d. O. 1737.
3. Praecognita juris publici Germanici generalissima oder Traktat von der Lehre der heutigen Staatsverfassung von Teutschland überhaupt. Frankfurt und Leipzig 1732. 8°.
4. Teutsches Staatsrecht. 50 Teile und 2 Teile Zusätze, nebst einem Hauptregister. Nürnberg 1737—1753. 26 Bände. 4°.
5. Kürzere Einleitung in das Teutsche Staatsrecht, zum Gebrauch der Anfänger in dieser Wissenschaft. Tübingen 1753. 8°.

Digitized by Google

(Neues) Teutſches Staatsrecht in einer Reihe einzelner Abhandlungen, nämlich (6—34):

6. Von Teutſchland und deſſen Verfaſſung überhaupt. Stuttgart 1767. 4°.
7. Von dem Römiſchen Kaiſer, Römiſchen König und den Reichs-Vicarien. Frankfurt a. M. 1767. 4°.
8. Von den Kaiſerlichen Regierungs-Rechten und Pflichten. 2 Teile. Frankfurt a. M. 1772 und 1773. 4°.
9. Von den Teutſchen Reichsſtänden, der Reichsritterſchaft, auch den übrigen unmittelbaren Reichsgliedern. Frankfurt a. M. 1767. 4°.
10. Von den Teutſchen Reichstagen. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1774. 4°.
11. Von den Teutſchen Reichstagsgeſchäften. Frankfurt a. M. 1768. 4°.
12. Von der Teutſchen Religionsverfaſſung. Frankfurt und Leipzig 1774. 4°.
13. Von der Teutſchen Juſtizverfaſſung. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1774. 4°.
14. Von der Teutſchen Lehensverfaſſung. Frankfurt und Leipzig 1774. 4°.
15. Von der Teutſchen Kreisverfaſſung. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
16. Perſönliches Staatsrecht der Teutſchen Reichsſtände. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1775. 4°.
17. Familien-Staatsrecht der Teutſchen Reichsſtände. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1775. 4°.
18. Von der Teutſchen Reichsſtände Landen, deren Landſtänden, Unterthanen, Landesfreiheiten, Beſchwerden, Schulden und Zuſammenkünften. Frankfurt und Leipzig 1769. 4°.
19. Von der Landeshoheit der Teutſchen Reichsſtände überhaupt. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
20. Von der Landeshoheit im Geiſtlichen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.

Von der Landeshoheit im Weltlichen; unter dieſem Titel ſind die folgenden 9 Teile begriffen:

21. Von der Landeshoheit in Regierungsſachen überhaupt, beſonders auch in Anſehung der landesherrlichen Rathscollegien, Beamten, Geſetze u. ſ. w. Frankfurt und Leipzig 1772. 4°.
22. Von der Landeshoheit in Juſtizſachen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.

Digitized by Google

23. Von der Landeshoheit in Militärsachen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
24. Von der Landeshoheit in Steuersachen, wie auch andern Geld- und Naturalabgaben. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
25. Von der Landeshoheit in Cameralsachen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
26. Von der Landeshoheit in Polizeisachen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
27. Von der Landeshoheit in Gnadensachen. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
28. Von der Landeshoheit in Ansehung der Unterthanen Personen und Vermögens. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
29. Von der Landeshoheit in Ansehung Erde und Wassers und was damit einen Zusammenhang hat, nebst einem Hauptregister über alle 9 Teile dieses Werkes. Frankfurt und Leipzig 1773. 4°.
30. Von der Teutschen Unterthanen Rechten und Pflichten. Frankfurt und Leipzig 1774. 4°.
31. Von der Reichsstädtischen Regimentsverfassung. Frankfurt und Leipzig 1772. 4°.
32. Teutsches nachbarliches Staatsrecht. Frankfurt und Leipzig 1772. 4°.
33. Teutsches auswärtiges Staatsrecht. Frankfurt und Leipzig 1772. 4°.
34. Allgemeines Register über das alte und neue Teutsche Staatsrecht, wie auch über alle andere Moserische in alle Theile der Rechtsgelehrsamkeit und Staatsgeschichte einschlagenden Schriften. Frankfurt und Leipzig 1775. 4°.
35. Zusätze zu dem neuen Teutschen Staatsrecht. 3 Bände. Frankfurt und Leipzig 1781 und 1782. 4°.
36. Erste Grundlehren des Teutschen Staatsrechts. Ulm 1776. 8°.
37. Auszug des neuen Teutschen Staatsrechts, zum bequemeren Gebrauch dieses größeren Werkes, als ein Handbuch oder systematisches Realregister darüber, und zum Dienst der Anfänger in dieser Wissenschaft. Stuttgart 1776. 8°.

II. Ueber Reichsgrundgesetze.

1. Kaiser Karls VII. Wahlkapitulation, mit Beilagen und Anmerkungen. 3 Teile. Frankfurt a. M. 1742—1744. 4°.
2. Kaiser Franzens Wahlkapitulation, mit Beilagen und Anmerkungen. 2 Teile. Frankfurt a. M. 1746 und 1747. 4°.
3. Betrachtungen über die Wahlkapitulation Kaiser Josephs II. 2 Teile. Frankfurt 1777. 4°.

Digitized by Google

4. Von der Garantie des Westphäliſchen Friedens nach dem Sinn und Buchſtaben desſelben. Stuttgart 1767. 4°.
5. Erläuterung des Weſtphäliſchen Friedens aus Reichshofräthlichen Handlungen. Teil 1 und 2. Erlangen 1775 und Stuttgart 1776. 4°.

III. Ueber beſondere Materien aus dem deutſchen Staatsrecht.

1. Die auf das allerbeſte gegründete Jurisdictio ecclesiastica katholiſcher Landesherren über ihre proteſtantiſchen Unterthanen. Nürnberg 1726. 4°. (Unter dem Namen Sincerus.)
2. Widerlegung der Beantwortung der Frage, ob ein katholiſcher Landesherr in Teutſchland die Jurisdictionem ecclesiasticam über die in ſeinem Lande befindlichen, der Augsburgiſchen Konfeſſion verwandten Unterthanen zu exerciren befugt ſei? Nürnberg 1726. 4°. (Unter dem Namen Sincerus.)
3. Vollſtändiger Bericht von der Clausula Art. 4 Pacis Ryswicensis. Frankfurt 1732. 4°.
4. Vermiſchte Schriften über mancherlei das Teutſche Staatsrecht betreffende Materien. 2 Teile. Nürnberg 1733—1736. 8°.
5. Hiſtoriſch- und rechtliche Betrachtung des Recursus von den höchſten Reichsgerichten an den Reichsconvent. Caſſel 1737. 8°.
6. Abhandlung von Kaiſerlichen Machtſprüchen in Rechts-, Staats- und gemiſchten Sachen. Frankfurt 1750. 8°.
7. Von der kaiſerlichen Noncurrenz bei den Kammergerichtsurtheilen und deren Reviſion. Ulm 1776.
8. Anmerkungen zu dem Modo procedendi antiquo, legali, usuali et communi in causis restitutionum ex Instr. Pacis Westphalicae. In den Hanauiſchen Berichten (1750, Tom. I, Part. 8, p. 653) und (nachgedruckt und mit Vorrede von fremder Hand) Regensburg 1750. Fol.
9. Anmerkungen über die Privatgedanken über des Erbprinzen zu Caſſel abgelegtes katholiſches Glaubensbekenntniß. Frankfurt 1755. Fol.
10. Nebenſtunden von Teutſchen Staatsſachen. 6 Stücke. Ulm 1757 und 1758. 8°.
11. J. A. Frh. v. Ickſtatt's Rettung der Landeshoheit gegen den Mißbrauch der Kapitulationen, Landesverträge und Reverſalien. Ins Teutſche überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. (Ohne Namen.) Frankfurt 1765. 4°.

Digitized by Google

12.*) Reichsgrundgesetzmäßige Beantwortung der Frage: Wie viel Soldaten eines Teutschen Reichsstandes Land zu erhalten schuldig sei? wie auch: Wer den Ausschlag darin geben könne? (Ohne Namen.) 1765. 4°.

13. Abhandlung von Provisional-Verfügungen während des Rechtsstreits zwischen Landesherren und derselbigen Landständen. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

14. Grundsätze des Besteuerungsrechts der Teutschen Reichsstände. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

15. Abhandlung von Receßwidrigen oder doch unbewilligten Landsteuern, derselben gewaltsamen Beitreibung und schuldigen Wiederersetzung. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

16. Abhandlung von dem Hofgottesdienst eines Landesherrn, so anderer Religion ist als sein Land. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

17. Grundsätze von dem öffentlichen, Privat- und Haus-Gottesdienst. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

18. P. v. Ickstatt's Grundsätze von dem Majestätsrecht der obersten Herrschaft und dessen Folgen, mit Anmerkungen darüber. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

19. Abhandlung von der Teutschen Landstände Conventen ohne landesherrliche Bewilligung. 1765. 4°.

20. Abhandlung von Nöthigung der Unterthanen zu regulären Kriegsdiensten. (Ohne Namen.) 1765. 4°.

21. Sammlung einiger neuen Abhandlungen von Teutschen Staatssachen. 1765. 4°.

22. Gedanken über das neu erfundene vernünftige Staatsrecht des Teutschen Reichs. (Ohne Namen.) Frankfurt 1767. 8°.

23. Reichs-Staatshandbuch auf die Jahre 1768—1775. Stuttgart 1768. folg.

24. Neueste kleine Staats-Schriften. Frankfurt und Leipzig 1768. 8°.

25. Von der Reichs-Verfassungsmäßigen Freiheit, von Teutschen Staatssachen zu schreiben. Göttingen und Gotha 1772. 8°.

26. Von dem Ausdruck: Corpus Evangelicorum. Regensburg 1772. 4°.

27. Von der evangelischen Reichsstände Collegial-Rechten, besonders in Ansehung ihrer inneren Verfassung. Regensburg 1772. 4°.

---

*) Die Schriften Ziffer 12—20 finden sich auch in der Sammlung einiger neuen Abhandlungen von Teutschen Staatssachen (1. und 2. Sammlung, 1765, 4°) siehe unter Ziffer 21.

Digitized by Google

28. Von des Corporis Evangelicorum Vertretungsrecht seiner Glaubensgenossen. Regensburg 1772. 4°.
29. Von dem Ansehen der Rechtsgelehrten in Teutschen Staatssachen. Regensburg 1773. 4°.
30. Von der Staats-Justiz, besonders in Absicht auf Teutschland. Regensburg 1773. 4°.
31. Von dem Reichsständischen Schuldenwesen, so viel es der weltlichen Churfürsten, auch regierender Reichsfürsten und Grafen Cameralschulden ꝛc. betrifft. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1774 und 1775. 4°.
32. Von der Verschonung der Reichsstädte mit militärischer Einquartierung. In dem Reichsstädtischen Magazin 1775, Teil 2, S. 820.

IV. Von den höchsten Reichsgerichten.

1. Merkwürdige Reichshofraths-Conclusa. 8 Teile. (Ohne Namen.) Frankfurt 1726—1732. 8 Bände. 8°.
2. Auserlesene Reichshofrats-Conclusa. 8 Teile. (Ohne Namen.) Baireuth 1749. 8°.
3. Alte und neue Reichshofraths-Conclusa. 4 Teile. Frankfurt und Ebersdorf 1743—1745. 4 Bände. 8°.
4. Einleitung zum Reichshofraths-Prozeß. 4 Teile. Frankfurt und Leipzig 1731—1737. 8°.
5. Grundsätze der Reichshofraths-Praxis. Frankfurt 1743. 8°.
6. Bedenken von der Kammergerichts-Visitation. Regensburg 1767. 4°. Mit Anmerkungen und Gegenanmerkungen: Stuttgart 1767. 4°.
7. Von dem Recurs an die Kammergerichts-Visitation. Ulm 1775. 8°.
8. Zwölf Reichshofraths-Gutachten wegen des Jesuiter-Ordens; dessen Aufhebung und die wegen der ehemals von ihm besessenen Güter entstandenen Streitigkeiten betreffend. Stuttgart 1775 8°.
9. Von der Verbindung der evangelischen Reichsgerichtsbeisitzer an die Schlüsse des Corporis Evangelicorum. Frankfurt und Leipzig 1775. 4°.
10. Nochmals bevestigte Verbindlichkeit der evangelischen Reichsgerichtsbeisitzer an die Schlüsse des Corporis Evangelicorum. Frankfurt und Leipzig 1777. 4°.
11. Memorial an das Corpus Evangelicorum wegen des von dem Kammergericht zu Wetzlar gegen mich verhängten fiscalischen Prozesses. Stuttgart 1777. Fol.
(Auch in der „Neuen Europ. Staats-Kanzlei", Teil 49, S. 104 fg.)

Digitized by Google

V. **Sammlungen von Staatsschriften u. dergl. mit eigenen Arbeiten.**

1. Reichs-Fama, oder das Merkwürdigste vom Reichsconvent, Kaiserlichen Hof und Ständen des Reichs, mit historischen Erläuterungen. 23 Teile. (Ohne Namen.) Frankfurt und Nürnberg 1727—1736.
2. Auserlesene neueste Staats-Acta von Teutschland, mit Erläuterungen und Anmerkungen. 2 Teile. (Ohne Namen.) Berl. 1736. 8°.
3. Beitrag zu dem neuesten Staatsrecht und Staatshistorie Teutschlands, mit gelehrten Neuigkeiten von Teutschen Staatssachen. Ebersdorf 1746. 8°.
4. Teutsches Staats-Archiv 1751—1757. Hanau und Frankfurt. 13 Bände.
5. Vermischte Nachrichten von Reichs-Ritterschaftlichen Sachen. (Ohne Namen.) Nürnberg 1772 und 1773. 8°.
6. Reichsstädtisches Magazin. 2 Teile. Frankfurt und Leipzig 1774 und 1775. 8°
7. Beiträge zu Reichs-Ritterschaftlichen Sachen. 4 Stücke. Ulm 1775. 8°.

VI. **Bloße Sammlungen von Staatsschriften oder Urkunden.**

1. Actenmäßiger Bericht von der Verfolgung der Evangelischen im Erzbisthum Salzburg. 2 Teile. (Ohne Namen.) Tübingen 1732. 8°.
2. Salzburgische Emigrations-Acten. 12 Teile. Ulm 1732 und 1733. 2 Bände. 8°.
3. Acta publica etc. Die Succession in den Oestereichischen Erblanden und Kaiser Karls des VI. darüber errichtete Sanctionem pragmaticam betreffend. (Ohne Namen.) Frankfurt 1732. 8°.
4. Reichsstädtisches Handbuch. 2 Teile. Tübingen 1732 und 1733 4°.
5. Diplomatisches Archiv des achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurt 1743. 8°.

VII. **Ueber das besondere Staatsrecht einzelner deutscher Reichsstände.**

19 Schriften.

VIII. **Von europäischen Staatssachen und dem Völkerrecht.**

1. Die Nichtigkeit der spanischen Prätension auf den Ritterorden des goldenen Vliesses. (Unter dem Namen Caesarinus Charitinus.) Eßlingen 1723. 4°.
2. Die gerettete völlige Souveränität der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Tübingen 1731. 4°. (Auch unter dem Titel:

Digitized by Google

Commentarius ad Art. 6 Instrum. Pac. Westphal. Frankfurt 1731. 4°.)

3. Anfangsgründe der Wissenschaft von der gegenwärtigen Staatsverfassung von Europa und dem unter den europäischen Potenzien üblichen Völker- oder allgemeinen Staatsrecht. Tübingen 1732. 8°.
4. Der Belgradische Friedensschluß zwischen dem Kaiser und der Pforte, mit Beilagen und Anmerkungen, auch einer Vorrede von den dermalen üblichen Gattungen der Gesandten und anderen öffentlichen Personen. Jena 1740. 4°.
5. Beiträge zu dem neuesten Europäischen Gesandtschaftsrecht. Frankfurt 1781. 8°.
6. Erste Grundlehren des jetzigen Europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten. Nürnberg 1778.
7. Versuch des neuesten Europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten. Teil 1—10. Frankfurt 1777—1780. 8°.
8. Grundsätze des jetzt üblichen Europäischen Völkerrechts in Friedenszeiten. Hanau 1750. 8°.
9. Beiträge zu dem neuesten Europäischen Völkerrecht in Friedenszeiten. Teil 1—5. Stuttgart 1779. 8°.
10. Grundsätze des jetzt üblichen Europäischen Völkerrechts in Kriegszeiten, mit einem Anhang, was in Ansehung des Partiegehens Völkerrechtens ist. Tübingen 1752. 8°.
11. Beiträge zu dem neuesten Europäischen Völkerrecht in Kriegszeiten. 3 Teile. Tübingen 1779—1781. 8°.

IX. **Oeffentliche Streitschriften,** für andere verfertigt.

Außer 34 Schriften aus früher, folgende aus späterer Zeit:

1. Anmerkungen über das Absterben des Kurfürstlichen Hauses Bayern. Frankfurt. 1778. 4° und Fortsetzung ebendaselbst.
2. Von der zukünftigen Pfalz-Zweibrückischen Landesfolge. Stuttgart 1781. 4°.
3. Gründe, daß der Markgrafschaft Burgau Insassen Reichsunmittelbare seien. (Ohne Namen.) Stuttgart 1781. Fol.
4. Rechtliches Gutachten über die zwischen dem Erzhause Oesterreich und den Insassen der Markgrafschaft Burgau obwaltenden Streitigkeiten. Stuttgart 1781. Fol.

X. **Landesherrliche Gesetze,** von Moser ausgearbeitet.

1. Fürstlich Hessen-Homburgische provisionale Kanzleiordnung. Homburg 1747. 4°.

Digitized by Google

2. Herzoglich Württembergische Ordnung für die allgemeine freiwillige Wittwen- und Waisenkasse. Stuttgart 1756. Fol.
3. Ordnung für diejenigen, welche sich in die in dem Herzogtum Württemberg gemachte allgemeine freiwillige Brandversicherungs-Gesellschaft begeben wollen. Stuttgart 1756. Fol.
4. Ordnung für die Communen in dem Herzogtum Württemberg. Ludwigsburg 1758. Fol.
5. Herzoglich Württembergische Wechsel- und Wechselgerichts-Ordnung. Stuttgart 1759. Fol.

XI. Zum deutschen Privatrecht.

1. Dissertatio de rationibus decidendi a judice partibus non necessario communicandis. Tübingen 1731. 4°.
2. (Progr.) Grundsätze von dem Teutschen Privatrecht überhaupt. Frankfurt a. d. O. 1738. 4°.
3. Dissertatio de transmissione actorum. Frankfurt a. d. O. 1739. 4°.

XII. Zum evangelischen und übrigen Kirchenrecht.

1. Rechtliches Bedenken von Privatversammlungen der Kinder Gottes, nebst einer Erzählung, was sich kürzlich in Hannover diesfalls zugetragen und dem Gutachten des Ministerii einer vornehmen Reichsstadt von dergleichen Versammlungen. Tübingen 1734. 8°.
2. Theses de ecclesiis evangelicis in genere. Frankfurt a. d. O. 1736. 4°.
3. Corpus juris evangelicorum ecclesiastici. 2 Teile. Züllichau 1737 und 1738. 4°.
4. Dissertatio de officio principis circa religionem et salutem aeternam subditorum. Frankfurt a. d. O. 1738. 4°.
5. Dissertatio de formula absolutionis confitentium. Frankfurt a. d. O. 1739. 4°.
   Auch deutsch: Akademische Abhandlung von der Absolutionsformel im Beichtstuhl. Wernigerode 1739. (Uebersetzung eines Dritten.)
6. Abhandlungen aus dem Teutschen Kirchenrecht. Frankfurt und Leipzig 1772. 8°.
7. Rechtliches Bedenken von Aufhebung des Jesuiter-Ordens, besonders soweit es die Befugnisse eines evangelischen Reichsstandes dabei betrifft. Frankfurt und Leipzig 1774. 8°.
8. Zugaben zu den rechtlichen Bedenken von Aufhebung des Jesuiter-Ordens. Frankfurt und Leipzig 1774. 8°.

Digitized by Google

9. Fortgesetzte Nachrichten von des Jesuiter-Ordens Aufhebung und den darüber in Teutschland entstandenen Streitigkeiten. Ulm 1775. 8°.
10. Gutachten wegen der jetzigen Religionsbewegungen, besonders in der evangelischen Kirche. (Ohne Namen.) Stuttgart 1780. 4°.

XIII. Zum deutschen Lehnrecht.

1. Dissertatio juris feudalis Saxonici, von dem Gedinge. Frankfurt a. d. O. 1737. 4°.
2. Von der Schuldigkeit, ein Mannengericht niederzusetzen. In den „Abhandlungen". Band 2, S. 785.
3. Allerlei Nachrichten von Teutschen kleineren wie auch Italienischen Reichslehen. Ebendaselbst. Band 3, S. 659.

XIV. Zur Kanzleipraxis.

1. Einleitung zu den Kanzleigeschäften. Hanau 1750. 8°.
2. Einige Vorteile für Kanzleiverwandte und Gelehrte, in Absicht auf Actenverzeichnisse, Auszüge und Register, desgleichen auf Sammlungen zukünftiger Schriften und wirkliche Ausarbeitung der Schriften. Stuttgart 1773. 8°.

XV. Von Kameral-, Handlungs-, Oekonomie-, Manufaktur- und Polizeisachen.

1. Einige Grundsätze einer vernünftigen Regierungskunst nach der jetzigen Denkart und Handlungsweise verständiger Regenten, Minister und Landstände. (Ohne Namen.) Stuttgart 1753. 4°.
2. Nachricht von einer freiwilligen Feuerkasse für das Herzogthum Württemberg. (Ohne Namen.) Stuttgart 1754. 4°.
3. Desgleichen, Erläuterte Nachricht. (Ohne Namen.) Stuttgart 1754. 4°.
4. Pro memoria und Entwurf einer gemeinschaftlichen Feuerkasse der Reichsstädte in Schwaben. (Ohne Namen.) Stuttgart 1754. Fol.
5. Schwäbische Nachrichten von Oekonomie-, Cameral-, Polizei-, Handlungs-, Manufactur-, Mechanischen und Bergwerkssachen. Stuttgart 1756 und 1757. 8°.
6. Bibliothek von ökonomischen, Cameral-, Polizei-, Nahrungs-, Manufactur-, Mechanischen und Bergwerks-Gesetzen, -Schriften und kleinen Abhandlungen. Ulm 1758. 8°.
7. Anti-Mirabeau oder unparteiische Anmerkungen über des Marquis von Mirabeau natürliche Regierungsform, einen Staat

Digitized by Google

blühend, reich und mächtig, auch die Familien und einzelnen Personen, aus welchen er besteht, so glücklich als es immer möglich ist, zu machen, besonders in Absicht und Anwendung auf Teutsche Lande. (Ohne Namen.) Frankfurt und Leipzig 1721. 8°.

XVI. Zur alten deutschen Münzwissenschaft.

Anmerkungen über J. P. v. Ludewigs Einleitung zu dem Teutschen Münzwesen mittlerer Zeiten. Frankfurt und Leipzig 1722. 8° und Ulm 1752. 8°.

XVII. Zur deutschen Staatsgeschichte.

1. Probe einer sowohl chronologischen als systematischen Staatshistorie Teutschlands unter der Regierung von Kaiser Joseph. Züllichau 1738. 8°.
2. Staatshistorie Teutschlands unter der Regierung von Kaiser Carl VII. 2 Teile. Jena 1743 und 1744. 8°.
3. Einleitung zu den neuesten Teutschen Staatsangelegenheiten. Hanau 1750. 8°.
4. Einleitung in die Staatshistorie Teutschlands unter der Regierung von Kaiser Franz. Frankfurt 1755. 8°.
5. Neueste Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft unter den Kaisern Matthias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold, Joseph I., Carl VI., Karl VII., Franz und Joseph II. mit Betrachtungen darüber. Frankfurt und Leipzig 1775 und 1776. 8°.
6. Erste Grundlinien der Teutschen Staatsgeschichte, zur Vorbereitung auf das Teutsche Staatsrecht. Stuttgart 1776. 8°.
7. Staatsgeschichte des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen in den Jahren 1778 und 1779. Frankfurt 1779. 4°.
8. Der Teschnische Friedensschluß von 1779, mit Anmerkungen. 1779. 4°.
9. Nachtrag zu den Anmerkungen über den Teschnischen Friedensschluß. 1780. 4°.

XVIII. Zur Kirchengeschichte.

1. Dreifacher Entwurf einer Historie des Reichs Jesu Christi auf Erden, besonders von Spener's Zeiten an. Ebersdorf 1745. 8°. Auch in den Hanauischen Berichten von Religionssachen, Band 1, S. 151, 261, 335, 549, 717, Band 2, S. 59, 114, 343, 548, 628, 684.

Digitized by Google

2. Entwurf einer historischen Bibliothek für Kinder Gottes. Ebersdorf 1745. 8°.

XIX. Der Erbauung gewidmete Schriften.

1. Erbauliche Todesstunden. 1 Teil. (Unter dem Namen Christ. Gottl. Erdmann.) Tübingen 1730.
2. Altes und Neues aus dem Reich Gottes und der übrigen guten und bösen Geister, bestehend in glaubwürdigen Nachrichten von allerlei merkwürdigen Führungen Gottes, sonderlich in dem Werk der Bekehrung, erbaulichen und erschrecklichen letzten Stunden, erwecklichen Lebensbeschreibungen, mancherlei Erscheinungen und vielen anderen, so zur Befestigung in dem Guten und Verwahrung vor dem Bösen dienen kann. Nebst einem Anhang von erbaulichen Briefen, unbekannten und neuen geistlichen Liedern und einem kurzen Bericht von vielerlei zur Beförderung des wahren Christenthums dienlichen Teutschen Büchern. 19 Teile. Stuttgart 1733—1736. 2 Bände. 8°.
3. Betrachtungen über das Neue Testament. 2 Stücke. (Ohne Namen.) Stuttgart 1735. 8°.
4. Geistliche Korrespondenz. (Ohne Namen.) Leipzig 1739. 8°.
5. Erbauliche Nachrichten und Briefe. 1. Sammlung. Frankfurt a. d. O. 1739. 8°.
6. Zeugniß von dem Frieden Gottes. Ebersdorf 1740. 8°. Auch in den „Monatlichen Beiträgen zu Förderung des wahren Christentums", 1. Stück, S. 14 und 95.
7. Theologia pastoralis exemplaris viva oder Gesegnete Amtsführung einiger noch lebenden treuen Knechte Gottes, mit einer Vorrede vom Haß der Welt ꝛc. (Ohne Namen.) Züllichau 1740. 8°.
8. Selige letzte Stunden einiger dem zeitlichen Tode übergebenen Missethäter, mit einer Vorrede von der Möglichkeit der wahren Bekehrung und eines seligen Endes solcher Personen, von der Mittelstraße in Beurtheilung einer solchen Bekehrung, von der rechten Art, mit solchen Leuten umzugehen, und von dem rechten Gebrauch dieser Sammlung ꝛc. (Ohne Namen.) Ebersdorf 1740. 8° und Jena 1742. Fortsetzung: Leipzig 1745. 8°.
9. Abhandlung von dem Bekenntniß und der Vergebung der Sünden. Zur Erläuterung der Materie von der Beichte und Absolution. Jena 1741. 8°.
10. Schriftmäßige Gedanken von der Verbindung der Weltweisheit, besonders der Wolfischen, mit der Theologie. Nach Erforderniß der jetzigen Zeiten denen, die sich wollen warnen lassen, zur Prüfung vorgelegt. Saalfeld 1741. 8°.

Digitized by Google

11. Sendschreiben von der Gefahr der Heirathen erweckter oder wiedergeborener Personen mit unbekehrten. (Ohne Namen.) Ebersdorf 1741. 8°. Vermehrt: Züllichau.
12. Theologische Gedanken von der ehelichen Beiwohnung unbekehrter, erweckter und wiedergeborener Personen. (Ohne Namen.) Züllichau 1741. 8°.
13. Wöchentliche Beiträge zu Förderung des wahren Christenthums. (Ohne Namen.) Homburg 1748. 8°.
14. Monatliche Beiträge zu Förderung des wahren Christenthums. 1752 und 1753. 2 Bände. 8°.
15. Selige letzte Stunden von 31 Personen, so unter des Scharfrichters Hand gestorben ꝛc. Stuttgart 1753. 8°.
16. Bekehrungsgeschichte der heidnischen Mohrensklaven in den Dänischen Inseln in Westindien. (Ohne Namen.) Stuttgart 1782. 8°.
17. Sammlung eigentlicher Krankenlieder. (Ohne Namen.) Stuttgart 1757. 8°.
18. Betrachtungen über die Sonn-, Fest- und Feiertäglichen Evangelien. (Ohne Namen.) Frankfurt und Leipzig, auch Eßlingen 1774. 8° und Stuttgart 1775.

XX. Geistliche Gedichte.

1. Fünfzig geistliche Lieder. Tübingen 1732. 12°.
2. Lieder von dem wahren Christenthum. Stuttgart 1765. 8°.
3. Lieder gegen das falsche Christenthum. Stuttgart 1765. 8°.
4. Lieder über die gewöhnliche Beichtformel. Stuttgart 1765. 8°.
5. Lieder auf allerlei Personen, Umstände und Zeiten. Stuttgart 1765. 8°.
6. Lieder von Kreuz und Leiden. Stuttgart 1765. 8°.
7. Lieder in Krankheiten, wie auch vom Tode, jüngsten Gericht, Himmel, Hölle und Ewigkeit. Offenbach 1765. 8°.
8. Lieder über Steinhofer's Predigten. Tübingen 1766. 4° und 8°.
9. Lieder über die Grundwahrheiten der evangelischen Religion. Stuttgart 1766. 8°.
10. Gesammelte Lieder, so zum Theil schon vormals gedruckt, zum Theil aber bisher noch ungedruckt gewesen. 2 Teile. Stuttgart 1766 und 1767. 8°.

XXI. Andere in das Religionswesen einschlagende Schriften.

1. Aufmunterung zur Gutthätigkeit gegen die um der evangelischen Religion willen vertriebenen Salzburger. (Ohne Namen.) Tübingen 1732. 8°.

Digitized by Google

2. Die Religionsfreiheiten und Beschwerden der Evangelischen in ganz Europa, besonders in Teutschland. Ebersdorf 1741. 8°.
3. Hanauische Berichte von Religionssachen. 16 Teile. (Ohne Namen.) 1750 und 1751. 8°.
4. Neue Berichte in Religionssachen. 4 Teile. Frankfurt 1751. 8°
5. Vermischte Berichte in Religionssachen. 4 Teile. Stuttgart 1752 bis 1754. 8°.
6. Kurzgefaßte Geschichte der wichtigsten Religionsangelegenheiten unter der Regierung von Kaiser Franz. Frankfurt 1756. 8°.
7. Von Comitial-Handlungen in den Religionsbeschwerden. Stuttgart 1767 4°.
8. Eines evangelischen Rechtsgelehrten Ursachen, warum er sich nicht entschließen kann, römisch-katholisch zu werden. Vorgestellt in Anmerkungen über Herrn v. Felbiger's katholischen Katechismus. 1. Stück. Von der Kirche. Ulm 1776. 8°.
9. (Abhandlung) von Duldung der Freimaurer-Gesellschaften, besonders in Rücksicht auf den Westphälischen Frieden. (s. l.) 1776. 8°.
10. Die Rechte der Menschheit in Religionssachen, sowohl im Stande der Natur, als auch in einer bürgerlichen Gesellschaft. Stuttgart 1782. 8°.

XXII. Zur gelehrten Geschichte überhaupt.

1. Wöchentliche Relationes von Schwäbischen gelehrten Neuigkeiten. Semestre aestivum. (Ohne Namen.) Tübingen 1721. 8°.
2. Bibliotheca manuscriptorum, maxime anecdotorum eorumque historicorum. Nürnberg 1722. 4°.
3. Relationes von gelehrten Neuigkeiten. 12 Stücke. (Ohne Namen.) Tübingen und Nürnberg 1730 und 1731. 8°.

XXIII. Zur theologischen gelehrten Geschichte.

Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformirten Theologen in und um Teutschland, mit einer Vorrede von dem, was bei einer nützlichen Lebensbeschreibung, besonders eines Theologen zu beobachten, nöthig ist. 2 Teile. Züllichau 1740 und 1741. 4°.

XXIV. Zu der rechtlichen und historischen gelehrten Geschichte.

1. Unparteiische Urteile von juridischen und historischen Büchern 6 Stücke. (Ohne Namen.) Nürnberg 1722—1725. 8°.

Digitized by Google

2. Bibliotheca juris publici, s. Rom. Germ.-Imperii. 3 Teile. Stuttgart 1729—1734. 8°.
3. Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten in und um Teutschland, mit einer Vorrede von nützlichen und brauchbaren Rechtsgelehrten. Züllichau 1738. Vermehrt: Ebendaselbst 1739. 8°.
4. Neueste Geschichte der Teutschen Staatsrechtslehre und deren Lehrer. Frankfurt 1770. 8°.
5. Neueste Bibliothek des allgemeinen Teutschen Staatsrechts. Frankfurt 1771. 8°.
6. Von dem neuesten Zustand des besonderen Teutschen Staatsrechts, nebst einer Anzeige der seit 1751 hierin an das Licht getretenen Lehr- und Streitschriften. Frankfurt 1770. 8°.

XXV. Lehr- und Studien-, auch Akademiesachen.

1. Entwurf eines Collegii methodologici juridici. Tübingen 1721. 8°.
2. Statuta et Oeconomia Suevicae Historiarum Academiae. (Ohne Namen.) Tübingen 1721. 8°.
3. Anzeige wegen meiner Collegiorum. Tübingen 1729. Fol.
4. Gedanken von dem studio juris junger Standes- und anderer Personen. Jena 1736. 8°.
5. Gedanken, wie Universitäten, besonders in der juridischen Fakultät, sowohl in einen guten Ruf und Aufnahme zu bringen und darin zu zu erhalten, als auch recht nützlich und brauchbar zu machen sein möchten. Frankfurt a. d. O. 1736. 4°.
6. Einladung zu meinen Lectionen und Collegien. Frankfurt a. d. O. 1736. 4°.
7. Entwurf einiger Anstalten zum Dienst junger Standespersonen, so sich den Staatssachen widmen wollen. Ebersdorf 1745. 4°.
8. Entwurf einer Staats- und Kanzleiakademie. Hannover 1749. 8°.
9. Wiederholte Nachricht von einer Staats- und Kanzleiakademie. Hannover 1749. 8°.
10. Nähere Anzeige der Teutschen Staatssachen, so bei dieser Akademie abgehandelt werden. Hanau 1749. 8°.
11. Sendschreiben von dem gegenwärtigen Zustand der Staats- und Kanzleiakademie. Hanau 1750. 8°.

XXVI. Württembergische und schwäbische Sachen.

1. Vitae professorum Tubingensium ordinis theologici. Decas. I. Tübingen 1718. 4°.

Digitized by Google

2. Würtembergia literata viva Decas. I. (Ohne Namen.) Tübingen 1724. 8°.
3. Vermischte, die Württembergischen Staatsrechte, auch Civil-, Kirchen-, gelehrte und natürliche Historie betreffende observationes, diplomata und andere pieçen. Stuttgart 1724. 8°.
4. Erläutertes Württemberg oder Sammlung allerhand alter und neuer Schriften, Observationen und Urkunden, wodurch die Civil-, Kirchen-, gelehrte und natürliche Historie, auch das Staats- und Landrecht des Herzogthums Württemberg einiges Licht erhält; insbesondere die Stiftungen der in Württemberg befindlichen stipendiorum, das Leben der noch lebenden und verstorbenen Württembergischen Gelehrten und der Genealogien der vornehmsten in Württemberg florirenden so adelich- als bürgerlichen Familien. Zusammengetragen und zum Theil selbst verfaßt von Johann Jakob Moser von Filseck und Weilerburg. Tübingen 1729 und 1732. 8°.
5. Sammlung allerlei Württembergischer Stipendiorum und anderer Stiftungen. Tübingen 1732. 8°.
6. Einige Nachrichten von Württembergischen Stipendien. Stuttgart 1783. 8°.
7. Sammlung allerlei Württemberg betreffender Urkunden. Erster Teil. Tübingen 1732. 8°. Auch unter dem Titel: Specimen Württembergiae diplomaticae etc. und als dritter Teil des „Erläuterten Württemberg".
8. Verzeichniß vieler 100 gedruckter Württembergischer Urkunden, sowohl nach der Zeitordnung, als den darin enthaltenen Materien. Stuttgart 1753. 8°.
9. Schwäbische Merkwürdigkeiten oder kleine Abhandlungen, Auszüge und vermischte Nachrichten von Schwäbischen Sachen; zum Dienst und Vergnügen hoher und niedriger, gelehrter und ungelehrter Personen. 1. Band. (Ohne Namen.) Stuttgart 1757. 8°.
10. Brauchbare Nachrichten für diejenigen, so sich des Württembergischen Wildbades bedienen wollen. (Ohne Namen.) Stuttgart 1758 und 1759. 8°.
11. Württembergisches Gelehrtenlexikon, soviel die jetzt lebenden Württembergischen Schriftsteller betrifft. 2 Teile. Stuttgart 1772. 8°.

XXVII. Schriften, die allerlei Materien enthalten.

1. Miscellanea juridico-historica. 2 Bände. Nürnberg 1729 und 1730. 8°.
2. Moseriana. 2 Teile. Frankfurt a. d. O. und Ebersdorf 1739. 8°.

Digitized by Google

3. Opuscula academica (Francofurtana) multis accessionibus aucta, cum Prologo galeato adversus F. B. Carpeovium. Jena 1744. 4°. (Auch unter dem Titel: Selecta jnris etc.)
4. Nachlese ungedruckter oder doch rarer Staatsbedenken, Urkunden und Nachrichten. 3 Teile. Frankfurt 1733 und 1734. 8°.
5. Vermischte Abhandlungen aus dem Europäischen Völkerrecht, wie auch von Teutschen und anderen Europäischen Staats-, desgleichen von Kanzleisachen. 3 Stücke. Hanau 1750. 8°.
6. Abhandlung verschiedener besonderer Rechtsmaterien. (Hernach unter dem Titel: Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien, auch andere brauchbare und angenehme Nachrichten und Anmerkungen.) 16 Stücke. Frankfurt und Leipzig 1772—1776. 4 Bände. 4°. 17. bis 20. Stück. Ulm 1776 und 1777.

XXVIII. Kleine Abhandlungen.

1. In der Berliner Intelligenz vom Jahre 1737 Nr. 1, 8, 17, 19, 22, 27, 31, 37, 38, und vom Jahre 1738 Nr. 6.
2. In den wöchentlichen Frankfurtischen Abhandlungen von 1755, No. 1, 5, 16, 17, 18, 19, 22, 25, 26, 28, 32, 34, 48.
3. In den Hannöverischen gelehrten Anzeigen 1753, S. 806: Abhandlung von einem Originalstempel eines kaiserlichen Landfriedens-Insiegels von Kaiser Wenceslaus' Zeiten.

XXIX. Familiensachen und Lebenslauf.

1. Bischerische Ahnentafeln, mit Beweisthümern und historischen Erzählungen. Tübingen 1728. Fol.
2. Stammtafeln der Familie v. Moser von Filseck. (Ohne Namen.) Tübingen 1729. Fol. Auch in dem „Erläuterten Württemberg", Part. I.
3. Ad imperatorem, Vorstellung in Sachen Moser contra v. Ziegesar, Eschenau betreffend. Tübingen 1731. Fol.
4. Moserisches Geschlechtsregister, mit Anmerkungen. (Ohne Namen.) Stuttgart 1779. 4°.
5. Genealogische Nachrichten von meiner eigenen und allen davon abstammenden Familien. Stuttgart 1752. 8°. Vermehrt: Tübingen 1756. 8°.
6. Lebensgeschichte Johann Jakob Moser's, Königlich Dänischen Etatsraths, von ihm selbst beschrieben. Offenbach 1768. 8° und Münster 1768. 8°. Dritte Auflage. 4 Teile. Frankfurt und Leipzig 1777 und 1783.

Digitized by Google

7. Etwas von dem inneren Leben der seligen Frau Friederike Rosine Moser. Stuttgart 1775. 8°.

XXX. Schutzschrift.

Sendschreiben an die Verfasser der Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen wegen M. Preis in Rostock und D. Darjes in Jena wider mich herausgegebenen Schriften. Ebersdorf 1741. 4°.

XXXI. Fremde, von Moser herausgegebene Schriften.

1. Jos. Grünbeck's Lebensbeschreibungen Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I., mit einem Vorbericht. Tübingen 1721. 8°.
2. Jac. Janneway's geistliches Exempelbüchlein für Kinder (etwas vermehrt und die Vorrede geändert). Tübingen 1732. 12°.
3. Die heilige Schrift. Tübingen 1733. 8°. In wohlfeilem Preis.
4. Mart. Crusius' Schwäbische Chronik bis 1596. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Fortsetzung bis 1733, Vorrede, Leben des Autors und einer Nachricht von mehr als 1000 Schriften, welche Schwaben ganz oder zum Theil betreffen. Tübingen 1733. 2 Bände. Fol.
5. Miscellanearum Dissertationum juris publici Germanici universalis Volumen cum praefatione. (Auch unter dem Titel: Syntagma Diss. selectiorum jus publicum Germanicum universale illustrantium.) Tübingen 1735. 4°.

Ex. f. M.

Digitized by Google